Heft 3, September 2014 / 94. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  Kto.-Nr. 16468-751
  BLZ 660 100 75
- Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
  Kto.-Nr. 2003201
  BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 8,– €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

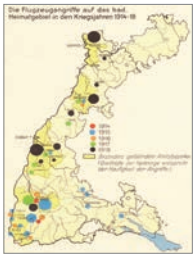
Redaktionsschluss für Heft 4 / 2014: 15. Oktober 2014

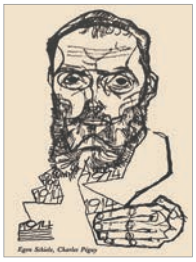
Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: Verwundeter Soldat. Nach 1918 entstandenes Ölgemälde des Markgräfler Malers Adolf Riedlin, der im Ersten Weltkrieg schwer verwundet wurde (Dreiländermuseum Lörrach BkRi 1)

Inhalt





EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 4

Hinweise der Redaktion
Heinrich Hauß 5

AUFSÄTZE

Der Erste Weltkrieg am Oberrhein – ein grenzüberschreitender Überblick
Zur Ausstellungsreihe des Netzwerks Museen und zur Überblicksausstellung im Dreiländermuseum
Markus Moehring 8

Der Krieg daheim – Karlsruhe 1914–1918
Vier Ausstellungen von Stadtarchiv und Historische Museen
Ernst Otto Bräunche 21

Frontstadt Freiburg im Ersten Weltkrieg
Dargleff Jahnke 35

Brühl um 1914 – Mobilmachung und Folgen
Volker Kronemayer 46

Die Feste Kaiser Wilhelm II.
Eine authentische Geschichtsstätte zum Anfassen
Rebecca Bergtholdt 57

»Tränen sind in allen Dingen«
Drei Dichter, der Große Krieg und wir
Julien Collonges / Claire Daudin / Jérôme Schweitzer 66

Öffentliche und private Erinnerung an den Ersten Weltkrieg
Eine historische Spurensuche im Dreisamtal und im Hochschwarzwald
Michael Becht 77

»Steh' ich in finst'rer Mitternacht«
Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg
Ausstellung im Stadtmuseum Rastatt
Christina Reichl 92

»Mit Herz und Hand fürs Vaterland«
Propaganda-Keramik aus der Zeit des Ersten Weltkriegs
Elisabeth Haug 106

»Verbündete im Himmel«
Religiöse Motive in Bildwerken des Ersten Weltkrieges
Hendrik Stössel 122

Weltbilder vor 1914
Einflüsse auf die (Selbst-)Wahrnehmung des Kaiserreichs in Kunst und Technik um die Jahrhundertwende
Barbara Wagner 140

Geschichte von unten
Die Kriegsbriefsammlung des Landesvereins Badische Heimat
Kurt Hochstuhl 151

Die deutsche Feldpresse 1914/18
Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek
Julia Freifrau Hiller von Gaertringen .. 162

Die Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. 170

»immer noch kein Ende des schrecklichen Krieges abzusehen …«
Die »Pfälzische Kriegssammlung« in Speyer als Ausgangspunkt einer Ausstellung zum Ersten Weltkrieg
Ludger Tekampe / Cora Tremmel / Robin Volk 183

»Fastnacht der Hölle«
Der Erste Weltkrieg und die Sinne
Sebastian Dörfler 197

Das »Journal« des Abbé Daucourt
Der Erste Weltkrieg aus der Sicht eines jurassischen Pfarrers
Jean-Paul Prongué 209

Der Frauenverein Schopfheim 1914–1918
Ehrenamtliches Engagement in patriotischer Zeit
Ulla K. Schmid 222

Wärme in der Weihnachtszeit
Soldatenmütter und Soldatenstuben
Dominik Wunderlin 233

Kriegsschuh und Streckfleisch
Badische Landesbibliothek stellt digitalisierte Materialien zum Ersten Weltkrieg bereit
Julia Freifrau Hiller von Gaertringen .. 245

Kriegsspuren
14–18 heute im Schweizer Jura
Laurence Marti 253

Die Publikation dieses Heftes wurde freundlicherweise unterstützt von:

Editorial

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Freunde der Badischen Heimat,

derzeit erinnern deutsche, französische und schweizerische Museen am Oberrhein mit über 25 Ausstellungen an die schwere Zeit des Ersten Weltkriegs. In Zusammenarbeit mit dem oberrheinischen Netzwerk der Museen beteiligt sich die Badische Heimat mit der Herausgabe eines Themenheftes, das nun vor Ihnen liegt. Die grenzübergreifende Zusammenarbeit mit dem Museumsnetzwerk Oberrhein am gemeinsamen Thema des Ersten Weltkriegs wurde durch das EU-Interreg-Programm finanziert und durch den Projektträger, das Dreiländermuseum Lörrach und seinen Direktor, Herrn Markus Moehring, realisiert, dem mein besonderer Dank gilt.

Vor allen Dingen bin ich unserem Vorstandsmitglied Karl-Heinz Harter dankbar, der sich für die Badische Heimat mit der Koordination und redaktionellen Gesamtleitung engagiert und kompetent eingebracht hat.

Wie wurde der Erste Weltkrieg am Oberrhein erlebt? Hierzu soll unser Heft dem Leser einen Eindruck vermitteln. Es enthält Texte von Museen und deren Ausstellungen, aber auch Aufsätze anderer Autoren und Institutionen. Sie kennzeichnen zahlreiche Facetten des Krieges und seiner Auswirkungen auf die Bevölkerung.

Mit dem Beitrag des Museums der Kulturen in Basel über die Soldatenmütter oder dem des Museums in Delémont über die Auswirkungen des Krieges im Jura ist der »Blick von außen« auf die am Kriegsgeschehen beteiligten Länder erkennbar. Die Universitätsbibliothek Strasbourg behandelt die Einflüsse des Krieges auf die Literatur. Die Universität Freiburg stellt ihre Weltkriegssammlung vor. Das Stadtarchiv Karlsruhe beschreibt den »Krieg daheim«, das Museum Speyer thematisiert »den Krieg in der Pfalz«, das Dreiländermuseum Lörrach gibt einen Überblick auf die Kriegszeit in der Region, um nur einige Aufsätze zu erwähnen.

Allen beteiligten Museen, Institutionen und Autoren möchte ich meinen herzlichen Dank für die Textbeiträge und die Zusammenarbeit übermitteln. Ein besonderes Dankeschön geht an die Eheleute Edeltraud und Ulrich Raabe, für die keineswegs einfachen Übersetzungen der französischen Texte.

Die Badische Heimat besitzt eine Sammlung von ca. 350 Soldatenbriefen aus dem Ersten Weltkrieg. Wie es dazu kam und welche Sorgen und Ängste die Soldaten bewegten, hat Dr. Kurt Hochstuhl vom Staatsarchiv Freiburg in seinem Beitrag »Geschichte von unten« anschaulich geschildert.

Mein herzlicher Dank gilt nicht nur den Museen und Autoren, sondern auch Frau Dorothee Kühnel, in deren bewährten Händen das Lektorat und die Redaktion lagen.

Ich wünsche dem Themenheft eine geneigte Leserschaft und empfehle gleichzeitig den Besuch der einen oder der anderen Ausstellung in der Region. Weitere Einzelheiten hierzu finden Sie im Internet unter: www.netzwerk-museen.eu; www.reseau-musees.eu

Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Landesvorsitzender

Hinweise zur vorliegenden Publikation

Markus Moehring beschäftigt sich in »Der Erste Weltkrieg am Oberrhein – ein grenzüberschreitender Überblick« aus unterschiedlichen nationalen, lokalen und thematischen Blickwinkeln mit dem Trinationalen Ausstellungsprojekt im Dreiländermuseum.

Ernst Otto Bräunche stellt im Aufsatz »Der Krieg daheim – Karlsruhe 1914–1918« die Ausstellungen »Der Krieg daheim. Karlsruhe 1914–1918« im Prinz-Max-Palais, »Liebesgaben an der Front« im Stadtarchiv und »Parlament und Ständehaus im Ersten Weltkrieg« in der Erinnerungsstätte Ständehaus vor.

Dargleff Jahnke erinnert in dem Aufsatz »Fronstadt Freiburg im Ersten Weltkrieg« daran, dass Freiburg die »größte Lazarettstadt in Baden« war und den »häufigsten Bombardierungen im gesamten Deutschen Reich« ausgesetzt war.

»Brühl um 1914 – Mobilmachung und Folgen« von Volker Kronemayer untersucht an Hand des »Buches der Gefallenen« Familienverhältnisse und Sozialstrukturen. Der Prozess des Bewahrens, des Umbruchs und der Verwerfungen könne an Hand der Quellenlage dargestellt werden.

Rebecca Bergtholdt behandelt in dem Aufsatz »Die Feste Kaiser Wilhelm II.« im Elsass die Bedeutung der Festung für den Ersten Weltkrieg. Das »Fort de Mutzig« wurde in der Zeit von 1893–1916 gebaut. Da es bis heute keine wissenschaftliche Literatur über den Lebensalltag auf dieser Feste gibt, ruft die Autorin zur Forschung auf.

»Tränen sind in allen Dingen« der Autoren Julien Collonges, Claire Daudin und Jérôme Schweitzer gibt Rechenschaft über ein Gespräch, das über die Ausstellung »1914, la mort des poètes« der Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg über die drei Dichter Charles Peguy, Ernst Stadler und Wilfred Owen geführt wurde.

»Öffentliche und private Erinnerung an den Ersten Weltkrieg« von Michael Becht geht »Erinnerungsspuren« – Kriegerdenkmalen – in Kirchzarten, St. Peter und Waldau nach.

Christina Reichl unterrichtet in der Arbeit »Steh' ich in finst'rer Mitternacht« über Bildpostkarten als kultur- und mentalitätsgeschichtliche Quellengattung in ihrer Funktion als Kommunikationsmittel und Sammelobjekt. Selbstverständlich ist die »grausame Realität des Kriegsalltags« auf ihnen nicht zu sehen, sind sie doch »tröstliche Klischeebilder« und verharmlosende Konstruktionen.

Der Aufsatz »Mit Herz und Hand fürs Vaterland« von Elisabeth Haug führt ein in die Propaganda-Keramik aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und behandelt ikonografische Themen der Weltkriegskeramik. Erstaunlich ist die fast gleichzeitig mit der Kriegerklärung und Mobilmachung erfolgte Vermarktung des Krieges.

Hendrik Stössel widmet sich in seinem Aufsatz »Verbündete im Himmel« den staatskirchenrechtlichen Rahmenbedingung des Großem Krieges und dem Summus Episkopus Wilhelm II. Die öffentlichen Äußerungen sind deshalb »kirchlich bzw. christlich-theologisch konnotiert.«

Die »Bewusstseinslage in Kirche und Gesellschaft« sieht der Autor in den Axiomen der »politisch-militärischen« und in der »slawischen Bedrohung« verankert. Bei den individuellen Quellen interessiert sich der Verfasser besonders für die Gattung der »religiösen Feldpostkarte« und der »Gattung der Kriegsfeldpredigt«. Um eine »erstaunliche Geschichte«, lange verschwiegen, handelt es ich beim Weihnachtsfest 1914 in Flandern an der Marne, wo sich Briten und Deutsche einander zum Frieden die Hand reichen.

Barbara Wagner beschäftigt sich in »Weltbilder vor 1914« mit den gesellschaftlichen Entwicklungen vor Ausbruch des Großen Krieges in Wissenschaft, Wirtschaft, Utopien, Fantasien, Film. In einem zweiten Schritt widmet sich der Beitrag dem zerstörten Weltbild in der Kunst und der bildhaften Rezeption, die auf die Technisierung der Umwelt reagierte. Dabei spielen insbesondere die zeitgenössischen Karikaturen eine Rolle. Mit einem Blick auf die Gegenwart stellt die Autorin fest, dass sich hinsichtlich der Mentalität und der Meinungsbildung wenig geändert habe. »Bildmedien sind weiterhin höchst manipulativ und kontextabhängig«.

»Geschichte von unten« von Kurt Hochstuhl berichtet von der »Sammlung der Soldatenbriefe«, die von dem Landesverein Badischen Heimat 1915 veranlasst wurde und der Möglichkeit der Digitalisierung und Aufarbeitung innerhalb des Interreg-Projekts Netzwerk Museen am Oberrhein.

In der Ausstellung »Die deutsche Feldpresse 1914/18« in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe wird von Julia Freifrau Hiller von Gaertringen die ganze Vielfalt der Soldatenzeitungen dokumentiert.

Der Aufsatz »Die Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.« stellt die »außerordentlich interessante Weltkriegssammlung im Umfang von etwa 5000 Dokumenten« vor. Studierende des Historischen Seminars der Universität Freiburg untersuchten die Kriegssammlung der Universitätsbibliothek im Rahmen einer Lehrveranstaltung im Wintersemester 2013/14.

Auch im Historischen Museum der Pfalz wurde während des Ersten Weltkriegs eine »Pfälzische Kriegssammlung« zusammengetragen, die Ludger Tekampe, Cora Tremmel und Robin Volk als Ausgangsmaterial für ihre Ausstellung über die Pfalz im Ersten Weltkrieg diente.

Die Sonderausstellung des Hauses der Geschichte will nach Sebastian Dörfler mit dem Aufsatz »Fastnacht in der Hölle« aufzeigen, welchen Beitrag die »Sinnengeschichte des Krieges« zum damaligen Verständnis der damaligen Kriegserfahrung beitragen kann. Es wird gefragt, »wie die Menschen den Krieg sahen, hörten, rochen, schmeckten und fühlten.«

Jean-Paul Prongué wertet im »Journal des Abbé Daucourt« (1849–1912) die Erinnerungen des gelehrten und liberalen Landpfarrers, Historikers, Stadtarchivars und ersten Leiters des Museums in Delémont für die ersten Jahre des Ersten Weltkriegs aus.

Ute K. Schmid beschreibt in »Der Frauenverein Schopfheim 1914–1918« die Geschichte des Frauenvereins, der schon 1855 gegründet, sich 1899/1902 durch Vertrag mit der Militärbehörde verpflichtet hatte, im Fall einer Mobilmachung ein Vereinslazarett einzurichten. Beschäftigungstherapien für die Verwundeten, Unterhaltungsangebote für die Soldaten und so genannte »Liebesgaben-Verschickung« an die Soldaten im Felde werden demgemäß behandelt.

Dominik Wunderlin thematisiert in seinem Aufsatz »Wärme in der Weihnachtszeit«, den »Schweizer Verband Soldatenwohl«, der in der Erinnerungskultur bisher geringen Niederschlag gefunden hat. Eine besondere Rolle spielte bei der Gründung die Journalistin Elsa Züblin-Spiller

(1881–1948). Die Organisation richtete Soldatenstuben mit alkoholfreiem Betrieb ein. Weitere Leitgedanken waren die Schaffung eines behaglichen Ortes, der auch ohne Konsumzwang aufgesucht werden konnte.

Julia Freifrau Hiller von Gaertringen gibt in »Kriegsschuh und Streckfleisch« einen Überblick über das breite Spektrum der zeitgenössischen Materialien in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe und stellt eine Auswahl der inzwischen digitalisierten Titel vor.

Im Musée jurassien d'art et d'histoire von Delémont geht Laurence Marti den »Kriegsspuren« nach, den der Krieg im heutigen Denken und Handeln hinterlassen hat. Zur Beantwortung dieser Frage hat das Museum Akteure aus den Jura miteinbezogen.

Heinrich Hauß

Der Erste Weltkrieg am Oberrhein – ein grenzüberschreitender Überblick

Zur Ausstellungsreihe des Netzwerks Museen und zur Überblicksausstellung im Dreiländermuseum

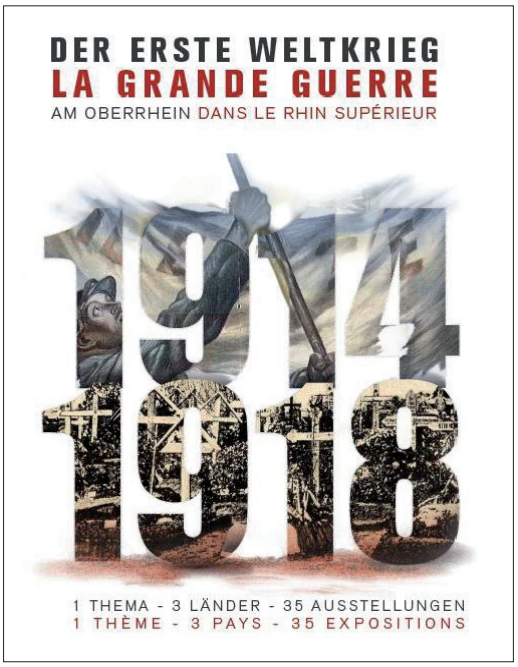
Markus Moehring

Museen am Oberrhein organisieren 2014 das europaweit wohl größte grenzüberschreitende Netz von Ausstellungen zum Ersten Weltkrieg. Das Dreiländermuseum Lörrach zeigt eine Überblicksausstellung zum Ersten Weltkrieg in Baden, dem Elsass und der Nordwestschweiz. Der folgende Beitrag hält die wesentlichen Inhalte der Überblicksausstellung fest und beschreibt die Jahre 1914 bis 1918 am Oberrhein im grenzüberschreitenden Vergleich. Zugleich berichtet er über die Entstehung und Idee der 35 miteinander verbundenen Ausstellungen des Netzwerks Museen.

National unterschiedliche Gedenkkulturen zum Ersten Weltkrieg

Geschichte wird national oft sehr unterschiedlich erinnert. Dies gilt für die Gedenkkultur in Staat und Gesellschaft, für das davon beeinflusste subjektive Erinnern der Menschen, aber trotz gewisser Ansätze zu einer transnationalen Geschichtsschreibung nach wie vor auch für die Geschichtswissenschaft insgesamt. Eine nationale Perspektive prägte auch die Entwicklung vieler Museumssammlungen gerade im 19. und 20. Jahrhundert.[1] Dies gilt nicht zuletzt für Sammlungen zum Ersten Weltkrieg am Oberrhein.

Der Erste Weltkrieg bedeutet für die national unterschiedliche Orientierung und Prägung der Bevölkerung am Oberrhein eine tiefe Zäsur. Als Ergebnis dieses Krieges trafen am Rhein erstmals drei Nationalstaaten – Deutschland, Frankreich und die Schweiz – aufeinander. Zugleich beendete der Krieg die



Motiv des Projektes
Der Erste Weltkrieg am Oberrhein

»Verwundeter Soldat«. Nach 1918 entstandenes Ölgemälde des Markgräfler Malers Adolf Riedlin, der im Ersten Weltkrieg schwer verwundet wurde (Dreiländermuseum BkRi 1)

über Jahrhunderte hinweg weitgehend selbstverständliche Reise- und Niederlassungsfreiheit am Oberrhein. Das 20. Jahrhundert wurde seit 1914 zu einem Jahrhundert der Grenzkontrollen. Die Bevölkerung von Baden, dem Elsass und der Schweiz wurde durch diesen Krieg und in den folgenden Jahrzehnten intensiver voneinander getrennt als in allen Jahrhunderten zuvor.[2]

Die unterschiedlichen nationalen Erfahrungen haben bis heute einen unterschiedlichen Blick auf den Ersten Weltkrieg zur Folge. In Frankreich spielt das Gedenken an den »Grande Guerre« eine deutlich stärkere Rolle als in den beiden anderen Ländern. Frankreich litt stark unter dem Stellungskrieg, ging aus ihm aber als Sieger hervor und erhielt das Elsass zurück. In Deutschland propagierten die Nationalsozialisten eine Revision der Kriegsniederlage und überzogen Europa nur 20 Jahre später erneut mit einem Weltkrieg. Hier spielt seither die Aufarbeitung des Nationalsozialismus und die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg eine weit größere Rolle. Die Schweiz, in der es bei Kriegsbeginn noch einen tiefen Graben zwischen deutsch- und französischsprachigen Kantonen gegeben hatte, behauptete im Ersten Weltkrieg erfolgreich ihre Neutralität und entwickelte nun ein stärkeres kantonsübergreifendes Nationalgefühl. Nachdem die Schweizer auch im Zweiten Weltkrieg als eines der wenigen europäischen Völker keinen Zusammenbruch ihres Staates, sondern dessen Schutz erlebt hatten, beteiligen sie sich bis heute kaum am Aufbau einer Europäischen Union.

35 miteinander verbundene Ausstellungen zum Ersten Weltkrieg

Das Netzwerk Museen am Oberrhein ist ein Verbund von Museen aus Frankreich,

Für die Entwicklung der Ausstellungsreihe zum Ersten Weltkrieg trafen sich die beteiligten Museen regelmäßig zu Arbeitssitzungen im Dreiländermuseum

Deutschland und der Schweiz, die jeweils projektbezogen zusammenarbeiten. Etwa alle vier Jahre präsentiert das Netzwerk Museen Ausstellungen in den jeweils teilnehmenden Museen zu einem gemeinsamen Thema. Kerngebiet des Netzwerks ist das Oberrheingebiet, aber auch Museen angrenzender Regionen können sich beteiligen.

Die grenzüberschreitenden Ausstellungsreihen des Netzwerks beleuchten eine Thematik aus unterschiedlichen nationalen, lokalen und thematischen Blickwinkeln. Große und kleine Museen aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz arbeiten hier zusammen. Die am Projekt beteiligten Museen treffen sich zu regelmäßigen Arbeitssitzungen, um ihre Ausstellungen konzeptionell aufeinander abzustimmen und ihre Öffentlichkeitsarbeit zu koordinieren.

Trinationale Ausstellungsprojekte mit gemeinsamen Katalogen in deutscher und französischer Sprache gibt es am südlichen Oberrhein seit 1995. Damals zeigten beim Projekt »Nach dem Krieg / Après la querre« Museen rund um das Dreiländereck – in Lörrach (D), Mulhouse (F) und Liestal (CH) – drei konzeptionell aufeinander bezogene Ausstellungen zum Kriegsende 1945 und zur Nachkriegszeit.[3] 1998 thematisierten Museen aus diesen drei Städten die Revolution 1848 am Oberrhein aus drei verschiedenen nationalen Blickwinkeln.[4] Zum Projekt »Verrückte Regio / Regio en folie« präsentierten 2005 16 deutsche, schweizerische und französische Museen thematisch aufeinander bezogene Ausstellungen zum Thema »Fasnacht / Fasnet / Carnaval«.[5] An der Ausstellungsreihe »Der Oberrhein um 1900« beteiligten sich 2009 20 Museen.[6]

Zusätzlich zu den zeitlich begrenzten Ausstellungsprojekten gibt es seit 2002 im Dreiländereck im Museum in Lörrach die Dreiländerausstellung als ständiges Angebot. Diese Dauerausstellung stellt die Geschichte

Dieses großformatige Werbeplakat eines französischen Likörs von 1913 wurde nicht gebraucht: Es spielt auf die dritte Friedenskonferenz in Den Haag an, die wegen des Kriegsausbruchs 1914 abgesagt wurde. (Dreiländermuseum Pl 2102)

und Identität des südlichen Oberrhein grenzüberschreitend dar, beleuchtet Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Südbaden, dem Elsass und der Nordwestschweiz im transnationalen Kontext. 2012 erhielt das Lörracher Museum am Burghof, das an allen grenzüberschreitenden Ausstellungsprojekten federführend beteiligt war, auch offiziell den Namen Dreiländermuseum.[7] Im Rahmen des von der EU geförderten Interreg-Projektes B 34 wurde das Verbreitungsgebiet des Netzwerks Museen auf das gesamte Oberrheingebiet ausgeweitet und das Dreiländermuseum übernahm die Aufgabe, das Netzwerk zu koordinieren. Für das Projekt zum Ersten Weltkrieg organisierte das Dreiländermuseum regelmäßige Arbeitstagungen der beteiligten Partner, bündelte ihre Öffentlichkeitsarbeit und setzte die für die Kooperation notwendigen Impulse. Letztlich liegt es aber immer in der Verantwortung jedes einzelnen Museums, seine Ausstellung zu konzipieren oder die Intensität der Zusammenarbeit mit anderen Museen zu bestimmen.[8]

Schlachtfelder rund um die Schweiz: Die Postkarte erinnert an die Grenzbesetzung 1914 (Dreiländermuseum Po 1233)

2011 hatten auf Initiative des Dreiländermuseums zunächst acht Museen beschlossen, eine Ausstellungsreihe zum Ersten Weltkrieg zu erarbeiten und diese Ausstellungen konzeptionell aufeinander abzustimmen. Bis Anfang 2014 wuchs die Zahl der teilnehmenden Ausstellungen auf 35. Einen Überblick bietet der gemeinsame Ausstellungskatalog und die gemeinsame Website.[9]

Daneben organisiert das Dreiländermuseum ein zweites Netzwerk, das Netzwerk der Geschichtsvereine am Oberrhein. Auch die Badische Heimat ist Teil dieses Netzwerks; ihre Mitarbeit hat unter anderem zu diesem Themenheft geführt.[10]

Das Berner Bundeshaus als Insel – Sinnbild für die Schweiz im Ersten Weltkrieg (Dreiländermuseum Po 346)

Sammlung und Überblicksausstellung im Dreiländermuseum

Die Überblicksausstellung im Dreiländermuseum Lörrach trägt den Titel »Der Erste Weltkrieg – die zerrissene Region«. Sie beleuchtet,

Zwischen Baden, dem Elsass und der Schweiz wurden 1914 die Grenzen geschlossen. Diese Postkarte zeigt den deutsch-schweizerischen Kontrollpunkt bei Lörrach. (Dreiländermuseum Po 630)

wie sehr der Krieg die Bevölkerung am Oberrhein entzweit hat. Die Überblicksausstellung nimmt grenzüberschreitend Baden und das Elsass ebenso wie die Nordwestschweiz in den Blick. Sie hat den Anspruch, zu einer Präsentation transnationaler Geschichte beizutragen, bei der zeitgleich französische, deutsche und schweizerische Perspektiven deutlich werden.

Waffenstillstand von Compiègne: Diese Grafik wurde auf Anordnung der Regierung an öffentlichen Orten im Elsass aufgehängt und dann im Zweiten Weltkrieg vom Lörracher NSDAP-Kreisleiter Boos im elsässischen Blotzheim konfisziert. (Dreiländermuseum GrGe XVIII 96)

Vertiefend werden einzelne Themen der Überblicksausstellung in verschiedenen Partnerausstellungen des Netzwerks behandelt.

Ausgestellt ist eine repräsentative Auswahl aus der über tausend Objekte umfassenden Sammlung des Dreiländermuseums zum Ersten Weltkrieg. Sie geht zurück auf Museumsgründer Ernst Schultz, der als Zeitzeuge schon während des Krieges zahlreiche Dokumente und Objekte insbesondere aus Südbaden zusammengetragen hatte. In den letzten zwanzig Jahren wurde die Sammlung gezielt um französische und schweizerische Objekte erweitert. Über 800 Objekte aus der Zeit des Ersten Weltkrieges sind auch online in der Objektdatenbank des Dreiländermuseums unter www.dreilaendermuseum.eu einsehbar.

Der Ausstellungsrundgang beginnt mit einem Blick auf das Netz der 35 Ausstellungen und ihre jeweiligen thematischen Schwerpunkte. Im ersten Ausstellungsraum sind deutsche und französische Propagandaplakate einander gegenübergestellt; weitere Exponate verweisen auf die Schweiz und die Friedensbewegung. Nach einem Raum zum Kriegsbeginn folgen drei Räume, die die unterschiedliche Situation in Baden, dem Elsass und in der Nordwestschweiz beleuchten.

Der Front und der ›Heimatfront‹ sind weitere Räume gewidmet. Die Ausstellung endet mit der Erinnerung an Tote und Invalide und stellt die unterschiedliche Gedenkkultur in Frankreich, Deutschland und der Schweiz heute einander gegenüber. Integriert in die Ausstellung ist die von »Instant 3 D« in Paris

Werbeplakat von Hansi zur vierten französischen Kriegsanleihe 1918: Französische Soldaten in den Vogesen träumen von der Trikolore auf dem Straßburger Münster (Dreiländermuseum Pl 1663)

Spendenaufruf des badischen Roten Kreuzes 1916/17 (Dreiländermuseum Pl, 139)

produzierte szenografische Installation »Aus Schlamm und Tränen« mit erschütternden 3-D-Ansichten aus dem Schützengraben.

Thematisch wurde die Ausstellung nach den Überblickstexten von Andreas Lehmann gegliedert. Ihr wesentlicher Inhalt wird in den folgenden Kapiteln wiedergegeben. Die Ergebnisse der parallel im Hebelsaal des Dreiländermuseums gezeigten Ausstellung »Kriegsalltag in Lörrach« sind im Jahrbuch Lörrach 2014 wiedergegeben.[11]

Der Oberrhein vor 1914

Nationale Töne waren in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg weit verbreitet. Badener und Pfälzer waren in ihrer Mehrheit stolz auf Deutschlands Stellung in der Welt. Im Elsass, das bis 1871 zu Frankreich gehört hatte, waren glühende deutsche Patrioten dagegen in der Unterzahl. Die meisten Elsässer hatten sich an das Reich gewöhnt, ohne ihm herzliche Gefühle entgegenzubringen. Einen Sonderfall stellte auch die Schweiz dar. Die Bindung an die Kantone war dort traditionell stark, die nationale Identität hingegen schwach. Spannungen zwischen der deutschsprachigen Mehrheit und den »Romanen« in der West- und Südschweiz waren häufig.

Der Rhein war für Deutsche und Franzosen kein Fluss wie jeder andere, sondern Symbol für die Größe der eigenen Nation. In Frankreich galt er als natürliche Ostgrenze, den Anspruch auf Elsass-Lothringen und das linke Rheinufer hat Frankreich deshalb auch

nie ganz aufgegeben. Im Kaiserreich sah man den Rhein als »Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze«. Seit der Annexion Elsass-Lothringens fürchtete Deutschland die französische Revanche. »Die Wacht am Rhein«, eines der bekanntesten patriotischen Lieder der Epoche, wurde zur inoffiziellen Nationalhymne. Dennoch war es nicht Frankreichs Drang nach Osten, der den Ersten Weltkrieg ausgelöst hat.

Postkarte vom Dreiländereck Deutschland – Frankreich – Schweiz, das sich bis 1918 bei Pfetterhausen im Oberelsass befand (Dreiländermuseum Po 1226)

Bis Juli 1914 gab es immer auch noch die Chance zu friedlichen Lösungen. Sozialisten aus 23 Ländern trafen sich im November 1912 zu einem Friedenskongress in Basel. Nach einem Friedensmarsch durch die Stadt riefen sie die Völker der Erde zum Widerstand gegen einen möglichen Krieg auf. Zahlreich waren dagegen aber auch Kriegsphantasien in der zeitgenössischen Literatur. In Frankreich erschien 1911 der Roman »La Frontière« von Maurice Leblanc: Deutsche Grenzwachen verfolgen darin einen elsässischen Deserteur auf französisches Territorium – die Folge sind diplomatische Turbulenzen, die letztlich zum Krieg führen. In Deutschland veröffentlichte Ludwig von der Lauter 1912 eine Erzählung mit dem Titel »Der Breisgau in Flammen«. Hier wurde das Schreckensszenario einer französischen Invasion ausgemalt.[12]

Kriegsbeginn am Oberrhein

Zwei Machtblöcke standen sich 1914 gegenüber: auf der einen Seite das Deutsche Kaiserreich mit seinem Bündnispartner Österreich-Ungarn, auf der anderen die alliierten Großmächte Frankreich, Großbritannien und Russland. Dazwischen standen neutrale Staaten wie die Schweiz, Belgien und die Niederlande. Als der österreichische Thronfolger am 28. Juni 1914 durch einen serbischen Nationalisten ermordet wurde, führte dies zu diplomatischen Verwicklungen. Am 28. Juli folgte die Kriegserklärung Österreichs an Serbien. Deutschland stellte sich an die Seite seines Verbündeten, die Alliierten auf die Seite Serbiens und innerhalb weniger Tage folgten die gegenseitigen Kriegserklärungen. Am 4. August begannen die Kämpfe im Westen, so auch im Elsass.

Bei Kriegsbeginn herrschte Aufbruchsstimmung. Soldaten, unter ihnen viele Kriegsfreiwillige, nahmen Abschied von ihren Familien. Unzählige Züge mit jungen Männern rollten an die Front. Anders als es die Propaganda darstellte, war echte Kriegsbegeisterung aber die Ausnahme. Besonders in grenz- und frontnahen Regionen wie Baden und dem Elsass sahen die Menschen besorgt in die Zukunft. Was die Menschen zusam-

menschweißte, war die Überzeugung, dass das eigene Land unschuldig am Kriegsausbruch sei. Als Synonym für die anfängliche Geschlossenheit sprach man in Deutschland schon bald vom »Augusterlebnis«. Auch in der neutralen Schweiz begann am 1. August die Mobilmachung. Ziel war die Sicherung der Grenzen. Tatsächlich wurde ein völkerrechtswidriger Durchmarsch über Schweizer Territorium von beiden Kriegsparteien erwogen.[13]

Die Schließung der Grenzen

Noch im Juli 1914 waren die Grenzen zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz für jedermann passierbar. Reisende konnten sie ohne Passkontrolle überqueren. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs schuf eine vollkommen neue Lage. Die deutsch-französische Grenze wurde zu einer Grenze aus Stacheldraht und Schützengräben. Selbst zwischen Baden und dem Elsass wurden innerhalb des Deutschen Kaiserreiches Grenzkontrollen eingeführt. Auch die Übergänge zur neutralen Schweiz waren seit den Tagen der Mobilmachung gesperrt und streng überwacht. Nur für einige elsässische Dörfer bei Basel, die vom übrigen Elsass abgeriegelt wurden, blieb der Übergang offen. Wie epochal die Grenzschließung war, zeigt die historische Rückschau: Die für Jahrhunderte selbstverständliche Freizügigkeit gehörte mehr als 80 Jahre der Vergangenheit an. Erst das Schengener Abkommen öffnete die deutsch-französische Grenze wieder. Die Schweiz folgte der Vereinbarung 2008.[14]

Die Vogesenfront

Die Hauptmacht des deutschen Heeres marschierte nach Kriegsbeginn über Belgien in Richtung Paris. Währenddessen kam es im Elsass schon früh zu französischen Vorstößen – das Ziel war der Rhein. Unter dem Jubel vieler Einwohner eroberten französische Truppen am 8. August 1914 Mülhausen (Mulhouse). Nach zwei Tagen folgte der erzwungene Rückzug. Auch die erneute Einnahme der Stadt am 19. August währte nicht lange. Besonders hart umkämpft war der Hartmannsweilerkopf am Ostrand der Vogesen: die Kuppe des 956 Meter hohen Berges fiel mal in französische, mal in deutsche Hand. Um die Jahreswende 1914/15, nach Monaten verlustreicher Kämpfe, erstarrte die Front am Vogesenkamm. Wie überall im Westen begann nun der nervenaufreibende Stellungskrieg.

Kriegsweihnachtsbaum aus Gänsefedern des 142. Infanterie-Regiments von Müllheim (Dreiländermuseum GI 958)

An die badischen Soldaten!

Euch badischen Soldaten, die Ihr jetzt in das Vaterland zurückkehrt, unseren Gruß und Dank!

Mit Euch gedenken wir in tiefer Wehmut der in heldenmütiger Aufopferung für das Vaterland gefallenen Kameraden. In dankbarem Mitgefühl grüßen wir ihre Hinterbliebenen.

Nicht besiegt und geschlagen kommt Ihr zurück, gegen eine Welt von Feinden habt Ihr die Heimat verteidigt. Nie hat eine Armee Größeres geleistet. Nicht Ihr habt die harten Waffenstillstandsbedingungen verschuldet. Das Reich wurde das Opfer des alten Systems; eine falsche Politik und der maßlose Übermut des Militarismus haben das Unglück verursacht.

Ihr Soldaten aber habt durch Euere Tapferkeit die Heimat vor dem Schlimmsten, vor den Verwüstungen des Krieges bewahrt: Späte Jahrhunderte werden noch von Eurem Ruhme sprechen.

Soldaten! Ihr werdet jetzt Bürger in einem freien Staat. Eure Arbeit im Frieden sei gesegnet! Der Fleiß und die Tüchtigkeit des badischen Volkes, dessen bester Teil Ihr seid, verbürgen uns eine gute Zukunft.

Karlsruhe, den 16. November 1918.

Die badische vorläufige Volksregierung.

Der Präsident:

Dank der vorläufigen badischen Volksregierung an die badischen Soldaten nach Abdankung des Großherzogs (Dreiländermuseum PI 1635)

Die Westfront verlief von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze. Auf einer Strecke von mehr als 700 Kilometern entstanden festungsähnliche Verteidigungsanlagen. In den Vogesen lagen deutsche und französische Schützengräben oft nur einen Steinwurf voneinander entfernt. Die großen Schlachten fanden in Flandern, Lothringen, in der Champagne und der Picardie statt. An der Vogesenfront begünstigte der felsige Untergrund die Verteidiger. Offensiven brachten häufig nur Geländegewinne von einigen Metern, und etliche Angreifer bezahlten dafür mit dem Leben. Allein am Hartmannsweilerkopf starben mehrere zehntausend Soldaten. Die gegnerischen Stellungen zu umgehen und über Basel zu marschieren, war für beide Kriegsparteien verlockend. Doch die Schweiz zeigte sich verteidigungsbereit. Eine Verletzung ihrer Neutralität schien auch angesichts des schwierigen Geländes des Schweizer Juras letztlich zu riskant.

Die Frontsoldaten vertauschten ihr ziviles Dasein über Jahre mit einem Leben im Schützengraben. Regen und Schlamm, Schnee und Kälte, Ratten und quälende Langeweile wurden zu prägenden Erfahrungen. Bliesen deutsche oder französische Offiziere zur Offensive, verwandelte sich das Bergidyll der Vogesenlandschaft in ein blutiges Schlachtfeld. Der Tod war allgegenwärtig. Für diejenigen, die mit anfänglicher Begeisterung in den Kampf gezogen waren, kam meist schnell die Ernüchterung. Kurz vor seinem Tod schrieb der Freiburger Student Hero Hellwich in einem Feldpostbrief an seine Familie: »In Wirklichkeit ist dieser Krieg eine äußerst nüchterne Sache. Keine wehenden Fahnen, keine schmetternden Trompeten, keine Trommeln, keine gezückten Säbel tragen einen in die Schlacht.«[15]

Baden im Ersten Weltkrieg

Seit dem 1. August 1914 herrschte in Deutschland Kriegsrecht – so auch im Großherzogtum Baden, dem fünftgrößten der 26 Bundesstaaten des Kaiserreichs. Das Militär übernahm die Macht. Innerhalb Badens wachte der Kommandierende General des XIV. Armeekorps über militärische und zivile Angelegenheiten. Die persönliche Freizügigkeit wurde stark eingeschränkt; Briefverkehr, Straßen und Züge unterlagen militärischer Kontrolle. Auch die Wirtschaft passte sich dem Kriegsbedarf an. Manche Branchen – wie die Schmuckwarenindustrie – kamen ganz zum Erliegen. Anderen Unternehmen

gelang es, auf Heeresproduktion umzustellen. Die Freiburger Firma Hellige spezialisierte sich beispielsweise auf optische Instrumente für die Artillerie. Textilunternehmen wie die Papiergarnspinnerei im südbadischen Wehr produzierten Ersatzstoffe für Uniformen.[16]

Das »deutsche« Elsass im Ersten Weltkrieg

Das »Reichsland Elsass-Lothringen« gehörte seit 1871 zu Deutschland. Als Teil des Kaiserreichs erlangte es 1911 eine annähernde Gleichstellung mit den anderen Bundesstaaten. Seit Kriegsbeginn lebten die Elsässer jedoch – teilweise nur wenige Kilometer von der Front entfernt – unter den Bedingungen einer Diktatur.

Mit Verweis auf das Kriegsrecht waren Beschlagnahmungen von Privatbesitz durch die deutsche Heeresverwaltung an der Tagesordnung. Die Pressefreiheit war unterdrückt, Industriebetriebe wurden zwangsverwaltet. Die Loyalität der Bevölkerung stellte dies ernsthaft in Frage. Der Straßburger Bürgermeister Rudolf Schwander schrieb vor Kriegsende, die »zarte Pflanze« des Deutschtums sei dem Krieg nicht gewachsen gewesen. Die jahrelange Militärdiktatur habe »ein hohes Maß von Unzufriedenheit in fast allen Kreisen erzeugt.«[17]

Das »trikolore Elsass« im Ersten Weltkrieg

Ein kleinerer Teil des Oberelsasses blieb nach den erfolgreichen Vorstößen im August 1914 in französischer Hand: die Hochtäler der Thur, der Doller und der Largue mit den Ortschaften Saint-Amarin, Masmünster (Masevaux)

Schlacht bei Mülhausen am 10. August 1914 – Tuch der Lörracher Stoffdruckerei KBC. (Dreiländermuseum T 151)

und Thann. Das Gebiet wurde militärisch verwaltet, galt aber nicht als besetztes Feindesland. General Joffre, Oberbefehlshaber des französischen Heeres, begrüßte die Einwohner mit pathetischen Worten als Staatsbürger Frankreichs. Zwar zeigte das militärische Regime auch hier seine Schattenseiten. Dennoch schwärmten frankophile Elsässer wie der Karikaturist Hansi (bürgerlich Jean-Jacques Waltz) vom »trikoloren Paradies« (angelehnt an die französische Nationalflagge, die Trikolore). Ob die Rückkehr zu Frankreich endgültig sein würde, war bis Kriegsende ungewiss. Erst der Herbst 1918 schuf klare Verhältnisse.[18]

Die Schweiz im Ersten Weltkrieg

Die Neutralität der Schweiz blieb bis Kriegsende unangetastet. Dies ermöglichte es dem Internationalen Komitee des Roten Kreuzes, von Genf aus zwischen den Kriegsgegnern zu vermitteln. Um sich im Ernstfall vertei-

Generalshelm des badischen Großherzogs Friedrich II. (Dreiländermuseum B 1181)

digen zu können, hielt die Schweizer Armee die Landesgrenzen besetzt. Im Schweizer Jura wurde seit 1914 die 48 Kilometer lange Fortifikation Hauenstein errichtet. Viele Familien litten unter dem Krieg. Wehrfähige Männer wurden zum Militärdienst eingezogen und erhielten geringen Sold. Lebensmittel wurden teurer. 1918 war jeder sechste Schweizer auf staatliche Unterstützung angewiesen. Manche Branchen der traditionell auf Export ausgerichteten Schweizer Wirtschaft brachen ein, andere profitierten vom Krieg. So steigerte die Basler Pharmaindustrie den Verkauf ihrer Medikamente nach Deutschland beträchtlich.[19]

Daheim – hinter der Front

Die umfangreiche Sammlung des Dreiländermuseums zeigt, wie die französische Kriegspropaganda »den Deutschen« als brutalen, stumpfsinnigen »Barbaren« präsentierte. Stark verallgemeinernd wurde das Kaiserreich zum Hort des Bösen, die französische Kriegsführung heroisiert und als makelloses Gegenbild zur Kriegsführung der Deutschen dargestellt. In Deutschland war das Gefühl verbreitet, von Feinden umkreist zu sein und im Zweifrontenkrieg gegen Frankreich und Russland Notwehr leisten zu müssen. Auf Postkarten und Propaganda-Plakaten wurde dieser Mythos millionenfach ins Bild gesetzt. In beiden Ländern unterdrückte die Zensur die Diskussion abweichender Meinungen.

Die ›Heimatfront‹ litt unter großer materieller Not. In Deutschland fehlten durch die britische Seeblockade Importe von Lebens- und Düngemitteln, selbst Brot und Butter waren rationiert und im Winter litten viele an Unterernährung. Im nicht besetzten Frankreich fehlte es vor allem seit 1917 an Lebensmitteln und Gebrauchsgütern. Auch in der Schweiz sank der Lebensstandard großer Bevölkerungsteile und die international verflochtene Schweizer Wirtschaft litt unter den Kriegsfolgen.

Die Angst vor Spionen und Saboteuren war besonders in der Nähe zur neutralen Schweiz verbreitet, die als Land der Geheimdienstagenten galt. Bürgerwehren in Lörrach und anderen grenznahen Städten verschrieben sich der Jagd auf Spione, in Freiburg entstand dazu eine »Abwehrstelle Süd«.

Das Gefühl der nationalen Einigkeit schwand mit zunehmender Kriegsdauer.

In Frankreich, wo der Feind im Land stand, blieben die inneren Gegensätze moderat, in Deutschland bildeten sich zwei Lager heraus: die Befürworter eines Verständigungsfriedens und die Verfechter eines »Siegfriedens«.[20]

Kriegsende und Kriegsfolgen

Bei Kriegsende brach in Deutschland die Revolution aus. Am 28. November 1918 dankte der Kaiser ab, sechs Tage zuvor der badische Großherzog. 1919, mit Inkrafttreten der neuen Verfassung, wurde Baden ein parlamentarisch-demokratischer Bundesstaat der Weimarer Republik. Die neue Ordnung hatte jedoch zahlreiche Feinde. Die wirtschaftlich schwierige Lage der 1920er-Jahre untergrub die politische Stabilität. Konservative wünschten sich das Kaiserreich zurück, rechtsradikale Kreise erstrebten die Führer-Diktatur. Hetzreden forderten eine Revanche für die Kriegsniederlage und den »Schmachfrieden« von Versailles. Gerade im »Grenzland« Baden gab es Tendenzen, das deutschalemannische Volkstum auf der anderen Rheinseite zu stärken und Elsass-Lothringen zurück zu gewinnen.

Fast zehn Millionen Menschen starben an der Front, davon etwa 1,3 Millionen Franzosen und zwei Millionen Deutsche. Die Elsässer hatten auf beiden Seiten gekämpft, meistens aber im deutschen Heer. Insgesamt forderte der Krieg unter ihnen etwa 35 000 Todesopfer. Im benachbarten Baden waren es rund 70 000. Hinzu kamen Kriegsversehrte, die mit chronischen Krankheiten, amputierten Gliedmaßen, entstellten Gesichtern oder Kriegspsychosen ins zivile Leben entlassen wurden. In Deutschland wurde ihre Zahl auf mehr als vier Millionen geschätzt, in Frankreich auf 2,7 Millionen. Selbst im Schweizer Heer waren während des Krieges Todesfälle zu verzeichnen – insgesamt mehr als 2000. Die große Mehrzahl von ihnen ging auf eine Grippeepidemie zurück, die 1918 durch Europa zog.

Bis heute gilt der Erste Weltkrieg in Frankreich als »La Grande Guerre« – der große

Trauer um Gefallene im Elsass. Weil die meisten Elsässer Soldaten in der deutschen Armee gekämpft hatten, wurde die sonst in Frankreich übliche Formulierung »mort pour la France« hier durch die Wendung »morts pour la patrie« ersetzt. (Dreiländermuseum PI 1888)

Krieg. Dieser Ausdruck macht seinen Stellenwert im kollektiven Gedächtnis deutlich. Anders als im Zweiten Weltkrieg war es Frankreich 1914/18 gelungen, dem deutschen Angriff standzuhalten. Gerade in den ersten Nachkriegsjahren war die Trauer jedoch stärker als die Freude über den Sieg. Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung hatte keine andere Nation so viele Tote zu beklagen wie Frankreich. Das französisch gewordene Elsass stellte auch im Kriegsgedenken einen Sonderfall dar. Die Formel »Mort pour la France« (»Gestorben für Frankreich«), die auf Kriegerdenkmälern üblich war, passte hier nur bedingt. Die meisten Elsässer hatten für Deutschland gekämpft. Häufig findet sich deshalb die allgemeinere Formel »Mort pour la patrie« (»Gestorben für die Heimat«).

Auch in Deutschland herrschte Trauer über die Kriegstoten. Hinzu kamen das Trauma der Niederlage, die Annexion deutscher Gebiete und die Reparationszahlungen. Während der gesamten Zwischenkriegszeit war der Erste Weltkrieg ein großes Thema und von der eige-

nen Unschuld am Kriegsausbruch waren auch deutsche Historiker noch weitgehend überzeugt. Nach 1945 stand der Erste Weltkrieg dann lange im Schatten des Zweiten, der noch einschneidender für die deutsche Geschichte war. In den 1960er-Jahren wurde immerhin erstmals eine deutsche (Mit-)Schuld am Kriegsausbruch 1914 eingeräumt.[21]

Die hier dargestellten historischen Inhalte sind eine Zusammenfassung und großteils wörtliche Wiedergabe der Ausstellungstexte, für die das Dreiländermuseum den Historiker Andreas Lehmann beauftragt hat. Sie sind in ganzer Länge, mit wissenschaftlichem Anmerkungsapparat und zahlreichen Abbildungen aus der Sammlung des Dreiländermuseums, im Ausstellungskatalog wiedergegeben.[22]

Anmerkungen

1 Markus Moehring: Vergleichende Geschichte. In: Laurent Gervereau: Zur Zukunft der Historischen Museen. Paris 1999, S. 43–50.
2 Markus Moehring/Martin Zückert: Halt Landesgrenze, Schmuggel und Grenzentwicklung im Dreiländereck. Lörrach 2000.
3 Simone Chiquet u. a.: Nach dem Krieg / Après la guerre. Zürich 1995.
4 Jan Merk/Markus Moehring/Helmut Bürgel: Lörrach 1848/49. Essays, Biographien, Dokumente, Projekte. Lörrach 1998; Nationalität trennt, Freiheit verbindet. Hg. v. Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Stuttgart 1998.
5 Dominik Wunderlin: Fasnacht, Fasnet, Carnaval im Dreiland. Basel 2005.
6 Besonders eng war die Verzahnung zwischen dem Dreiländermuseum Lörrach und dem Musée Historique in Mulhouse; vgl. Markus Moehring/Joel Delaine: Der Oberrhein um 1900 / Le Rhin supérieur vers 1900. Lörrach 2009.
7 Markus Moehring: Vom Altertumsverein zum Dreiländermuseum. In: Lörrach 2012 (Jahrbuch), S. 62–71.
8 Markus Moehring: Das Dreiländermuseum und die trinationalen Netzwerke am Oberrhein. In: Museumskunde 78 (2013), S. 47 ff.; online unter www.netzwerk-museen.eu oder reseau-musees.eu.
9 Markus Moehring (Hg.): Der Erste Weltkrieg am Oberrhein / La Grande Guerre dans le Rhin supérieur. Lörrach 2014, S. 87–122.
10 Einen Überblick über die Geschichte des Netzwerks Geschichtsvereine, seine Mitglieder und alle Newsletter online unter www.dreilaendermuseum.eu/Netzwerk_Geschichtsvereine; weitere Berichte: Karlheinz Harter: Netzwerk Geschichtsvereine am Oberrhein gegründet. In: Badische Heimat 3 (2012), S. 635 f., sowie im Bulletin féderal der Fédération 123 (2012), Nr. 124 (Juni) u. 126 (Dezember).
11 Andreas Lauble: Kriegsalltag in Lörrach. Lörrach 2014 (Jahrbuch; im Druck).
12 Das gesamte Kapitel ist eine Zusammenfassung und wörtliche Wiedergabe der ausführlicheren Ausstellungstexte von Andreas Lehmann. Sie sind mit wissenschaftlichem Anmerkungsapparat wiedergegeben in: Moehring 2014, S. 18–29.
13 Ebd., S. 25–27.
14 Ebd., S. 29.
15 Ebd., S. 30–35.
16 Ebd., S. 37.
17 Ebd., S. 38.
18 Ebd., S. 41.
19 Ebd., S. 42.
20 Ebd., S. 45–65.
21 Ebd., S. 67–81.
22 Vgl. Anm. 9, S. 17–85.

Anschrift des Autors:
Markus Moehring
Museumsleiter Dreiländermuseum
Basler Straße 143
79540 Lörrach
m.moehring@loerrach.de

Der Krieg daheim – Karlsruhe 1914–1918

Vier Ausstellungen von Stadtarchiv und Historische Museen

Ernst Otto Bräunche

Der Erste Weltkrieg bedeutete einen tiefen Einschnitt in die Entwicklung der Stadt Karlsruhe. Bald mussten Frauen die eingezogenen Soldaten in bis dahin typischen Männerberufen ersetzen. Kriegsgefangene wurden für landwirtschaftliche Arbeiten und bei der Lebensmittelverteilung eingesetzt. Die Stadt gab nun Lebensmittelmarken für Brot und Mehl aus, die Versorgungskrise erreichte 1917/18 ihren Höhepunkt. Dem Rohstoffmangel versuchte man durch Beschlagnahmungen von Metallgegenständen entgegenzuwirken.

Schon bald nach Kriegsbeginn war Karlsruhe zur Lazarettstadt geworden. Die Zeitungen veröffentlichten zahlreiche Todesanzeigen und Verlustmeldungen. Über die Ereignisse an der Front wurde die Bevölkerung offiziell nur über von der Kriegspropaganda gesteuerte Nachrichten informiert. Bald erreichte der Krieg aber auch die Stadt direkt, denn die frontnahe Stadt wurde am 15. Juni 1915 erstmals Ziel eines schweren Luftangriffs. Im November 1918 hatte Karlsruhe 14 Luftangriffe mit 168 Toten hinter sich und war damit die deutsche Stadt mit den höchsten Verlusten in der Zivilbevölkerung. 5510 Karlsruher und Karlsruherinnen verloren in der Stadt und an der Front ihr Leben.

»Die stadtgeschichtlichen Sammlungen des städtischen Archivs legten mit Ausbruch des Krieges eine besondere Abteilung an, um die Erinnerung an diese große Zeit, wie sie sich in Wort und Bild widerspiegelt, für die Zukunft festzuhalten.«[1] Die Chronik der Stadt Karlsruhe für das Jahr 1914 erwähnt hier ein Projekt, das nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs in vielen deutschen Städten durchgeführt wurde. So entstanden z. T. umfängliche Kriegssammlungen, die 100 Jahre später die Grundlage für Ausstellungen und Publikationen sind. Das Stadtarchiv Karlsruhe besitzt heute weit über 2000 Fotos, Alben, Postkarten, Plakate und Urkunden sowie zahlreiche schriftliche Aufzeichnungen in Tagebüchern, Feldpostbriefen oder amtlichen Dokumenten, die zu einem großen Teil auf diesen Aufruf zurückzuführen sind.[2]

Damit war eine gute Quellenbasis vorhanden für ein umfassendes Projekt, wie es Stadtarchiv und Historische Museen in dieser Form noch nicht durchgeführt haben. Die zentrale Ausstellung »Der Krieg daheim. Karlsruhe 1914–1918« wird im Stadtmuseum im Prinz-Max-Palais und im Pfinzgaumuseum in der Karlsburg Durlach gezeigt. Darüber hinaus bieten das Stadtarchiv die Ausstellung »Liebesgaben an die Front«, die Erinnerungsstätte Ständehaus »Parlament und Ständehaus im Ersten Weltkrieg«. Es sind also alle vier Häuser von Stadtarchiv und Historische Museen eingebunden, die jeweils über ihre aktuelle Funktion hinaus den Erinne-

rungsinstitutionen auch historisch in unterschiedlicher Weise mit dem Ersten Weltkrieg in Verbindung stehen, wie weiter unten gezeigt wird. Im Stadtarchiv und im Badischen Ständehaus wurde für den Krieg gesammelt, die Karlsburg in Durlach war damals Kaserne und im Prinz-Max-Palais wohnte Prinz Max von Baden, der 1918 letzter Reichskanzler des Kaiserreichs werden sollte.

Stadtarchiv und Historische Museen tragen also gleich mit vier Ausstellungen und einer Publikation – zur Ausstellung ist der Band 33 der Veröffentlichungen des Stadtarchivs Karlsruhe erschienen[3] – ihren Teil dazu bei, dass der Erste Weltkrieg das »Megathema der öffentlichen Gedenkkultur«[4] in diesem Jahr ist. Dafür gibt es gute Gründe. Der Erste Weltkrieg war die einschneidendste Zäsur in der Geschichte der jungen Stadt Karlsruhe, nicht nur weil sie nach dem Krieg nicht mehr badische Residenzstadt war. Den Verlust des Hofes konnte die bis 1914 stark expandierende Stadt verkraften. Der nunmehrigen Landeshauptstadt des Freistaats Baden an der Grenze zu Frankreich fehlte mit Elsass-Lothringen aber nach 1918 ein wichtiges Absatzgebiet. Die vormals bedeutende Nähmaschinenindustrie hatte vor dem Krieg einen wesentlichen Teil der Produktion dorthin und in das Saarland geliefert. Außerdem war Russland als weiterer wichtiger Abnehmer verlorengegangen. Die Grenzlage verhinderte in vielen Fällen auch die Ansiedlung neuer Industrien. Und auch der Verlust der Garnison wirkte sich negativ auf die wirtschaftliche Struktur der Stadt aus. Die Entwicklung Karlsruhes in der Vorkriegszeit hin zu einer eher industrieorientierten Stadt wurde deutlich gebremst, der Dienstleistungssektor gewann in der Nachkriegszeit wieder mehr an Bedeutung.

Viel stärker wiegt aber die hohe Zahl der gefallenen Soldaten – 5324 – und der Schrecken des Luftkriegs, dem Karlsruhe als frontnahe Stadt ausgesetzt war. Den 200. Stadtgeburtstag wollte man am 17. Juni 1915 feiern, zwei Tage zuvor griffen französische Flugzeuge zum ersten Mal die Stadt an. 29 Todesopfer und 58 Verletzte waren zu beklagen, 111 Gebäude waren beschädigt, zum großen Teil aber nur leicht – die Wirkung der Bomben des Zweiten Weltkriegs, der das Stadtbild in viel stärkerem Ausmaß verändern sollte, war 1915 noch lange nicht erreicht. Dass dies nur der Angriff mit der zweithöchsten Zahl von Toten in Deutschland und in Karlsruhe war, ahnte man damals noch nicht. Am Fronleichnamstag, dem 22. Juni 1916, kamen 129 Menschen, darunter 71 Kinder, bei dem folgenreichsten Luftangriff des Ersten Weltkriegs auf eine Stadt ums Leben. Die Bomben schlugen bei dem nahe dem alten Hauptbahnhof gastierenden Zirkus Hagenbeck an der Kriegsstraße während der Nachmittagsvorstellung ein. Die Geschichte des Luftkriegs, in dem Karlsruhe eine bis heute in der Forschung wenig beachtete zentrale Rolle spielte, ist ein Thema der Publikation des Stadtarchivs. Neue Forschungen in französischen Archiven haben ergeben, dass entgegen bisheriger Annahmen die französischen Flugzeuge sehr wohl über aktuelle Karten von Karlsruhe verfügten.[5] Bislang ging man davon aus, dass die Piloten mit veralteten Karten anflogen, auf denen der neue, 1913 eröffnete Bahnhof, noch nicht eingezeichnet war. Es handelte sich aber dennoch um keinen gezielten Angriff auf den Zirkus oder den alten Bahnhof. Denn dafür fehlte den in großer Höhe angreifenden Flugzeugen damals einfach die Zielgenauigkeit.

Insgesamt kamen in Karlsruhe bei 14 Luftangriffen 168 Menschen zu Tode, 344 Verletzte waren zu beklagen. Karlsruhe ist damit die deutsche Stadt mit den höchsten zivilen

Verlusten bei Luftangriffen im Ersten Weltkrieg.

Dem trägt die Ausstellung Rechnung. Das Motiv des Ausstellungsplakats, das ein Gemälde mit der Darstellung des Angriffs vom 22. Juni 1916 aufgreift, wurde mit Bedacht gewählt. Das Gemälde war gleich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Paris im Juni 1940 in der Wohnung von Capitaine de Kerillis beschlagnahmt und dem späteren deutschen Botschafter bei der Vichy-Regierung Otto Abetz, einem gebürtigen Karlsruher, übergeben worden. Dieser hatte es an die Stadt Karlsruhe weitergeleitet, die es zunächst ab dem 1. September 1940 im Schaufenster des Führer-Verlags in der Kaiserstraße ausstellen ließ. Ungeachtet der Tatsache, dass die deutsche Luftwaffe gerade mit wesentlich moderneren und effektiveren Flugzeugen unablässig englische Ziele angriff, nutzte die NS-Zeitung »Der Führer« diese Präsentation in ihren Räumen zu scharfen Angriffen auf Kerillis, den sie als »größten Deutschlandhasser, den man sich denken kann«, bezeichnete.

In Deutschland war erst in den 1920er-Jahren publik geworden, dass er den Angriff auf Karlsruhe am Fronleichnamstag 1916 angeführt hatte. Die Straßburger Zeitung »La République« hatte über seine Parlamentskandidatur berichtet und dabei einfließen lassen, dass er der Kommandeur der Flieger-Escadrille C 66 war. Daraufhin setzte in der deutschen Presse eine negative Berichterstattung über ihn ein. 1936 nutzte die NS-Presse dann den 20. Jahrestag des Angriffs, die Vorzüge des Reichsluftschutzbundes anzupreisen, der »das Volk zu einer Schicksalsgemeinschaft im Falle der Gefahr« zusammenschweiße.

Henri Adrien Calloc'h de Kérillis, Sohn eines Admirals, war nach 1915 von der Kavallerie zur Luftwaffe gewechselt und erhielt insgesamt sechs militärische Auszeichnungen. Nach dem Krieg leitete der Direktor einer Flugzeugfabrik (1919) als »passionierter Motorsportler« Automobil-Expeditionen durch den Sudan und Nigeria. Von 1920 bis 1928 und 1936 bis 1940 gehörte er als Republikaner dem Parlament an, zuletzt als Abgeordneter des Pariser Villenvororts Neuilly. Für die nationalen Republikaner schuf er ein Propagandazentrum und gründete eine eigene Zeitung »Époque«, »als ihm das ›Écho de Paris‹ seine extremen Thesen nicht mehr abnehmen wollte.« Am 18. Juni 1940 floh er vor den deutschen Truppen zunächst nach London und emigrierte dann am 22. Juni von dort aus in die USA, nachdem er zuvor von de Gaulle brüsk abgewiesen worden war. Die deutschen Behörden hatten ihm schon in den 1920er-Jahren die Einreise nach Deutschland verweigert. René Martel schrieb noch 1939, dass das Bombardement von Karlsruhe im Gedächtnis der ehemaligen Gegner so verankert sei, dass es Kérillis immer noch verboten war, nach Deutschland einzureisen. Ein Jahr später waren u. a. England und Frankreich das Ziel deutscher Luftangriffe, im Mai 1940 war Frankreich von deutschen Truppen besetzt. Kérillis, dessen einziger Sohn als Mitglied der Widerstandsbewegung 1940 von der Gestapo verhaftet und erschossen wurde, starb 1958 in den USA.

Das ursprünglich gerahmte und mit einer kleinen Messingplatte versehene Gemälde von Henri Farré befindet sich heute im Besitz der Städtischen Galerie Karlsruhe.[6]

Im Stadtmuseum im Prinz-Max-Palais eröffnet eine großformatige Reproduktion des Gemäldes, das im Original in dem Kapitel »Luftkrieg« hängt, die Ausstellung.

Die Ausstellung geht in weiteren acht Abteilungen auf die Ereignisse in Karlsruhe und Durlach ein. Kunst und Kultur, Kriegspropaganda, Lazarettstadt, Versorgungskrise,

Blick ins Foyer des Stadtmuseums im Prinz-Max-Palais, das Modell eines deutsches Fokker-Flugzeugs vor einer Reproduktion des Gemäldes »Bombardement de Karlsruhe par l›Escadrille C 66 commandée par le Capitaine de Kérillis« von Henri Farré.

Kriegsindustrie sowie Kriegserinnerung sind Themen im Stadtmuseum. Die Bereiche Garnison sowie Kindheit und Jugend werden im Pfinzgaumuseum gezeigt. Die einzelnen Kapitel sollen im Folgenden kurz mit den Einleitungstexten der jeweiligen Autorinnen und Autoren vorgestellt werden.

Der Krieg daheim Karlsruhe 1914–1918

Die Hauptausstellung im Stadtmuseum und im Pfinzgaumuseum

Kunst und Kultur

»Die Umbesetzung von Rollen oder Partien bleibt vorbehalten.«[7]

Nach Kriegsausbruch und Mobilmachung versuchte die Residenzstadt den Kulturbetrieb wie gewohnt aufrechtzuerhalten. So sollte etwa das Hoftheater seinem Ruf als große Bühne mit Aufführungen der Opern Richard Wagners und anderer Komponisten der Klassik treu bleiben, obwohl dies durch die Einberufung zahlreicher Ensemblemitglieder zum Kriegsdienst erschwert wurde. Im Schauspiel verzichtete man weitgehend auf die Aufführung des bis dahin sehr beliebten Shakespeare-Repertoires, da Stücke von Kriegsgegnern nicht mehr gespielt werden sollten. Stattdessen wurden nun vermehrt Werke deutscher Autoren aufgeführt.

Schon ab Herbst 1914 vereinnahmte die Kriegspropaganda Museen, Filmtheater, Vereine und das Hoftheater. Mit »vaterländischen« Ausstellungen und Konzerten, die zumeist mit Sammlungen zugunsten des Roten Kreuzes oder der verwundeten Soldaten verbunden waren, und mit entsprechenden Theaterstücken, Wochenschau- und Spielfilmen und einseitig dargestellten Vorführungen der Kriegsschauplätze wie im Kaiserpanorama sollte die Bevölkerung moralisch aufgerüstet werden.

Die aus einem Wettbewerb der Stadt 1915 hervorgegangenen Künstlerpostkarten mit Karlsruher Stadtansichten sowie die Theaterprogramme und das 1916 gefertigte große Gemälde des Karlsruher Marktplatzes vermitteln eine residenzstädtische Idylle, die durch die Kriegsereignisse bald überholt wurde.

Kriegspropaganda

»Wer verzweifelt, muss erliegen; hoch den Kopf, den Arm gespannt! Haltet aus! Wir müssen siegen! Heim und Sieg dem Vaterland«.[8]

Die staatliche Propaganda versuchte, die Bevölkerung mit allen Mitteln für den Krieg zu mobilisieren. Mit Kriegsbeginn brach über die Karlsruherinnen und Karlsruher eine

Flut von patriotischen Texten und Motiven herein. Auf Bildpostkarten und Plakaten, ja selbst auf Tellern und Tassen feierte man die deutschen Helden. Ausstellungen beschworen die Einheit der deutschen Nation, Gedichte machten sich über die Feinde lustig. Eisernes Kreuz und Eichenlaubkranz, Fahnen und Bilder von Herrschern und Heerführern waren allgegenwärtig. Eine besondere Verehrung erfuhr in Karlsruhe der »Held von Tannenberg«, Generalfeldmarschall Hindenburg. 1915 erhielt er die Ehrenbürgerwürde der Stadt.

Als Beweis der Überlegenheit über die Feinde sollten erbeutete französische und englische Geschütze dienen, die vor dem Schloss Aufstellung fanden. Die »Deutsche Kriegsausstellung« präsentierte 1916 weitere Kriegsbeutestücke in der Stadthalle. Der Appell »durchzuhalten« hatte längst die Siegeszuversicht abgelöst. Es ging darum zu demonstrieren, dass man weiterhin in »eiserner Treue« hinter den Frontkämpfern stand. Mehr als tausend Karlsruher schlugen für das Badische Rote Kreuz Nagel um Nagel in ein drei Meter großes Holzkreuz. Hunderttausende folgten der staatlichen Kriegsanleihe-Werbung. Sie unterstützten mit ihren Ersparnissen die Kriegsfinanzierung – wohl immer auch in der Hoffnung, der Krieg komme zu einem baldigen Ende.

Luftkrieg

»Und hörte im Krachen der Bomben die furchtbaren Schreie der Menschen«.[9]

Frontnah gelegen, war Karlsruhe mit seinen zahlreichen Militärdienststellen und -einrichtungen sowie der bedeutenden Waffenfabrik ein bevorzugtes Ziel feindlicher Luftangriffe, der schwerste davon fand wie bereits erwähnt am 22. Juni 1916 statt. Als Folge dieses verheerenden Angriffs richteten die Militärbehörden beim Ettlinger Tor ein Offiziersgefangenenlager ein, »um einen Schutz gegen Fliegerangriffe zu erhalten« – ohne erkennbare abschreckende Wirkung.

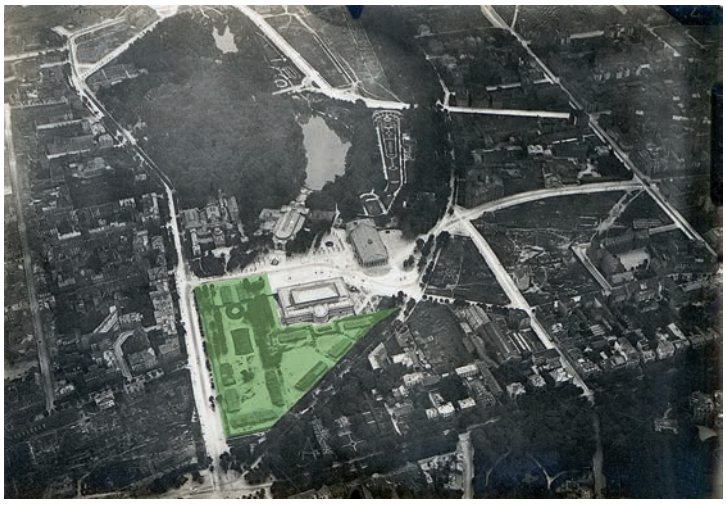
Dieser Angriff war, wie auch die anderen, ein »Vergeltungsangriff« (»bombardement de représaille«) für einen deutschen Luftangriff. Am Himmelfahrtstag, dem 1. Juni 1916, war die lothringische Stadt Bar-le-Duc bombardiert worden. Bei dem Angriff hatte es 64 Tote und mehr als 80 Verletzte gegeben. Die Stadt war der wichtigste Nachschubplatz für die französischen Truppen in der Schlacht von Verdun und wurde während des Krieges wiederholt angegriffen. Insgesamt waren es in Bar-le-Duc rund 300 Tote und eine unbekannte Anzahl Verletzter.

Lazarettstadt

»Ich bin […] der ohne Beine. Vielleicht können Sie sich meiner besinnen.«[10]

In Karlsruhe und Durlach waren binnen kurzer Zeit nach Kriegsbeginn 28 Lazarette mit über 2500 Betten eingerichtet worden. Seit Durchsetzung der allgemeinen Wehrpflicht und der Nationalstaatsidee im 19. Jahrhundert kam der Versorgung verwundeter Soldaten höhere Priorität zu als in den Kriegen vorher. Durch die moderne Medizin mit Wissen um Infektionskrankheiten, Antisepsis und Asepsis sowie mit neuen Narkose- und Operationsverfahren starben in den modernen Kriegen letztmals im Krimkrieg (1853–1856) mehr Soldaten an Hunger, Seuchen und Krankheiten als im Gefecht selbst. Das preußische Militär regelte seit 1859 in von

anderen deutschen Ländern bzw. dem Reich übernommenen Sanitätsordnungen die Verwundetenversorgung immer komplexer. Ein Kernstück war die »Krankenzerstreuung«, das heißt Abtransport Verwundeter und Kranker von der Front in das Hinterland und in die Heimat, um das Militär durch zivile Versorgung zu entlasten. Die humanistische Idee des Schweizers Henri Dunant führte 1864 zur Gründung des Internationalen Roten Kreuzes. Die von 16 Staaten, darunter Baden, ratifizierte Genfer Konvention von 1864 erklärte die Militär- und Zivillazarette, deren Insassen und Personal einschließlich der mit Transport und Verwaltung Tätigen für neutral. Das Rote Kreuz erwies sich als überkonfessionelle Organisation vor 1914 am geeignetsten zur von Militär und Staat exakt geplanten Sanitätsversorgung in der Etappe und in der Heimat, der sog. freiwilligen Krankenpflege. Die enge Verbindung von militärischem und zivilem Sanitätswesen bedeutete *de facto* Unterstützung der nationalen Kriegsvorbereitung und Kriegsführung als Hilfstruppe des Militärs.



Luftbild des Offiziersgefangenenlagers an der Ettlinger Straße. Das Lager wurde nach dem Angriff vom 22. Juni 1916 in der Stadtmitte angelegt, um weitere Luftangriffe zu verhindern, was aber nicht gelang (Foto 1917/1918, Stadtarchiv Karlsruhe).

Versorgungskrise

»Man tut seine Pflicht, ein Jeder an seinem Posten, aber man tut sie stumpf und dumpf, weil die Schwere der Zeit sie eben fordert.«[11]

Die Versorgung der Karlsruher Bevölkerung war bereits wenige Monate nach Kriegsbeginn schwierig. Mit einer Fülle an Maßnahmen versuchte die Stadt, der Versorgungskrise Herr zu werden: Preis- und Abgabenregulierungen, die Einrichtung des Kriegswirtschaftsamtes und städtische Verkaufsstellen gehörten dazu.

Seit März 1915 wurden Marken ausgegeben, zunächst für Brot und Mehl, bald schon für fast alle Lebensmittel. Es gab fleischlose Wochen. Obst und Gemüse aus städtischen Kriegsgärten und die Essensausgabe durch Kriegsküchen sollten die Not lindern. Menschenschlangen vor Geschäften und städtischen Versorgungseinrichtungen gehörten zum Stadtbild.

Der Mangel forderte von den Menschen ein hohes Maß an Einsatz und Improvisationskunst. Sparen galt als »vaterländische Pflicht«. Kriegskochbücher und spezielle Kochkurse halfen beim effizienten Umgang mit Lebensmitteln. Ersatzprodukte wie Öl aus Obstkernen kamen auf den Markt. Schuhflickkurse wurden angeboten,

denn neue Schuhe waren rar. Hinzu kamen die Aufforderungen, sich an den ständigen Sammelaktionen zu beteiligen: Ob Gummireifen, Papier, Türklinken, Kirchenglocken oder Frauenhaar – es wurde einfach alles gesammelt, um den Rohstoffbedarf zu decken.

Die schlechte Ernährungslage und die lange Dauer des Krieges hinterließen ihre Spuren: Seit 1917 stieg die Sterblichkeit in Karlsruhe. Staatliche Stimmungsberichte konstatierten eine zunehmende seelische »Stumpfheit«. Hungerkrawalle und Streiks, wie in anderen deutschen Städten, gab es in Karlsruhe dennoch nicht.

Blick in den Ausstellungsraum »Die Lazarettstadt« im Stadtmuseum. (Foto: ONUK)

Kriegswirtschaft

»Die Beschlagnahme der für den Kriegsbedarf erforderlichen Rohstoffe machte bei strenger Durchführung der Maßnahme den einschlägigen Industriezweigen die Herstellung von Friedenslieferungen unmöglich.«[12]

In der Hoffnung auf einen schnellen deutschen Sieg konzentrierten sich alle wirtschaftlichen Kräfte auf die Versorgung des Heeres mit Waffen, Munition und Kriegsmaterial.

Die Karlsruher Unternehmen waren auf den Krieg nicht vorbereitet. Die Einberufung der Facharbeiter an die Front, die Rohstoffknappheit und das Wegbrechen von Absatzmärkten stürzten viele von ihnen in eine Krise. Seit Winter 1914/15 übernahmen immer mehr Firmen Heeresaufträge und sicherten so ihre Existenz, denn nur »kriegswichtige« Betriebe wurden mit ausreichend Rohstoffen beliefert. Statt Zündholzmaschinen stellte die Badische Maschinenfabrik Durlach im Krieg Granaten her. Statt Nähmaschinen produzierten die Firmen Gritzner und Junker & Ruh nun Waffen, Geschosse und U-Boot-Teile.

In den Fabriken herrschte ein gravierender Mangel an Arbeitskräften, die Zusammensetzung der Arbeiterschaft änderte sich völlig: Es gab so viele weibliche Arbeitskräfte wie noch nie. Allein in der Metallindustrie stieg ihr Anteil bis September 1916 um 174%. Auch die Stadt Karlsruhe beschäftigte zunehmend Frauen, etwa bei der Straßenreinigung oder bei den städtischen Straßenbahnen. Jugendliche Arbeiter und Kriegsgefangene wurden ebenfalls in großer Zahl eingesetzt.

Mit Niederlassungen der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken (DWM) in Karlsruhe und Grötzingen gehörte Karlsruhe zu den wichtigsten Standorten der Rüstungsindustrie. Gustav Genschow & Co. in Durlach und Wolfartsweier war die zweite bedeutende Munitionsfabrik in der Gegend. Beide Firmen

produzierten im Krieg Tag und Nacht, bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit.

Erinnerungskultur

»[W]er aus diesem mörderischen Krieg heil zurückkehrt, kann von Glück sagen.«[13]

Millionen Ehemänner, Väter, Brüder und Söhne, die als Soldaten gekämpft hatten, kehrten nach dem Krieg nicht mehr nach Hause zurück. Auch in Karlsruhe und Durlach gab es kaum eine Familie, die im Ersten Weltkrieg nicht durch den Verlust von Angehörigen oder Freunden betroffen war. Parallel zur Trauerbewältigung in den Familien formte sich eine öffentliche Erinnerungskultur, in der nicht der private Schmerz, sondern Ehre und Heldentum der deutschen Soldaten im Vordergrund standen.

Die Stadt Karlsruhe richtete auf dem Hauptfriedhof 1915 eine Ehrengrabanlage für die Soldaten ein. Für die Toten der Fliegerangriffe entstand ein separates Gräberfeld in der Nähe. 1920 schrieb die Stadt einen Wettbewerb für ein Gefallenenehrenmal und für ein Denkmal für die Fliegertoten aus. Am Ende wurde nach langen Diskussionen zehn Jahre später nur das Gefallenenehrenmal nach einem Entwurf des Bildhauers Hermann Binz eingeweiht. Zudem veröffentlichte die Stadt Karlsruhe 1930 ein Ehrenbuch, in dem alle 5510 Karlsruherinnen und Karlsruher aufgeführt waren, die im Krieg gestorben waren.

Die Initiativen der Stadt wurden von verschiedenen Seiten jedoch nicht als ausreichend empfunden. Wie zersplittert die politischen und gesellschaftlichen Gruppen in der Weimarer Republik waren, zeigen die zahlreichen Denkmäler, die in den 1920er- und 30er-Jahren parallel zum Ehrenmal der Stadt errichtet wurden: Einzelne Stadtteile, Truppenformationen, Vereine oder Firmen gedachten hier ihrer »eigenen« Toten. Eine stadtbildprägende Bedeutung hatte das 1925 errichtete Leibgrenadierdenkmal am damaligen Lorettoplatz.

Garnison

»Als die ersten Soldaten ausrückten […] standen Bürger aller Altersklassen an den Straßen und feierten die marschierenden Kolonnen. Sie wurden von Frauen und Mädchen mit Blumen geradezu überschüttet.«[14]

Sowohl Durlach wie Karlsruhe waren vor dem Ersten Weltkrieg Garnisonsstädte. In Durlach, der zweitkleinsten badischen Garnison, war 1914 nur eine Trainformation mit etwa 460 Mann stationiert. Karlsruhe, die damals größte Garnison Badens, beherbergte fünf Truppeneinheiten mit rund 5200 Soldaten.

Neben dem wirtschaftlichen Nutzen, der mit dem Aufbau und Betrieb einer Garnison einherging, brachte die Stationierung von Truppen im Deutschen Kaiserreich durchaus auch einen Ansehensgewinn. Seitdem die deutschen Truppen durch ihren Sieg über Frankreich 1871 die Gründung des Deutschen Reiches ermöglicht hatten, war das Renommee des Militärs stetig gestiegen. Militärische Denkmuster hatten danach weite Bereiche des zivilen Lebens durchdrungen. So spielte das Militär auch im Alltag der Bewohner von Durlach und Karlsruhe eine bedeutende Rolle.

Mit Kriegsbeginn nahm die Zahl der Soldaten in den Garnisonsstädten schlagartig erheblich zu, große Probleme bei der Unter-

bringung und Ausstattung waren die Folge. Die Bürger in den Garnisonen bekamen das unmittelbar durch Einquartierungen von Soldaten und Beschlagnahmungen zu spüren. In den Kasernen wurden über die gesamte Kriegsdauer Soldaten ausgebildet und neue Einheiten aufgestellt, um den immensen personellen Bedarf dieses ersten industrialisierten Krieges zu decken.

Nach Kriegsende führten die Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages letztlich zur Auflösung der Garnisonen in Karlsruhe und Durlach. Denn beide Städte lagen nun in der dort vereinbarten 50 Kilometer breiten entmilitarisierten Zone östlich des Rheins.

Kindheit und Jugend

»Von denen an der Front wollen wir lernen: wir wollen, ihnen ähnlich, unsern Platz, an dem wir stehen, ausfüllen.«[15]

Der Erste Weltkrieg hatte erhebliche Auswirkungen auf das Leben von Kindern und Jugendlichen und erfasste alle Lebensbereiche. In der Schule, in der Freizeit und in den Familien waren gravierende Folgen zu spüren.

Der Kriegsausbruch führte zu starken Einschränkungen beim Unterricht, da das Militär zahlreiche Schulhäuser beanspruchte und viele Lehrer Kriegsdienst leisteten. Gleichzeitig änderten sich auch die Unterrichtsinhalte. Fortan bestimmte der Krieg den Lehrplan.

Viele junge Männer kämpften als Soldaten an der Front. Selbst Jugendliche meldeten sich bei Kriegsausbruch freiwillig zum Heer. Andere bereiteten sich bei der Jugendwehr auf den Militärdienst vor. 547 Kriegsteilnehmer aus Karlsruhe und Durlach fielen im Alter von 16 bis 19 Jahren.

Blick in den Ausstellungsraum »Kindheit und Jugend« im Pfinzgaumuseum. (Foto: ONUK)

Auch an der ›Heimatfront‹ kamen Kinder und Jugendliche zum Einsatz. Schülerinnen und Schüler sammelten Altmaterialien oder meldeten sich zu Hilfsdiensten. Gleichzeitig litten Kinder und Jugendliche unter der zunehmend schlechten Versorgung. Sogar Äpfel wurden für viele von ihnen zur Seltenheit.

Der Krieg änderte das Leben in den Familien. Zahlreiche Väter waren eingezogen, und viele Mütter mussten berufstätig werden, sodass Kinder weniger Zuwendung erhielten. Durch Kriegsspielzeug, Kinderuniformen, Bücher und Zeitschriften drang der Krieg in die Kinderzimmer ein.

Briefe, Tagebucheinträge und Zeichnungen machen deutlich, wie stark der Krieg das

Leben von Kindern und Jugendlichen beeinflusste. Zugleich lassen sie erkennen, wie Kinder und Jugendliche den Krieg wahrnahmen und verarbeiteten.

An beiden Ausstellungsorten wird auch der Außenbereich mit einbezogen, im Stadtmuseum sind ein Kriegsgarten, eine städtische Lebensmittelverkaufsbude und der Badische Greif zu sehen. Dort und auf dem Schlossplatz vor der Karlsburg in Durlach wurden Lichtinstallationen von Lukas Rehm verwirklicht.

Kriegsgärten

Bereits in den ersten Monaten des Krieges zeichnete es sich ab, dass die Lebensmittel nicht ausreichten, um die Bevölkerung an der ›Heimatfront‹ und die Frontsoldaten gleichermaßen gut zu versorgen. Durch die englische Handelsblockade war man im Deutschen Reich großteils auf Eigenversorgung angewiesen.

Mit dem Anlegen von städtischen Kriegsgärten versuchte der Staat, Abhilfe zu schaffen. Im Laufe des Krieges gestaltete die Stadt Karlsruhe immer mehr brach liegende oder anderweitig genutzte Fläche in Acker- und Gartenland um. Sie pachtete oder requirierte Sport-, Fußball- und Spielplätze, Grünflächen, ja sogar einen Müllabladeplatz am nördlichen Albufer und ein Abwasserklärwerk in Neureut. Das urbar gemachte Gelände wurde in Parzellen aufgeteilt und gegen eine geringe Pacht an die Karlsruher Bevölkerung für den Eigenanbau vergeben.

Da das Gärtnern für viele Städter neu war, bot der Hausfrauenbund im städtischen Gemüsegarten in der Wiesenstraße Gartenbaukurse an. Allein 1917 verkaufte das städtische Gartenamt 250 000 Gemüsesetzlinge, weitere 25 000 wurden verschenkt. Auch die Stadt selbst betrieb große Kriegsgärten und setzte Schulkinder zum Ernten ein. Die Erträge wurden an das Nahrungsmittelamt, an das Kinderheim und das Krankenhaus abgegeben.

Allmählich entstand rund um die Stadt ein Ring aus Kriegsgärten, in denen u. a. Kartoffeln, Kohlrabi, Weißkraut, Kohl, Wirsing, Erbsen, Bohnen, Salat, Spinat und Sonnenblumen (für die Ölgewinnung) angebaut wurden. Selbst im Stadtpark wurde Kohl gepflanzt.

Städtische Verkaufsbude

Für die Beschaffung, Lagerung und Verteilung von Lebensmitteln war während des Krieges das 1915 gegründete Nahrungsmittelamt zuständig. Obst und Gemüse, darunter auch das in den städtischen Kriegsgärten erwirtschaftete, wurde in vier Verkaufsstellen sowie an städtischen Verkaufsständen an die Karlsruher ausgegeben.

Auf dem Ludwigs-, Werder- und Gutenbergplatz sowie an der Georg-Friedrich- und der Hebel-Straße standen Holzbuden. An bestimmten Markttagen konnten die Karlsruher dort gegen Geld oder Bezugsmarken Gemüse und Obst erstehen. Wobei der Speisezettel angesichts der Nahrungsmittelknappheit recht eintönig war: Meist gab es nur Kohlrabi, Kraut, Rüben, gelegentlich Erbsen, Äpfel oder Birnen, selbst Kartoffeln waren knapp.

Die Menge, die an jeden Bürger abgegeben werden durfte, war festgelegt. Die Ausgabe von Sonderzuteilungen wurde in der Presse und durch Anschläge bekannt gegeben. An diesen Tagen quollen die Körbe vor den Ständen über. Doch angesichts der großen Anzahl an Kaufwilligen blieb für den einzelnen oftmals weniger als die zugeteilte Ration. Und so stürmten immer wieder Tausende von Karls-

ruher, ausgestattet mit Körben, Säcken und Leiterwagen, die Verkaufsbuden.

Die Stadtverwaltung bemühte sich zwar um die Beschaffung und gerechte Verteilung der notwendigen Lebensmittel, zeigte sich aber angesichts der anhaltenden Nahrungsmittelknappheit machtlos – mit der Folge, dass sich die Karlsruher selbst halfen: Die Plünderung der Kriegsgärten, der Feldfrevel und der Tauschhandel nahmen seit 1917 stetig zu.

Der Greif wird im Garten des Stadtmuseums installiert. (Foto: Müller-Gmelin)

Badischer Greif

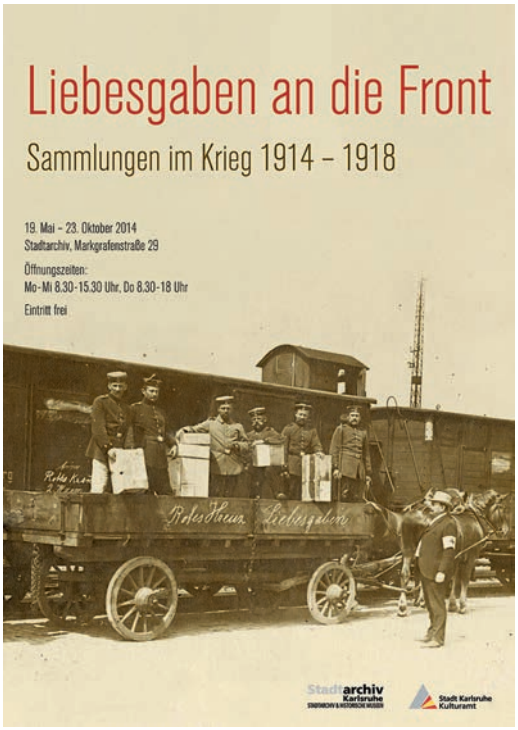
Bis 2010 krönte die Figur das Leibgrenadierdenkmal auf dem benachbarten Europaplatz (früher: Lorettoplatz). Das Denkmal wurde 1925 eingeweiht und erinnert an die Toten des 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiments Nr. 109. Im Zuge der Bauarbeiten für die Untertunnelung der Kaiserstraße im Rahmen der Kombilösung wurde das Monument 2010 abgebaut und in der Tullastraße zwischengelagert. Am 27. März 2014 wurde die Greifenfigur vor dem Prinz-Max-Palais aufgestellt und ist Teil der dortigen Lichtinstallation »Accounting Monument«.

Lichtinstallationen vor dem Prinz-Max-Palais und auf dem Durlacher Schlossplatz

Die beiden Projektionen »Accounting Monument« und »Baiser Profond« wurden von Lukas Rehm, Hochschule für Gestaltung, begleitend zu der Doppelausstellung erarbeitet. Sie setzen sich mit der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und mit den Denkmälern im öffentlichen Raum auseinander. Zugleich verweisen sie auf die beiden Ausstellungsorte und schaffen einen optischen Bezug im Stadtraum.

Die Arbeit »Accounting Monument« vor dem Prinz-Max-Palais setzt dynamische Lichteffekte, Bilder und Texte ein, die auf die Greifenfigur projiziert werden. Auch weitere vorhandene bauliche Elemente im räumlichen Umfeld der Figur werden in die Installation einbezogen. Auf komplexe Weise werden somit der historische Kontext des Greifen, die Frage nach dem Umgang mit dem Ersten Weltkrieg in der Erinnerung und heutige kriegerische Auseinandersetzungen thematisiert und zueinander in Beziehung gesetzt.

Die Installation »Baiser Profond« richtet sich auf das Traindenkmal auf dem Schlossplatz in Durlach. Sie kontrastiert unter anderem Aufnahmen des »Monument aux morts de la Grande Guerre«, das sich auf dem Südfriedhof der Karlsruher Partnerstadt Nancy



Ausstellungsplakat »Liebesgaben an die Front« im Stadtarchiv Karlsruhe.

befindet, mit dem Durlacher Erinnerungsmal. Damit setzt sie die Erinnerung in Deutschland und Frankreich in ein Spannungsverhältnis und stößt somit Fragen zum Umgang mit dem Ersten Weltkrieg in beiden Ländern an.

»Liebesgaben an die Front«[16]

Ausstellung des Stadtarchivs Karlsruhe

In dieser Ausstellung widmet sich das Stadtarchiv den zahlreichen Sammelaufrufen, mit denen sich die Karlsruherinnen und Karlsruher schon 1914 und dann kontinuierlich konfrontiert sahen. Die Themensetzung hat einen besonderen Grund: Der heutige Lesesaal des Stadtarchivs, damals noch der Versteigerungsraum der städtischen Pfandleihe, war nämlich ein Ort der Sammlungen, konkret von Wäschestücken für die Soldaten an der Front. Im Zuge der Vorbereitung des Projekts wurde ein Foto gefunden, das einen Blick in die Pfandleihe ermöglicht. Bislang gab es nur historische Außenaufnahmen von der Pfandleihe. Während des Ersten Weltkriegs kümmerten sich auch in Karlsruhe verschiedene Organisationen und städtische Einrichtungen um die Kriegsteilnehmer und deren Familien. So konnten nützliche Dinge als sog. Liebesgaben an die Front verschickt werden.

Sitzung der Zweiten Kammer des Badischen Landtags im Ständehaus am 15. Februar 1915. (Generallandesarchiv Karlsruhe)

Im Lesesaal wird durch eine Lichtinstallation die ehemalige Pfandleihe als Sammelort für Wäsche besonders dokumentiert. Hier können die Besucher und Besucherinnen nach weiteren Archivalien zum Ersten Weltkrieg recherchieren.

Parlament und Ständehaus im Ersten Weltkrieg[17]

Die Erinnerungsstätte Ständehaus beschäftigt sich in ihrer Sonderausstellung mit der Tätigkeit des badischen Parlaments während

der Kriegsjahre 1914 bis 1918 sowie mit dem bereits am 3. September 1914 als Kriegsfreiwilliger gefallenen SPD-Abgeordneten Ludwig Frank. Weitere Themen sind das 100-jährige Jubiläum der badischen Verfassung am 22. August 1918, das im Ständehaus gefeiert wurde, und der politische Umsturz im November 1918, der den Übergang des Landes von der konstitutionellen Monarchie zur Republik mit der neuen demokratischen Verfassung von 1919 einleitete. Außerdem wird die Nutzung des Ständehauses als Goldankaufsstelle während des Kriegs erläutert.

Auch das Ständehaus war ein Ort der Sammlung im Ersten Weltkrieg. Hier war die städtische Goldankaufstelle untergebracht.

Die Ausstellungen in den vier, alle mit dem Ersten Weltkrieg auch historisch mehr oder weniger direkt verbundenen Häusern von Stadtarchiv und Historische Museen und die reich bebilderte Publikation »Der Krieg daheim. Karlsruhe 1914–1918« zeigen die Kriegsjahre in einer Stadt, die von folgenschweren Luftangriffen getroffen wurde und in der sich die Entstehung der sog. Heimatfront und deren Einbeziehung in das Kriegsgeschehen im Detail und in der ganzen Bandbreite nachvollziehen lassen. Der Begriff »Heimatfront« wurde zwar erst 1917 geprägt, er wird aber inzwischen häufig auch schon für vorausgegangene Kriegsjahre verwendet. Nachweisen lässt er sich 1917 als Titel eines von dem in Karlsruhe ansässigen Stellvertretenden Generalkommando des XIV. Armeekorps herausgegebenen Mitteilungsblatts.[18]

Anmerkungen

1 Chronik der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe für das Jahr 1914. Jg. 30. Im Auftrag der städtischen Archivkommission bearbeitet. Karlsruhe 1916, S. 125.

2 Vgl. Ernst Otto Bräunche: »Erinnerung an die große Zeit«. Die Kriegssammlungen des Stadtarchivs Karlsruhe, in: Kriegssammlungen 1914–1918. Hg. v. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen. Frankfurt a. M. 2014, S. 297–311.

3 Ernst Otto Bräunche/Volker Steck (Hg.): Der Krieg daheim. Karlsruhe 1914–1918. Karlsruhe 2014.

4 Der Spiegel, Nr. 1 v. 30. Dezember 2013, S. 28.

5 Vgl. Michael Martin: Luftangriffe auf Karlsruhe im Ersten Weltkrieg. In: Bräunche/Steck 2014, S. 170–198.

6 Vgl. dazu Ernst Otto Bräunche: Der Krieg daheim. Karlsruhe 1914–1918. Zur Einführung. In: Bräunche/Steck 2014, S. 19–22, dort auch weitere Literatur- und Quellenangaben.

7 Aus dem Theaterzettel zur Oper »Fidelio«, 15. Oktober 1914, Stadtarchiv Karlsruhe (StadtAK) 8/StS 7/491, 137, die Ausstellungsabteilung wurde bearbeitet von Peter Pretsch; vgl. ders.: Kunst und Kultur im Krieg. In: Bräunche/Steck 2014, S. 229–251.

8 Kriegspoesie-Album, »Durchhalten« von Fr. Diehm, Karlsruhe. StadtAK 8/StS 11/87. Die Ausstellungsabteilung wurde bearbeitet von Christine Beil; vgl. dies.: »Zur Hebung und Erhaltung der Stimmung im Volke« – Die Mobilisierung der Karlsruher »Heimatfront«. In: Bräunche/Steck 2014, S. 101–120.

9 Namentlich nicht genannter Augenzeuge des Angriffs vom 22. Juni 1916, zit. n. Badische Neueste Nachrichten v. 22. Juni 1956. Die Ausstellungsabteilung wurde bearbeitet von Ernst Otto Bräunche.

10 Aus einer Postkarte des Kriegsverwundeten Walter Füssel im März 1915 an den Karlsruher Oberbürgermeister. StadtAK 8/StS 11/39,2. Die Ausstellungsabteilung wurde bearbeitet von Jürgen Schuhladen-Krämer; vgl. ders.: Karlsruhe – Lazarettstadt. In: Bräunche/Steck 2014, S. 61–100.

11 Bericht über »Die Stimmung im Volk« von Revisor Heer, Abtlg. IV, 7. 6. 1918, Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 456/F8/305. Die Ausstellungsabteilung wurde bearbeitet von Christine Beil; vgl. dies.: Die Versorgungskrise in Karlsruhe während des Krieges. In: Bräunche/Steck 2014, S. 149–169.

12 Zweite Denkschrift der Großherzoglich Badischen Staatsregierung über ihre wirtschaftlichen Maßnahmen während des Krieges, 1915, Karlsruhe [1915], S. 36. Die Ausstellungsabteilung wurde bearbeitet von Alexandra Kaiser; vgl. dies.:

»Im dringenden Heeresinteresse«. Produktion und Arbeit im Krieg. In: Bräunche/Steck 2014, S. 121–148.

13 Brief von Albert Stirm, gest. am 15. Januar 1918 im Lazarett Karlsruhe, an seine Schwester Laura, 28. März 1915 (StadtAK 7/Nl Stirm, Nr. 2 u. 3) – Der Originalbrief wird in einem der Rahmen unterhalb des Zitats ausgestellt. Die Ausstellungsabteilung wurde bearbeitet von Alexandra Kaiser; vgl. dies.: »In Ehrfurcht und Treue gedenket der Opfer«. Das Gedenken an die Toten des Ersten Weltkriegs in Karlsruhe. In: Bräunche/Steck 2014, S. 288–310.

14 Heinrich Steinmetz über den Auszug der Durlacher Train-Abteilung, StadtAK 7/NL Steinmetz 5,1–4. Die Ausstellungsabteilung wurde bearbeitet von Meinrad Welker; vgl. ders.: Die Garnisonen Durlach und Karlsruhe. In: Bräunche/Steck 2014, S. 41–49.

15 Unsere Kinder und der Krieg. Im Auftrag der Vorsteherin der Viktoria-Privatschule, Fräulein Coch, zusammengestellt als Jahresbericht für das Kriegsschuljahr 1914/15. Karlsruhe 1915, S. VII. Die Ausstellungsabteilung wurde bearbeitet von Ferdinand Leikam; vgl. ders.: Kindheit und Jugend im Krieg. In: Bräunche/Steck 2014, S. 199–255.

16 Vgl. www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/liebesgaben.de.

17 Vgl. www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/staendehaus.de.

18 Vgl. Martin Baumeister: Heimatfront. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn/München/Wien/Zürich 2009, S. 993 f.

Anschrift des Autors:
Dr. Ernst Otto Bräunche
Stadtarchiv Karlsruhe
Markgrafenstraße 29
76133 Karlsruhe

Frontstadt Freiburg im Ersten Weltkrieg

Dargleff Jahnke

Mehr als andere Städte im Deutschen Kaiserreich lässt sich Freiburg im Ersten Weltkrieg aufgrund seiner Nähe zu den elsässischen Kriegsschauplätzen als »Frontstadt« bezeichnen. Was vielen nicht bekannt ist: Während des Ersten Weltkriegs erlebte die Bevölkerung die meisten Luftangriffe auf eine Stadt im gesamten Deutschen Reich. Diese werden im Rahmen einer Ausstellung im Museum für Stadtgeschichte von Juli bis Dezember 2014, neben dem Lazarettwesen, eines der Spezialthemen sein. Anhand verschiedener Objekte und Lebenserinnerungen wird dargestellt, wie sich die Bombardierungen, zusätzlich zu den »normalen« Kriegsbelastungen, auf den Alltag der städtischen Bevölkerung auswirkten; auch an die knapp 30 Opfer wird dabei erinnert.

Die Freiburger Ausstellung[1]

In Bezug auf den Ersten Weltkrieg und der 100. Wiederkehr des Kriegsanfangs sprechen die Medien von einem »Trommelfeuer der Erinnerungen«:[2] Diverse Ausstellungen wurden oder werden noch eröffnet, es entstanden zahlreiche Publikationen. Auch die Freiburger Ausstellung »Frontstadt. Freiburg im Ersten Weltkrieg« reiht sich hier ein. Sie richtet ihren Fokus jedoch nicht auf die Internationalität des Krieges oder den vielen »menschenfressenden« Schlachten an der Westfront, die noch heute unser Bild vom Krieg prägen, sondern auf mikrohistorische Gesichtspunkte.[3] Im Mittelpunkt stehen dabei zwei Themenkomplexe, die für die Stadt Freiburg im Ersten Weltkrieg prägend waren: das Lazarettwesen und die Fliegerangriffe auf die Stadt. Freiburg war die größte Lazarettstadt in Baden. Es gab über 40 Kliniken, Krankenhäuser und Lazarette in der Stadt, die bis zu 5000 Soldaten und Offiziere aufgenommen hatten. Aufgrund dieser hohen Zahl gehörte der Anblick von verwundeten und kranken Soldaten zum täglichen Bild. Anhand von Lebenserinnerungen und mithilfe von Archivalien soll ein Einblick gegeben werden, wie der Krieg das individuelle Erleben der Menschen in der Region prägte. Ziel ist es, dem Vergessen des Ersten Weltkriegs entgegen zu wirken. Wie einschneidend war der Große Krieg für die eigenen Vorfahren? Wie gestaltete sich der Alltag in einer frontnahen Stadt wie Freiburg? In welcher Hinsicht unterschieden sich die Erfahrungen der Freiburger von denen anderer Städte? Das sind Fragestellungen, welche mithilfe Texttafeln, Archivalien und Einzelobjekten beantwortet werden sollen.

Im Rahmen der Ausstellung finden neben allgemeinen und themenspezifischen Führungen weitere Begleitveranstaltungen statt, für die mehrere Kooperationspartner gewonnen werden konnten: Mit dem Zentrum für po-

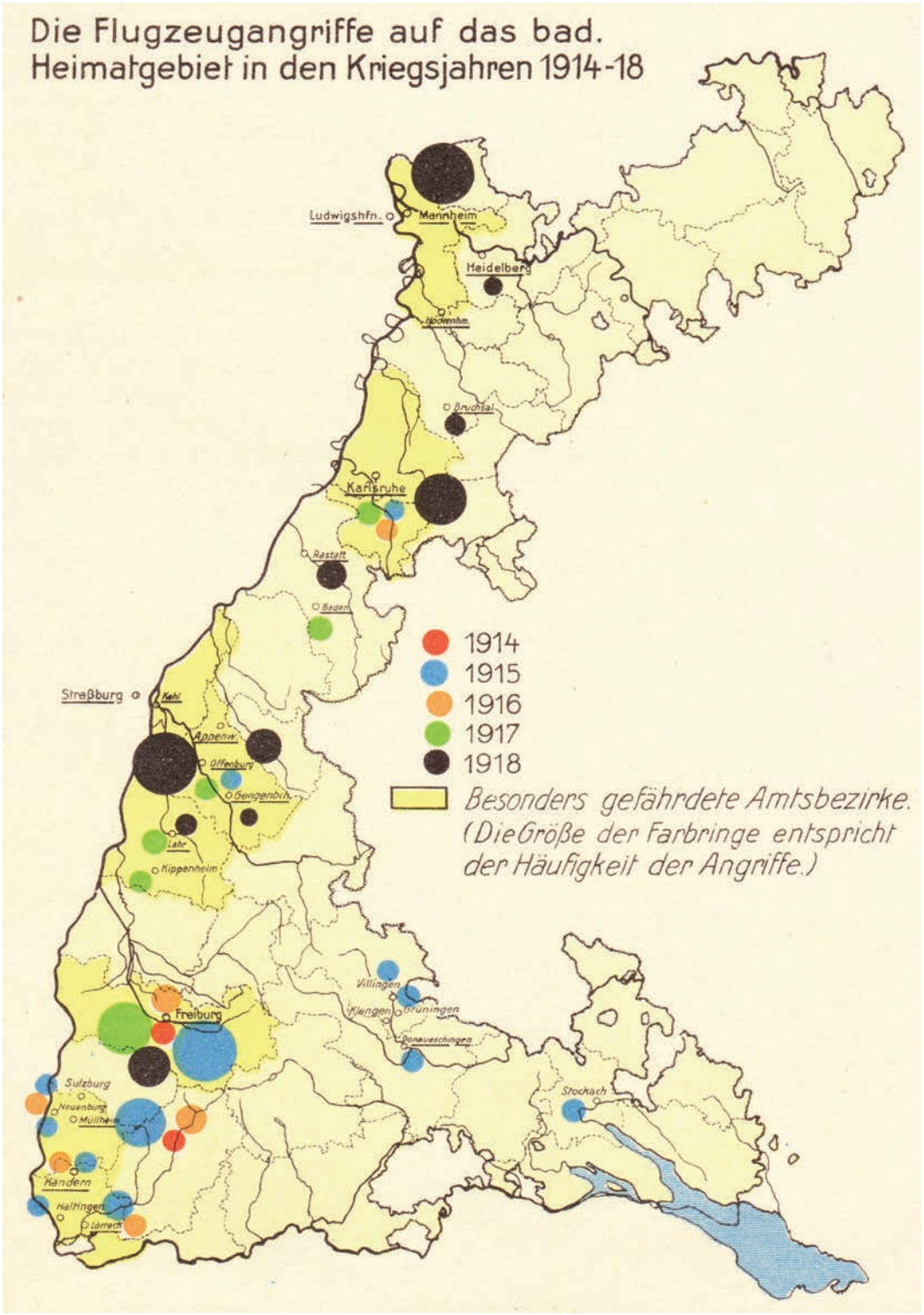
puläre Kultur und Musik (ehemals Deutsches Volksliedarchiv) und dem Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg e. V. wird es am 19. November 2014 einen Abend zu Kriegsliedern und -gedichten des Ersten Weltkrieges geben, die von dem Bremer Musiker und Interpreten Michael Zachcial vorgestellt werden. Zusammen mit der Badischen Heimat kommt es zur Vorstellung von Frontbriefen, und von Markus Eisen vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg werden Tagebuchauszüge aus dem Tagebucharchiv in Emmendingen vorgestellt.

Die Besonderheiten Freiburgs im Ersten Weltkrieg

Über die Luftangriffe auf die Stadt Freiburg wissen heute nur wenige Freiburger etwas. Als Gründe sind hier zu nennen: die zeitliche Distanz und die ungemein größeren Schrecken des Zweiten Weltkriegs. Die Fliegerangriffe eignen sich gut zur Darstellung damaliger Lebenswelten: Es kreuzen sich vormoderne Vorstellungen der Menschen mit neuen Kriegserfahrungen, Belange der Zivilbevölkerung mit militärischen Zielvorstellungen, Faszination der modernen Technik mit deren Schrecken.

Freiburg verzeichnete zwischen 1914 und 1918 die häufigsten Bombardierungen auf eine Stadt im gesamten Deutschen Reich; Tod und Verwüstung wurden damit in die frontnahe Stadt getragen. In allen vorhergehenden kriegerischen Auseinandersetzungen waren Front und Heimat zwei deutlich voneinander getrennte Orte: An der Front wurde gekämpft, das Hinterland versorgte diese mit Nachschub, sowohl mit Soldaten als auch mit Material und Verpflegung. Diese Grenzen zwischen zivilen und militärischen Zielen verwischten in diesem Krieg. Die Bevölkerung erlebte die Schrecken des Krieges hier hautnah: Als Etappenort wurden in Freiburg Menschen und Material für die Materialschlachten im Westen und vor allem im oberen Elsass gesammelt, um sie dann mit der Eisenbahn weiter zu transportieren. Soldaten wurden in den Kasernen, in denen verschiedene Ersatzabteilungen ausgebildet wurden, beherbergt. Wenn diese Ressourcen nicht ausreichten, erfolgten private Einquartierungen. Man sah bereits nach der ersten Schlacht bei Müllheim am 9. August 1914 die ersten Verwundeten in den Straßen der Stadt. Nach der Erstversorgung in Frontnähe wurden die Verletzten in die Reservelazarette, zum Beispiel in Freiburg, verbracht. Auch in anderer Hinsicht waren die Menschen, ähnlich wie ansonsten nur die Soldaten an der Front, mit bislang ungewohnten Sinneswahrnehmungen konfrontiert. In einer Vielzahl von Zeugnissen wird der tägliche Donner der Artillerie aus dem Elsass beschrieben. Man spürte am ganzen Körper, wenn im Elsass wieder ein großer Angriff erfolgte. Die Zeitzeugen stellten dar, wie sie auf den Schloss- oder den Lorettoberg stiegen, um die Spuren der Leuchtmunition in den Vogesen zu beobachten oder die eigenen und gegnerischen Flugzeuge im Luftraum über der Stadt.

Auch in Freiburg herrschte im August 1914 eine gewisse Kriegsbegeisterung. Doch aufgrund der seit dem 17. Jahrhundert immer wieder erfolgten Besatzung und Invasion französischer Truppen, existierte neben euphorischen Strömungen eine nachweisbare Angst vor einem französischen Überfall. Diese war durchaus berechtigt, denn bei einem Sieg in der Schlacht von Müllheim hätte das schwache, deutsche Truppenkontingent ein Vorstoßen der Franzosen bis über den Rhein kaum verhindern können. Der Großteil des XIV. Armeekorps stand weiter nördlich bei Lothringen, um die Hauptangriffsachse des deutschen Vorstoßes auf Frankreich



Karte mit Flugzeugangriffen in Baden (aus: Heimatatlas der Südwestmark Baden. Karlsruhe 1934)

zu stützen. Auch in den vorliegenden Zeugnissen ist nur selten Euphorie nachzuweisen, sondern vor allem Angst um die Angehörigen. Diese manifestiert sich in erster Linie in trauernden Frauen, die um ihre zur Front ziehenden Söhne oder Männer weinten.

Luftangriffe auf Freiburg

Mit dem Ersten Weltkrieg begannen die technisierten Kriege des 20. Jahrhunderts. Das Kampfgeschehen war geprägt durch moderne Waffentechnik, welche mit Andauern des Kriegs rasch weiter entwickelt wurde. Es kamen neue Waffengattungen dazu, wie U-Boote, Panzer, Kampfgase und Flugzeuge. Da alle kriegsteilnehmenden Staaten Städte und Einrichtungen weit hinter der Front bombardierten, steht Freiburg nur als ein Beispiel für den Luftkrieg. In allen Staaten waren die Proteste gegen die Bombardierungen enorm. Das lag zum einen an der oben erwähnten Tabugrenze, der durchbrochenen Abgrenzung von Front und Heimat, zum anderen hatte es mit der besonderen Bedeutung der Flugzeuge zu tun. Denn nur etwa zehn Jahre vor Ausbruch des Krieges ist es dem Menschen gelungen, sich den Menschheitstraum vom Fliegen zu ermöglichen. Die Menschen strömten zu den Demonstrationsflügen, die überall im Lande stattfanden und zu wahren Volksfesten wurden. 1914 sahen sich die Menschen auf einmal einem Stück Mythologie schutzlos ausgeliefert. In den Zeugnissen wird das ambivalente Verhalten greifbar. Fasziniert beobachteten die Menschen die Fluggeräte, während diese ihre gefährliche Fracht abwarfen,

Das Flugabwehrkommando Freiburg posiert vor seiner Baracke auf dem Schlossberg mit ›Erinnerungsstücken‹ eines von ihnen abgeschossenen französischen Flugzeugs (Stadtarchiv Freiburg: M 7061)

sie sammelten Bomben- und Flugzeugteile wie Souvenirs. Die gleichen Menschen, die an einem Tag noch fasziniert in den Himmel schauten, forderten am nächsten Tag bereits einen verbesserten Schutz bei der städtischen Verwaltung ein. In der Ausstellung wird das Bild eines abgeschossenen Fliegers bei Bremgarten zu sehen sein. Der ehemalige Besitzer, ein Feldwebel, ließ sich aus dem erbeuteten Propeller des französischen Fliegers einen Rahmen anfertigen und hängte das Foto – wie ein erlegtes Stück Wild – an die Wand. Auf einem anderen Foto posierte die Flakabwehrmannschaft in Freiburg mit Stücken eines von ihnen abgeschossenen Flugzeugs.

Durch die Luftangriffe der Alliierten auf deutsche Städte offenbarte sich ein weiterer Traditionsbruch, welcher die Freiburger in ihren Emotionen herausforderte. Es gab besonders nach schwereren Angriffen unzählige wütende Proteste gegen die Militär- und Zivilverwaltung. Die Vorstellungswelten der betroffenen Menschen waren noch in der vormodernen Gedankenwelt verankert, die der Erste Weltkrieg so abrupt zerstört hatte. Erstmals musste die Bevölkerung den eigenen Schutz selbst organisieren, weil das Militär in dieser Hinsicht versagte. Der Begriff der »Wacht am Rhein« wurde durch den Luftkrieg gegenstandslos. Meistens ungehindert überflogen die französischen und britischen Flieger die mythenaufgeladene Grenze des Rheins und warfen ihre Bombenlast in der Breisgaumetropole ab.

Die Nähe zur Front ließ alle badische Städte zum Ziel feindlicher Angriffe aus der Luft werden. In vielen Publikationen wurde Freiburg als erste Stadt im Deutschen Reich bezeichnet, die einen Luftangriff erlebte. Das ist jedoch falsch: Bereits in der Nacht vom 9. auf den 10. August 1914 war der Bahnhof in Trier Angriffsziel, als erste badische Stadt traf es Müllheim am 23. August 1914. Der Irrtum rührte vermutlich von der Tatsache her, dass die Franzosen unter ihrem Kommandeur für die Luftstreitkräfte, General Barés, ihre erste Bomberstaffel gründeten. Deren Ziel war die gezielte Bombardierung strategisch wichtiger Punkte auf deutschem Reichsgebiet, um den deutschen Aufmarsch und den Nachschub zu stören. Die Staffel wählte Freiburg zu ihrem ersten gemeinsamen Angriffsziel. Es lässt sich heutzutage kaum feststellen, welche Nationen die ersten Bomben abwarf, denn auch bei deutsche Erkundungs- und Aufklärungsflügen im August 1914 ließen die Piloten einige mitgeführte Granaten fallen, zum Beispiel auf Paris. Freiburg sollte bis Kriegsende eines der wichtigsten Angriffsziele im Deutschen Reich bleiben. Bis zum Ende wurden bei 25 Angriffen etwa 245 Bomben gezählt, dabei wurden etwa 30 Menschen getötet[4] und über 100 verletzt. Der Sachschaden von geschätzten 2,7 Millionen Reichsmark bedeutete reichsweit etwa zehn Prozent des Gesamtschadens durch Bombenabwürfe.

Die angreifenden Piloten, die in der Regel bei Belfort starteten, orientierten sich bei Tag mithilfe von Kompassen – einer wird in der Ausstellung zu sehen sein – und Höhenmessern. In der Nacht, nachdem sie den Rhein südlich von Freiburg überflogen hatten, flogen die Piloten an der rechtsrheinischen Bahnlinie entlang, welche sie nach Freiburg führte. Trotz des späteren Versuchs der Vollverdunkelung, war die Stadt für Piloten gut erkennbar. Die Alliierten, übrigens genauso wie die deutschen Angreifer auf französische oder englische Städte, verfügten über Fotomaterial der anzugreifenden Orte, mit denen sie sich vorbereiteten. Die Piloten wussten genau, wo sie ihre Bombenfracht abzuwerfen hatten; lediglich die Zielgenauigkeit war anfangs aufgrund der technischen Möglichkeit eher gering. Ein für die Ausstellung angefertigtes

Schaubild mit den Bombeneinschlägen lässt doch ein Muster der Angriffsziele erkennen: Die Angriffe konzentrierten sich in Freiburg auf Einrichtungen des Eisenbahnverkehrs, die für die Verlagerung von Truppen wichtig waren, vor allem den Güterbahnhof. Weitere Ziele waren Kasernen oder Materiallager sowie der Flugplatz. Dort befanden sich die Fliegerstation sowie die aus dem elsässischen Mühlhausen im August 1914 zurückverlegten Aviatik Automobil- und Aviatikwerke A. G. mit einer dazugehörigen Fliegerschule, später die Einsitzer-Kampfstaffel. In der Innenstadt war zu Kriegsbeginn das Stellvertretende Generalkommando unter General Hans Gaede im Europäischen Hof an der Bahnhofstraße untergebracht, dem wahrscheinlich einige Abwürfe galten.

Ansicht des Verwaltungsgebäudes der Holzgroßhandlung Gebrüder Himmelsbach in der Rempartstraße nach dem Einschlag der verheerenden Bombe am 14. April 1917 (Stadtarchiv Freiburg: M 7061)

Der Großangriff auf die Stadt am 14. April 1917

Neben den Angriffen auf militärische oder kriegswirtschaftlich wichtige Einrichtungen gab es im Ersten Weltkrieg auch Vergeltungsangriffe. Freiburg erlebte nachweislich einen dieser Art – es sollte auch derjenige sein mit dem größten Schaden und den meisten Opfern. Der 14. April 1917 wurde als »Schwarzer Samstag« der Stadt bezeichnet. In zwei Angriffswellen am Vormittag und am Nachmittag griffen insgesamt 29 englische und französische Flugzeuge in mehreren Geschwadern die Stadt an. Diese setzten sich aus Bombern und zu deren Schutz begleitende Kampfflieger zusammen. Auf abgeworfenen Flugblättern und nach Informationen eines gefangenen Piloten handelte es sich um eine Vergeltungsmaßnahme für zwei, von deutschen U-Booten, torpedierte Sanitätsschiffe, der Gloucester Castle und der Asturias. Insgesamt starben an diesem und den nachfolgenden Tagen 12 Menschen, alleine im Verwaltungsgebäude der Holzgroßhandlung Gebrüder Himmelsbach an der Rempartstraße gab es neun Tote.

Noch nie zuvor gab es so viele Opfer und so hohe Schäden. Der bis dahin empfohlene Schutz in den Kellern war nicht mehr gegeben, denn die Bomben hatten eine so enorme Durchschlagskraft, dass sogar die unteren Geschosse durchschlagen und Menschen verschüttet worden sind. Zudem zeigten sich die beiden Säulen der militärischen Abwehr, Kampfflieger und Flugabwehrgeschütze als nutzlos. Es kamen Gerüchte auf, dass die Flak-Mannschaften betrunken waren, welche sich jedoch nicht bewiesen. Dabei gab es für die Flugabwehr bei diesem Angriff absolut keine

Brennendes Gebäude des Anatomischen Instituts in der Albertstraße während der Löscharbeiten nach dem Angriff vom 14. April 1917 (Stadtarchiv Freiburg: M 7061)

Abwehrmöglichkeit, weil die Angreifer in bis zu 5000 Meter Höhe flogen und die in und um Freiburg stationierten Geschütze nicht so hoch schossen. Zudem wurden die in Freiburg stationierten Flugzeuge am Morgen vor dem Angriff nach Colmar abgezogen. Bei der zweiten Angriffswelle waren zwar sechs deutsche Maschinen rechtzeitig in der Luft, nahmen den Kampf jedoch nicht auf, weil sie einer Übermacht gegenüberstanden. Laut dem Brief eines hier stationierten Piloten waren die Freiburger Flugzeuge technisch minderwertig und damit den moderneren der Engländer und Franzosen unterlegen. Es war generell so, dass die Front zuerst mit der technisch weiter entwickelten Militärtechnik ausgestattet wurde, während der Schutz der Heimat vernachlässigt wurde. Hier kam das ausrangierte Gerät von der Front zum Einsatz oder Beutetechnik.

Nach dem schweren Angriff wurde auf Druck der Bevölkerung und der städtischen Verwaltung modernere Technik in die Stadt verlegt. Bei den eingesetzten Diskussionen um einen besseren Schutz kam die Forderung nach »menschlichen Schutzschilden« auf. Die Bevölkerung verlangte die Verlegung eines Kriegsgefangenenlagers für Offiziere in die Innenstadt, die städtische Verwaltung schloss sich dieser Forderung an. Die Militärverwaltungen glaubten nicht an einen Erfolg, da sie genau wusste, dass eine solche Verlegung keine kriegsführende Nation von ihren Einsätzen abhielt. Denn das Gleiche praktizierten die Engländer zum Schutz ihrer Waffenfabriken in Südengland und London mit deutschen Kriegsgefangenen. Trotz dieses Wissens bombardierten deutsche Zeppeline und Großbomber diese strategischen Ziele. Die Militärverwaltung stimmte jedoch der Forderung zu, um den Volkszorn zu beruhigen. Die englischen Offiziere wurden noch 1917 in die Alte Universität umgesiedelt.

Der große Angriff im April 1917 veränderte das Verhalten und die Einstellung der Bevölkerung. Zwar gab es immer noch diejenigen, die auf die Straße eilten, sobald der Angriff vorbei war. Doch in den Archivalien und Zeugnissen finden sich nun verstärkt Spuren sowohl der Wut der Menschen auf die unzureichende Abwehr als auch deren Angst. Der bekannte Freiburger Psychologe und Neurologe Alfred Hoche bezeichnete in einer Studie den Zustand Freiburgs als den einer belagerten Stadt oder einem Ort nach einer Elementarkatastrophe. Die Frontnähe wirkte auf die Bürger bedrückend, sie fühlten sich völlig hilflos und lebten in permanenter Gefahr. Dies führte zum Beispiel zu Phobien oder Schlaflosigkeit. Als besonders störend für den Alltag

zeigten sich die Nachtangriffe. Da es bis 1918 in der Nacht keine Warnungen vor angreifenden Fliegern gab, störten die einschlagenden Bomben die Menschen in ihrem Schlaf. 1917 und 1918 gab es fast nur noch Nachtangriffe oder Angriffe in der Dunkelheit.

Militärische Abwehr und Zivilschutzmaßnahmen

In den ersten Kriegsmonaten bis etwa Juli 1915 gab es keine effektive militärische Abwehrmöglichkeit. Aus Verzweiflung schossen die Soldaten mit Karabinern auf die Fluggeräte. Es gab auch keinen Flugmeldedienst, lediglich einen Beobachtungsposten auf dem Turm der Fliegerkaserne. Kurz vor Weihnachten 1914 wurde oberhalb des Kanonenplatzes eine sog. Ballonabwehrkanone aufgestellt. Als umgebaute Feldhaubitze war diese jedoch zum Beschuss in der Ebene konzipiert und nicht gegen fliegende Objekte. Erst das Aufstellen erbeuteter russischer Geschütze im Juli 1915 sorgte für einige wenige Abschüsse. Die Flak-Abwehr war im Ersten Weltkrieg weiter durch die schlechte Identifizierungsmöglichkeit der Flugzeuge erschwert. Die Mannschaften waren bei eingeschränkter Sicht oft nicht in der Lage zwischen Freund und Feind zu unterscheiden. So beschoss die Flak am Schlossberg im August 1915 ein deutsches Schulflugzeug der örtlichen Militärfliegerschule, welches über die Stadt flog. Es konnte trotz Treffer gerade noch in Freiburg landen; Pilot war der spätere »Reichsmarschall« Hermann Göring.

Generell lief die Fliegerabwehr im ersten Weltkrieg der rasanten technischen Entwicklung der Flugzeuge und der Strategie der Flugzeugwaffe hinterher. Die unzureichenden Abwehrgeschütze erreichten durch gezieltes Sperrfeuer lediglich, dass die angreifenden Maschinen in größere Höhen abgedrängt werden konnten. Dadurch waren sie nicht mehr in der Lage, ihre Bombenfracht gezielt abzuwerfen.

Die Alarmierung des Hinterlandes, die meistens zu spät erfolgte, war ein dauerndes Ärgernis in der Stadt und zeigt ein Grundproblem des damaligen Luftschutzes. Dem Ausbau von Kommandostrukturen oder der Nachrichtentechnik wurden vor dem Krieg zu wenig Beachtung geschenkt. Im Krieg durchlief die gesamte Militärtechnik eine grundlegende Wandlung: Maßnahmen wurden ständig geändert und den sich verändernden Problemen angepasst. Bei der Alarmierung war die Bevölkerung einer Stadt wie Freiburg unzähligen Verfahren ausgesetzt. Nach den ersten Angriffen 1914 verteilten sich die aufgestellten Sirenen über das gesamte Stadtgebiet; jeder größere Betrieb und Einrichtung hatten eigene. Die Alarmierungen wurden später unter militärische Obhut gestellt und vereinheitlicht. Die verspätete Signalisierung lässt sich nicht alleine auf militärische Unzulänglichkeiten zurückführen, sondern in erster Linie auf die Lage Freiburgs. Die modernen französischen Maschinen brauchten 1918 nur etwa 12 Minuten vom Überfliegen der Front bis zum Erreichen der Stadtgrenze. In diesem Zeitraum hatte die Meldung von der Frontlinie an die Fliegerkommandostellen zu erfolgen – eine war im Freiburger Colombischlössle untergebracht. Ein weiteres Problem kam dazu: Die französischen Flugzeuge, die aus Richtung Westen kamen, hatten keineswegs nur Freiburg im Visier, sondern flogen jenseits des Rheins weiter in Richtung Osten oder drehten gen Norden bis Frankfurt. Das verkürzte die Vorwarnzeit weiter und machte die rechtzeitige Alarmierung beinahe unmöglich, auch wenn diese Tatsache in den offiziellen Erklärungen nicht zu finden ist.

Da die militärischen Abwehrmöglichkeiten nur geringe Erfolge brachten, wurde der passive Heimatschutz während der gesamten vier Kriegsjahre immer weiter verfeinert. Es kam zu verschiedenen Maßnahmen, wie Alarmierungen, Verdunkelungspflicht und den Ausbau des Luftschutzes. Ab 1916 wurde der Heimatschutz unter das Kommando des »Kommandierenden Generals der Luftstreitkräfte« gestellt. Es gab unzählige Vorschriften für Verhaltensweisen bei Fliegerangriffen, die in der lokalen Presse veröffentlicht wurden: Bei Theaterbesuchen wurden Handzettel für die Besucher ausgeteilt, in den Straßenbahnen hingen Plakate für die Kunden. Die städtische Verwaltung wies Dutzende von Kellern zu öffentlichen Rückzugsräumen aus, die Hausbesitzer mit Kellern waren angewiesen, diese für den Luftschutz herzurichten.

Kollegiengebäude I der Universität Freiburg von Süden nach dem Angriff vom 14. April 1917; deutlich zu erkennen sind die eingedrückten Glasscheiben und die Sandsäcke vor den Fenstern (Stadtarchiv Freiburg: M 7061)

Die Tatsache, dass die Bevölkerung immer wieder auf die Einhaltung hingewiesen wurde, zeigt, dass die Menschen sich keineswegs konsequent daran hielten. Das lässt sich auch anhand der Quellen nachweisen.

Das öffentliche Leben wurde wegen der Angriffe stark eingeschränkt, es wurden Fronleichnamsprozessionen abgesagt, die Zahl der Plätze für Veranstaltungsbesucher reduziert. Kleinkinderschulen und andere Schulen mussten teilweise schließen, weil der Luftschutz nicht gegeben war. In vielen öffentlichen Kellern oder halböffentlichen Gebäuden, wie Gaststätten, wurden Keller eingerichtet. Durch den Ausbau des Zivilschutzes konnten die Personenschäden, sowohl reichsweit als auch in Freiburg, trotz Massierung der Luftangriffe, reduziert werden. In diesem Bereich lässt sich also von einem gewissen Erfolg sprechen.

Soziale Unterschiede im Luftkrieg

Im Umgang mit den Angriffen bestanden erhebliche soziale Unterschiede. Die reicheren Bürger waren finanziell in der Lage, aus der Stadt auszuziehen, andere schlossen vermehrt Versicherungen gegen Fliegerschäden ab. Nach dem Angriff vom April 1917 und besonders 1918 war der Auszug der Bevölkerung geradezu dramatisch, wenn man einem Schreiben des damaligen Oberbürgermeisters Emil Thoma Glauben schenken darf. Dadurch gingen der Stadt bedeutende Steuergelder verloren, zumal der Tourismus nicht zuletzt wegen der Bombardierungen als Einnahmequelle bereits weggebrochen war.

Die ärmere Bevölkerung Freiburgs meldete sich nach dem schweren Angriff im April 1917 in verschiedenen Quellen zu Wort; bis dahin war von dieser Seite kaum etwas zu vernehmen. Angestellte verweigerten die Arbeit, die Arbeiter des städtischen Gas- und Wasserwerks forderten einen bombensicheren Unterstand, Menschen aus Arbeitervierteln forderten vermehrt schützende Kellerräume. Die ärmere Bevölkerung wohnte oft in der Nähe der ausgemachten Ziele der Alliierten, wie den Bahnhöfen oder der Bahnlinien. Die dortigen Mietshäuser verfügten nur selten über geeignete Kellerräume, weshalb deren Bewohner auf öffentliche Räume angewiesen waren. Besonders 1918 drängten immer mehr Leute in die Schutzräume und erzwangen bei erhöhter Gefahr, falls notwendig, den ihnen zunächst verwehrten Zutritt. Durch ihre Proteste erreichten die Menschen die nächtliche Alarmierung, wogegen sich das Militär lange Zeit ausgesprochen hatte. An diesen Beispielen lässt sich der Unmut der einfachen Bevölkerung gegen den fortdauernden Krieg und dessen Zwängen ablesen.

Luftkrieg und Politik

Es gab einige zaghafte diplomatische Vorstöße, um die Luftangriffe auf Freiburg zu beenden. Lorenz Werthmann erreichte 1915 angeblich eine kurzweilige Feuerpause. Im Gegenzug sorgte die Caritas für die ausreichende Versorgung der französischen Kriegsgefangenen durch Brotlieferungen. Es bleibt unklar, ob die für wenige Monate ausbleibende Bombardierung auf die Bemühungen Werthmanns zurückzuführen sind oder die französischen Maschinen an anderer Stelle gebraucht wurden. Auch der badische Landtagsabgeordnete und spätere Reichskanzler Joseph Wirth regte eine politische Initiative an, in der sich der Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg bei den Alliierten für die Einstellung der gegenseitigen Bombardierung einsetzte. Im Gegenzug könnten Gefangene ausgetauscht werden. Der Freiburger Erzbischof Thomas Nörber verfasste 1918 ein Schreiben an den Papst, um gegen die Angriffe gegen badische Städte in seinem Bistum zu protestieren. Keine dieser Bemühungen führte jedoch zum Erfolg.

Immer wieder gab es Proteste und Vorwürfe von deutschen Politikern, die Angriffe gegen Freiburg verstießen gegen das Völkerrecht. Es wäre eine »offene Stadt«, die deswegen nach Haager Landkriegsordnung nicht angegriffen werden dürfte. Diese Argumentation wurde später von einem deutschen Oberst zurückgewiesen. In Freiburg, als Hauptstützpunkt hinter der Front, gab es eine Ballung von Militär- und Kommandoeinrichtungen und es war ein Eisenbahnknotenpunkt. Für das Einsatzgebiet im oberen Elsass war Freiburg kriegswichtig, hier befanden sich die Lazarette, in denen Verwundete möglichst schnell wiederhergestellt werden sollten, um dann erneut in die Schlachten geworfen zu werden. Es gab zwar keine besonders kriegswichtige Großindustrie, für die Versorgung der Truppen mit Flugzeugen und Motoren waren jedoch zum Beispiel die Aviatik-Werke von Bedeutung. Die Proteste gehörten damals zur jeweiligen Propaganda der Staaten, mit dem Ziel das Handeln der Feinde in der Öffentlichkeit zu diffamieren und das eigene zu legitimieren.

Fazit

Die Luftangriffe auf die Stadt Freiburg beeinträchtigten alle Felder des öffentlichen Lebens, besonders 1917 und 1918 war jederzeit mit ei-

Mannschaften der Flugwache und des Scheinwerferzuges auf dem Schlossberg oberhalb von Freiburg (Stadtarchiv Freiburg: M 7061)

nem Alarm zu rechnen. Das Stadtbild hatte sich stark verändert. Vor allen Schutzkellern, ob privat oder öffentlich lagen Sandsäcke, in den Straßen standen Schilder mit Hinweisen auf Schutzkeller, für die Straßenbahnen gab es gesonderte Verhaltenshinweise. Bei abendlicher Verdunkelung ab 1916 waren die suchenden Scheinwerfer der Stellungen auf dem Schlossberg besonders gut am Himmel zusehen. Zu diesen speziellen Veränderungen kamen etliche andere.

Festzuhalten ist weiterhin, dass der Erste Weltkrieg die lebensweltlichen Vorstellungen der Menschen überforderte. Er durchbrach mit einer abrupten Vehemenz traditionelle Denkmuster. Die Luftangriffe auf die Stadt Freiburg dienen dabei als nur ein mögliches Beispiel. Während der Großangriff auf Freiburg am 27. November 1944 seinen festen Platz im Erinnerungsgedächtnis der Stadt hat, sind die Angriffe des Ersten Weltkrieges in Vergessenheit geraten. Dabei waren die Auswirkungen für die Menschen genauso mit Tod, Verletzungen oder Einschnitten im Alltag verbunden, wie der Blick auf die individuelle Ebene zeigt; wenn auch die Todesgefahr nicht derart prägend war wie knapp 30 Jahre später.

Etwas einschränkend zu den damaligen Luftangriffen ist anzumerken, dass andere Probleme, wie die Sorge um die Angehörigen an der Front und um die tägliche Nahrungsmittelversorgung die Menschen stärker bewegten. Die Luftangriffe hatten jedoch nachweisbar einen verstärkenden Effekt auf den Unmut in der Bevölkerung, die sich in der Novemberrevolution 1918 und 1919 Bahn brach.

Anmerkungen

1 Die Ausstellung der Stadt Freiburg findet vom 26. Juli bis 7. Dezember 2014 im Museum für Stadtgeschichte Freiburg statt. Sie wurde von Dr. Robert Neisen und Dargleff Jahnke M.A. konzipiert.
2 Vgl. bpb-Magazin v. 5. März 2014, S. 3.
3 Für Freiburg hat der britische Historiker Roger Chickering eine detaillierte Untersuchung zur Lebenswelt der Freiburger Einwohner während des Ersten Weltkrieges veröffentlicht. Diese beleuchtet nahezu alle Facetten des Alltaglebens. Roger Chickering: Freiburg im ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn u. a. 2009.
4 Die Opferzahlen variieren in den Publikationen. Aus den Akten ergeben sich je nach Lesart 29 bzw. 28 Namen von Opfern, die durch die Luftangriffe direkt oder an den Verletzungen starben. Eine Frau wurde in St. Georgen getötet, das damals noch nicht eingemeindet war. Von den Opfern waren 20 Frauen, Jugendliche oder Kinder.

Anschrift des Autors:
Dargleff Jahnke M.A.
Am Bach 5c
79199 Kirchzarten

Brühl um 1914 – Mobilmachung und Folgen

Volker Kronemayer

Anfang des 20. Jahrhunderts befand sich die Gemeinde Brühl mit ihrem Ortsteil Rohrhof in der Phase der Erweiterung und Entwicklung. Daneben hatte die Luftschiffbau Schütte-Lanz OHG mit dem Jungfernflug des Luftschiffes SL II neue technische Maßstäbe in der Luftfahrt gesetzt. Die Niederschrift im »Buch der Gefallenen« ermöglicht es dem heutigen Betrachter, aus der gebotenen Distanz von 100 Jahren die soziale Tragweite der Einberufungen und Kriegsverluste einzuschätzen.

Die Gemeinde Brühl mit ihrem 1878 eingegliederten Ortsteil Rohrhof war 1914 ein kleiner unscheinbarer Ort im Amtsbezirk Schwetzingen. Er lag im Einzugsbereich des Industriegebietes und Hafens Mannheim-Rheinau und der Großstadt Mannheim. Deren Fabriken, die Lauenburger Deutsche Zündholzfabrik und die Rheinische Gummi- und Celluloid-Fabrik mit ihrem Nitrierwerk Rheinau lagen zum Teil auf Brühler Gemarkung. Innerhalb der Gemarkung lag die Luftschiffbau Schütte-Lanz OHG. Sie hatte zwischen 1909 und 1914 mit den Luftschiffen SL I und SL II Luftfahrtgeschichte geschrieben. Der Standort wurde nach der Mobilmachung ständig erweitert und zog eine steigende Anzahl von Beschäftigten an. Daneben bestanden noch sieben Ziegeleien, die den höchsten Ausstoß aller Ziegeleistandorte im Großherzogtum Baden verzeichneten. Sie vertrieben ihre Produkte weit über die Region hinaus. Daneben gab es die Süddeutsche Aluminium Werke Baier & Cie. Mannheim mit einer Niederlassung und die beiden Tabakfabriken Cigarrenfabrik Linz & Cie. und Cigarrenfabrik Josef Eder. Daneben spielten Fischerei, Landwirtschaft und Handwerk nur noch eine untergeordnete Rolle. Und dies, obgleich sich im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts der Ort ausweitete und die Einwohnerzahl anstieg.

Neben dem üblichen Archivmaterial bewahrt das Gemeindearchiv Brühl auch ein »Buch der Gefallenen« auf, das in den Zwischenkriegsjahren verfasst wurde. An Hand der Aufzeichnungen werden Familienverhältnisse und Sozialstrukturen greifbar, die man sonst – wenn überhaupt – nur in mühsamer Kleinarbeit erschließen könnte. Die Autoren zeichneten damit – was nicht in ihrer Intention lag – eine dörfliche Gesellschaft nach, die sich im Umbruch befand. Ein Vorgang, der mit der Mobilisierung im August 1914 und den damit verbundenen Einberufungen jäh gestoppt wurde. Im Folgenden soll dieser Prozess des Bewahrens, des Umbruchs und der Verwerfungen an Hand dieser Quellenlage dargestellt werden.

Von Ortserweiterung zum Baustopp

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts waren in der Gemeinde 1967 Einwohner gemeldet. Im Jahr 1905 waren es bereits 2288, davon in Brühl 2024 und im Ortsteil Rohrhof 264.[1] Fünf Jahre später hatte man 2896 Einwohner registriert.[2] Die nächste Bevölkerungszählung im Jahr 1925 ergab 3459 Personen.[3]

Diese Bevölkerungszunahme – sei es durch Geburtenüberschuss oder Zuzug – führte zu einer zeitlich und räumlich konzentrierten Erweiterung. Sowohl in Brühl als auch auf dem Rohrhof entstanden neue Straßenzüge – in Brühl zwischen 1905 und 1911, auf dem Rohrhof im Juli 1914. Mit Kriegsbeginn wurde jegliche Bautätigkeit praktisch eingestellt. Die gesamte Baubranche verlor zuerst das Personal, dann die Aufträge. Das betraf die ortsansässigen Ziegeleien genauso wie die Zimmerleute, die Schreiner,[4] Schlosser und andere Handwerker. Um den Ausbau des Ortes zu stoppen, wäre es nicht mehr erforderlich gewesen, jede Bautätigkeit von der Genehmigung des Kriegsamtes abhängig zu machen, wie dies im Mai 1917 geschah.[5]

Luftbild von Brühl um 1910

Der »Burgfriede« in Brühl

Die 1909 in Brühl[6] ins Leben gerufene »Sozialdemokratische Partei Deutschlands« fand Rückhalt im Ort. Zu den 36 Gründungsmitgliedern kamen wohl weitere hinzu, so dass man noch im Gründungsjahr den Arbeitersängerbund und die Freie Turnerschaft ins Leben rufen konnte. Bis dahin hatte das Zentrum – maßgeblich unterstützt vom katholischen Männerverein – die politische Landschaft bestimmt.[7]

Das herrschende Misstrauen zwischen den politischen Lagern fand unter anderem in dem Gegensatz von »Kriegerverein« und »Militärverein« seinen Ausdruck. Nachdem die älteren Mitglieder aus der 1892 von »Veteranen-Verein« in »Militärverein« umbenannten Vereinigung ausgetreten waren, äußerte sich der Vorstand des »Kriegervereins«, Ratsschreiber Weigel, eindeutig: Im »Militärverein« seien nur »junge Mitglieder von zweifelhafter Gesinnung und sozialdemokratischer Einstellung«.[8] Man war jedoch durchaus in der Lage, im Sinne übergeordneter Interessen gemeinsam zu handeln: Im Jahr 1911 betrieben sie zusammen die Errichtung des »Kriegerdenkmals« an der Ecke Schwetzinger Straße/Kirchenstraße.

Der Geburtstag von Kaiser Wilhelm II. wurde bis 1918 an dieser Stelle gefeiert. So berichtete das Schwetzinger Tagblatt am 28. Januar 1915: »Gestern vormittag [sic!] fand in der kathol. und evang. Kirche ein feierlicher Hauptgottesdienst zu Ehren des Geburtsfest S. M. des Kaisers statt, an dem die beiden hiesigen militäri-

schen Vereine sowie die Freiwillige Feuerwehr und das Wachkommando der Luftschiffhalle teilnahmen. Nach dem Gottesdienst vollzog sich der Vorbeimarsch am Großherzog Friedrich – Denkmal [sic!] wobei Herr Wagnermeister Brixner, Vorstand des Kriegervereins, in beredten Worten unseres Kaisers gedachte und das Kaiser-Hoch ausbrachte. Herr Kaspar Eppel, Vorstand des Militärvereins, brachte das Hoch auf S. Kgl. Hoheit Großherzog Friedrich II. aus. Herr Feldwebelleutnant Becker hielt sodann eine längere, kernige Ansprache [sic!] die auf die Zuhörer großen Eindruck machte. Er schloss mit den Worten ›Gott strafe England‹.«[9]

Der von Kaiser Wilhelm II. am 4. August 1914 im Reichstag verkündete »Burgfriede« hatte auch Brühl erreicht.

Badischer Militärvereins-Verband
unter dem Protektorat Sr. Kgl. Hoheit des Grossherzogs.

Gauverband Schwetzingen.

Militär- u. Kriegerverein Brühl.

Einladung und Programm

zu der am

Samstag, den 27. und Sonntag, den 28. Mai 1911

stattfindenden

Feier des 25jähr. Bestehens

verbunden mit der

Fahnenweihe des Vereins und dem Gauabgeordnetentag

sowie der Enthüllung eines

Grossherzog Friedrich I.- und Krieger-Denkmals.

Das Festpräsidium:

Dr. Asal, Geheimer Regierungsrat
Herm. Trunk, Gauvorsitzender
Michael Schäfer, Bürgermeister
Josef Merkel, Fabrikant
Valentin Eder, Direktor
Johann Mannhardt, Gemeinderat
J. B. Eder, Privatier.
Friedrich Becker, Oberlehrer.

Der Gauvorsitzende: Hermann Trunk.

Der Vereinsvorstand: Jos. Geschwell II.

Titelblatt der Einladung zur Feier

Sozialstruktur im Umbruch Kontinuität, Wandel und Verwerfungen

Wählerlisten von 1903

Die Wählerliste aus Brühl vom Jahr 1903 ist für die Beschreibung der Sozialstruktur des Ortes eine weitere ergiebige Quelle. Sie weist 332 Wahlberechtigte entsprechend dem Dreiklassenwahlrecht aus. Da Frauen nicht wahlberechtigt waren, muss sich die Darstellung der sozialen Gliederung des Ortes auf den wahlberechtigten männlichen Teil der Einwohner beschränken. Frauen werden nur als Ehefrauen gesehen, alleinstehende Frauen existieren per Wahlrecht in der Gesellschaft erst gar nicht. Um sie zu erfassen, müssen andere Quellen herangezogen werden, beispielsweise Fotografien.

Dem 1903 geltenden Dreiklassenwahlrecht entsprechend wurden zehn Wähler auf der Liste der höchsten Steuerklasse zugerechnet. In der zweiten Gruppe von 132 passiv wahlberechtigten Bürgern finden sich unter anderem Landwirte, Handwerker sowie alle, deren abgeschlossene Berufsausbildung es ihnen ermöglichte, einen entsprechen hohen Steuerbetrag zu entrichten. Zu der Gruppe von 180 Männern, die den geringsten Steuerbeitrag leisten konnten, zählten beispielsweise Fabrikarbeiter, Ziegeleiarbeiter, Feldhüter, Polizeidiener oder Taglöhner.[10]

Einer der prominentesten Bürger war der Ziegeleibesitzer Johann Baptist Eder,[11] der von 1891 bis 1902 als Abgeordneter die Wähler des Bezirksamt Schwetzingen und Gemeinden des vormaligen Amtsgerichtsbezirks Ladenburg in der Zweiten Kammer des Badischen Landtags vertrat. Auch nach seinem Rückzug aus der aktiven Politik hatte er noch genügend Einfluss, um die Nebenbahnlinie Rheinau – Ketsch, die er noch 1901 auf den Weg gebracht

hatte, durchzusetzen. Zum Dank dafür verlieh ihm die Gemeinde am Tag der Eröffnung des Bahnhofs Brühl, dem 30. September 1905, die Ehrenbürgerschaft. Mit in diesen Kreis gehörten weiter Albert Eder, der von 1898 bis 1906 Bürgermeister war und das heute als »Villa Meixner« bekannte Wohnhaus erbauen ließ. Und außerdem noch der Ziegeleibesitzer Michael Schäfer, der von 1906 bis 1916 die Stelle des Bürgermeisters innehatte. Unterstellt man, dass alle sieben Ziegeleibesitzer unter den zehn Wahlberechtigten der ersten Klasse waren, dann blieb nicht mehr viel Spielraum für andere Personen.

Von Vätern und Söhnen: Berufe

Anhand der Angaben im »Buch der Gefallenen« lassen sich die Sozialstrukturen, die um 1914 in Brühl bestanden, weiter differenzieren. Als besonders aussagekräftig erscheinen die Angaben zu den Berufen, die die Väter und Söhne innehatten. Von den 89 aufgelisteten Soldaten zwischen 1914 und 1918 werden bei 66 ihre Zivilberufe und die ihrer Väter angegeben. An Hand dessen lassen sich Kontinuität und Wandel sowohl im Berufsleben als auch in der Sozialstruktur hinreichend gut beschreiben.

So wurden die Söhne von zwölf Arbeitern auch wieder Arbeiter, Fabrik- oder Ziegeleiarbeiter, und von jeweils einem Elektromonteur, Fährmann, Landwirt, Maurer, Schiffer, Schreiner verbleiben auch die Söhne in diesen Berufszweigen. Den Sohn eines Ziegeleiverwalters, der Kaufmann wurde, darf man einem verwandten Beruf zurechnen. Auch vom Kaufmann zum Verwaltungsbeamten dürfte der Schritt nicht allzu groß gewesen sein. Demnach ergriffen dreißig Prozent der Söhne die Berufe, die bereits ihre Väter ausübten.

Abweichend davon nahmen Söhne auch andere Berufe auf. In den Arbeiterstand traten der Sohn eines Händlers, eines Maklers, eines Straßenwarts, eines Wiesenhüters, sowie die Söhne von zwei Mesnern und zwei Brennern. Den väterlichen Arbeiterstand verließen ein Kaufmann, ein Schreiner und ein Schreibergehilfe. In einem Fall war der Vater war Vorarbeiter, der Sohn wurde Kutscher. Der Wechsel vom Arbeiterstatus des Vaters zur Tätigkeit eines Tagelöhners des Sohnes bedeutete einen sozialen Abstieg; drei solcher Vorgänge wurden festgehalten.

In einen Industrieberuf wechselte vom Handwerk der Sohn eines Maurermeisters, der Metalldrücker wurde. Der Sohn eines Aufsehers wurde Backsteinbrenner in einer Ziegelei. Der eines Maurermeisters wurde zum Metalldrücker. Der Sohn eines Postagenten wurde Maschinist. Berufe in der Industrie übten bereits ein Kernmacher aus, dessen Sohn als Former in der Zigarrenindustrie arbeitete, sowie ein (Backstein-)Brenner, dessen Sohn die Arbeit als Heizer aufnahm.

Das Handwerk war offensichtlich ebenso attraktiv wie der Arbeiterstand, in dem man auch gerne verblieb. So fanden zwei Schreinersöhne Ausbildungsplätze als Bäcker oder Schlosser, der Malersohn fand eine Stelle als Schreiner. Der Sohn eines Magaziniers ließ sich zum Schlosser ausbilden, der eines Straßenwärters zum Zimmermann, der eines weiteren (Backstein-)Brenners zum Tüncher.

Als Sonderfälle wird man die nachstehenden Übergänge betrachten müssen: In das Verkehrswesen wechselte der Sohn eines Polizeidieners und Feldhüters, der Schiffer wurde. Aus der Reihe der Selbständigen arbeitete der Sohn eines Sodawasserfabrikanten als Heizer, und der Sohn eines Ziegeleibesitzers hatte sich als Landwirt eingerichtet.

Die tiefgreifendsten Veränderungen geschahen jedoch in der Gruppe der Landwirte. Von den siebzehn Landwirten konnte nur einer der Söhne wieder Landwirt werden. Alle anderen mussten fremde Berufe wählen. Dabei schälten sich die Söhne der Arbeiter als Gruppe heraus, da für acht dieser Beruf angegeben wurde. Auch die meisten anderen ergriffen einen Beruf in der Industrie: So finden sich unter ihnen je einmal die Berufsangabe Heizer, Kesselschmied, Maurer, Mechaniker, bei zweien die Angabe Schlosser. Zwei Söhnen von Landwirten gelang gar der Aufstieg in eine akademische Ausbildung: Einer wurde Hauptlehrer, ein anderer war Student. Demnach wurden 47% Arbeiter, und weitere 47% ergriffen andere Berufe. Offensichtlich konnte die örtliche Landwirtschaft zu dieser Zeit die jüngeren Familien oder ledigen Söhne nicht mehr ernähren. Aus den badischen Tabakanbaugebieten ist bekannt, dass um die Jahrhundertwende eine Erbteilung häufig nicht mehr möglich war. Die Grenze lag bei neun Ar, ab da konnte nicht weiter geteilt werden. Um den Status eines Landwirtes wenigstens bedingt aufrechtzuerhalten, wurde es unter den Arbeiterfamilien dann üblich, Grundstücke zu pachten, um darauf im Nebenerwerb oder zur Eigenversorgung Feldfrüchte anzubauen.[12] In dem hier zugrunde liegenden »Buch der Gefallenen« liegt dies überall da besonders nahe, wo Brüderpaare nicht die Nachfolge als Landwirte antreten konnten, wie die Brüder Franz und Xaver Feger, Albert und Karl Eduard Schimmele, Karl und Otto Walz.

Da nicht durchgängig alle Angaben im genannten Buch auf gleiche Weise vorgenommen wurden, fehlen bei 19 Soldaten die Angaben zu den väterlichen Berufen. Der Vollständigkeit wegen seien deren Zivilberufe hier aufgeführt: Acht waren Arbeiter, zwei Maurer, einer Maurermeister, daneben finden noch jeweils einmal die folgenden Berufe Erwähnung: Bauschlosser, Fischer, Heizer, Kaufmann, Kohlenarbeiter, Landwirt, Schiffer, Schlosser.

Der Arbeiterstand war in der erwerbstätigen männlichen Bevölkerung demnach stark vertreten, während die Landwirte weitgehend verschwanden. Die Tätigkeit in Industriebetrieben nahm unter der Bevölkerung zu. Und das Vorhandensein von seinerzeit innovativen Berufszweigen wie Elektromonteure und Kesselschmiede bezeugt, wie aufgeschlossen Teile die Einwohnerschaft neuen Berufen gegenüber war. Eine Berufsgruppe fehlte allerdings vollkommen: die Berufssoldaten. Im Bewusstsein dieser Beobachtung lässt sich im Hinblick auf die Mobilmachung festhalten, dass die Einberufenen nicht wirklich Soldaten waren. Es waren Zivilisten, die man in Uniformen kleidete und an die Front schickte.

Die Einberufungen und ihre Folgen

Die Mobilmachung[13]

Am 1. August 1914 um 6.30 Uhr schickte die Postagentur Brühl an die »Ortsbehörde« (Bürgermeisteramt) ein Telegramm mit dem Text: »Mobilmachung befohlen, erster Mobilmachungstag der 2. August. Dieser Befehl ist sofort ortsüblich bekannt zu machen. (Unterschrift). Weitzel«. Am selben Tag abends gab dann die »Karlsruher Zeitung. Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden« ein Extrablatt heraus mit dem Text: »Mobilmachung! Beim Generalkommando ist folgender Befehl eingegangen: ›Mobilmachung befohlen. Erster Mobilisierungstag: 2. August. Kriegsministerium‹«.

Frauen in Männerberufen

Da Frauen weder wahlberechtigt waren noch zum Wehrdienst eingezogen wurden, fehlen entsprechende Angaben zu ihrem sozialen Status. Und statistische Angaben der Badischen Fabrikinspektion liegen für Brühl und Rohrhof nicht vor. Soweit von Frauen aus Brühl und Rohrhof im Berufsleben gesprochen wird, muss man im Wesentlichen von einer Tätigkeit in den angrenzenden Industriebetrieben in Rheinau oder Neckarau ausgehen. In den Mannheimer Betrieben, die Rüstungsaufträge bedienten, arbeiteten 1917/18 zwischen 5000 und 6000 Frauen.[14] Eine davon war die aus Brühl stammende Frieda Oberle (verehelichte Walter) bei der Firma Rheinische Gummi- und Celluloidfabrik. Am 18. Dezember 1916 legte sie dort als erste Frau im Großherzogtum Baden den Führerschein für Lastkraftwagen ab.[15]

Ein Foto der Tabakfabrik Linz & Cie. aus dem Jahr 1915 belegt, dass in diesem zweiten Kriegsjahr fast ausschließlich Frauen in dieser Firma tätig waren. Ein weiteres Foto der Belegschaft der Luftschiffbau Schütte-Lanz OHG, das in den August 1916 datiert ist, zeigt 18 Frauen in deren Reihen auf, eingerahmt von 133 Arbeitern. Damit dürften die Eckwerte für die Berufstätigkeit von Frauen in Betrieben auf Brühler Gemarkung gesetzt sein.

Einberufungen und Folgen

Von den im »Buch der Gefallenen« aufgelisteten Soldaten wurden allein 33 in den ersten Tagen der Mobilmachung eingezogen, weitere elf folgten bis Ende des Jahres 1914. Vier leisteten im August gerade ihre zweijährige Dienstzeit ab. Für eine kleine Gemeinde wie Brühl stellte dies einen gewaltigen Abzug von arbeitsfähigen Männern dar. Bereits im August 1914 war eine eindrucksvolle Breite von ausgeübten Berufen betroffen: Jeweils ein Bäcker, Fischer, Hauptlehrer, Kesselschmied, Kohlenarbeiter, Kutscher, Tüncher, Schiffer, Schreinergeselle, Verwaltungsangestellter; des Weiteren jeweils zwei Kaufleute, Schlosser und Taglöhner; vier Maurer, fünfzehn Arbeiter.

41% der im Laufe des Krieges Gefallenen wurden demnach allein im August 1914 eingezogenen. Mit denen, die noch bis Dezember 1914 folgten, wurden es gar vierundfünfzig Prozent. Wie auch andernorts wurden bei der Mobilmachung sämtliche wehrfä-

Fräulein Frieda Oberle
Herr gen. Fillinger
ist auf Grund der vor dem amtlich anerkannten Sachverständigen Herrn Oberingenieurs
Kah in Mannheim
am 18ten Dezember 1916 abgelegten Prüfung
ermächtigt, einen Kraftwagen ~~ein Kraftrad~~ mit (Motor) Verbrennungsmaschine (Klasse) 3b zu führen.
Mannheim, den 20ten Dezember 1916
Großh. Bad. Bezirksamt.
Polizeidirektion.
Liste Nr. 27
Eigenhändige Namensunterschrift des Inhabers:
gen. Fillinger
Frieda Oberle

Oberle, Frieda, verh. Walter, Elis: LKW-Führerschein

higen Männer einberufen – ohne Rücksicht auf Familienstand oder Arbeitsstelle. Die entsprechenden Folgen für Familien und Betriebe waren einschneidend. Den Familien fehlten die (Haupt-)Einkommen, den Fabriken, der Luftschiffwerft und den Ziegeleien, den Handwerksbetrieben und anderen Berufszweigen fehlten die Mitarbeiter. Zur Unterstützung der Familien wurde gesammelt,[16] Produktionsbetriebe mussten ihre Kapazitäten herunterfahren, die eine oder andere gar schließen.

Zigarrenfabrik Linz & Cie 1915

Handwerkerfamilien

Die Situation des Handwerks sei am Beispiel von zwei Familien dargestellt. Die Familie Christof und Sophie Mündel nahm im öffentlichen Leben in Brühl durchaus eine zentrale Rolle ein. Christof Mündel betrieb auf dem geräumigen Anwesen in der Mannheimer Straße 13 und 15 eine Schmiede, einen landwirtschaftlichen Nebenerwerb und die erste Dreschmaschine im Dorf. Gattin Sophie verwaltete das Kaiserliche Postamt, das im Wohnhaus eingerichtet war;[17] ihre Tochter Dora übernahm später diese Stelle. Zuvor hatte sich Dora Mündel 1913 als Haustochter in Paris aufgehalten. Nachdem aber die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich schlechter geworden waren, hatte man sie nach Hause geholt.[18] Die Söhne Ludwig und Martin wurden im Laufe des Krieges zum Militär eingezogen, während Vater Christof weiterhin seinem Handwerk nachging.

Wagnermeister Brixner[19] war nach der Mobilmachung in der glücklichen Lage, gemeinsam mit seinem Sohn Fritz seinen Betrieb fortführen zu können. Den Wagnern fiel die Aufgabe zu, den Fuhrpark zu reparieren und Wagen für das Militär herzustellen. Im Bezirk Karlsruhe hatten sich die Wagner zu Kriegsbeginn und bei der Umstellung auf die Kriegswirtschaft »den Löwenanteil bei der Herstellung von Proviantwagen etc. gesichert.«[20] Im Allgemeinen waren es gerade die kleinen Betriebe, die zu Kriegsbeginn durch die Einberufungen betroffen wurden. So verlor Schreinermeister Johann Diel seinen Gesellen Johann Ludwig Koop erst durch dessen Einberufung im Zuge der Mobilmachung, dann endgültig durch seinen frühen Tod an der Front am 2. Oktober 1914. Es ist nur folgerichtig, dass im Dezember 1915 in Baden nur noch 60% der Betriebe existierten.[21] Um die Aufträge und die Versorgung mit Hölzern zu erleichtern, organsierte sich das Handwerk in Genossenschaften wie beispielsweise der »Lieferungs- und Einkaufsgenossenschaft der Wagnermeister Mannheim – Heidelberg«.[22]

Wagnermeister Brixner und Sohn Fritz stellen eine Heereslieferung fertig.

Luftschiffbau Schütte-Lanz OHG

Im August 1914 waren die Gebäude der Luftschiffwerft im Um- oder Neubau begriffen. Von dem Neubau der Werkstatt standen nur die Umfassungsmauern. Für den Bau und Betrieb einer neueren Luftschiffwerft waren umfangreiche Baumaßnahmen erforderlich. Dazu kam, dass nach den Einberufungen von vormals 15 Beamten und 91 Arbeitern Anfang Juni 2014 am 4. August nur noch zwei Beamte und 25 Arbeiter übrig blieben. Flugzeugkonstrukteur Hillmann musste einrücken und konnte erst Ende August von der Front wieder angefordert werden.[23] Firmeninhaber Johann Schütte gelang es, da er gerade persönlich in Berlin weilte, seine Ingenieure Franz Kruckenberg, Otto Roos und Schröder durch das Reichsmarineamt für unabkömmlich erklären zu lassen.[24]

Nachdem die Aufträge zum Bau von weiteren Luftschiffen eingegangen war, stieg die Zahl der Mitarbeiter. An der Luftschiffwerft in Rheinau[25] vervielfachte sich von August 1914 bis Juli 1916 die Zahl der Beamten von zwei auf 160, die der Arbeiter von 25 auf 1014. Im Mai 1917 erreichte man den Höchststand mit 279 Beamten und 1483 Arbeitern und Arbeiterinnen.[26] Die Personalstärke wurde trotz der Verlagerung von Bauausführungen nach Sandhofen, Darmstadt, Leipzig und Zeesen weitgehend beibehalten. Das (Fach-)Personal wurde auch in Zeiten, in denen keine Schiffe in der Werft lagen, beschäftigt. Seitens des Reichsmarineamts kam man Vorstellungen entgegen und erteilte Aufträge[27] zur weiteren Entwicklung und Bau von Luftschiffen des Typs. Das Schütte-Lanz Luftschiff SL 22, das letzte der Reihe, wurde in Rheinau gebaut und am 3. Juli 1918 abgenommen.[28]

Auswirkungen der Verluste

In Anbetracht der Bevölkerungszahl in Brühl und Rohrhof stellt die Zahl der Gefallenen oder an den Folgen ihres Kriegseinsatzes verstorbenen Soldaten einen beträchtlichen Anteil der männlichen Bevölkerung im sog. wehrfähigen Alter dar. Wie erwähnt, waren deutlich über die Hälfte von Ihnen bereits in den ersten Wochen des Krieges eingezogen worden. Und einige von ihnen fielen schon früh – wie der Sohn des Ziegeleibesitzers und Bürgermeisters Schäfer, Johann Georg Schäfer, der bereits am 8. Oktober 1914 an der Somme tödlich verwundet wurde. Er hinterließ seine Frau und ein Kind. Heinrich Gruber wurde am 10. Oktober 1914 vermisst und hinterließ seine Ehefrau.

Die Folgen für die eigene Familie wie für die der anderen Gefallenen waren ernsthaft. Sie wurden aber für die dörfliche Gemein-

Gruppenbild der Werftarbeiter vor der Halle im Jahr 1916

schaft dadurch gemindert, dass die Todesfälle auch immer Einzelfälle blieben. Wohl starben Brüder an der Front: Georg und Karl Friedrich Geschwill, Josef und Oskar Geschwill, Friedrich und Karl Langlotz, Albert und Karl Eduard Schimmele, Karl und Otto Walz. Ihr jeweiliges Todesdatum und der Ort, an dem sie fielen, lagen jedoch weit auseinander. Im Falle der Brüder Walz kam der eine im November 1917 in Russland ums Leben, der andere fiel zehn Monate später in Frankreich.

Die Praxis der Einberufung ließ es nicht zu, dass die wehrfähigen Männer der Gemeinde in der gleichen Einheit dienten. Dank ihr kam es nicht vor, dass sie am gleichen Frontabschnitt in großer Zahl und fast im gleichen Zeitraum starben. Dem widerspricht wohl nicht, dass Kameraden aus dem Wohnort im Nachhinein den Tod eines Gefallenen bestätigten: So bezeugten Philipp Schimmele und Martin II Sohn den Tod von Wilhelm Deutsch bei Verdun am 28. Februar 1916. Und Hugo Eder bezeugte den Tod von Jakob Geschwill am 10. Oktober 1918. Dass andererseits immer wieder dieselben Orte in den Verlustmeldungen genannt wurden, war auf die Frontabschnitte zurückzuführen, die im Westen dem XIV. Armee-Korps zugewiesen waren und in denen das badische Truppenkontingent eingesetzt war. Die sozialen Auswirkungen auf die Heimat waren in Anbetracht dessen nicht so dramatisch wie in Großbritannien, wo den Freiwilligen gestattet wurde, in sog. Freundesbatallionen/Pal Bataillons zu dienen. Da diese sich aus Firmenbelegschaften, Sportmannschaften oder Freundeskreisen zusammensetzten, stürzten ihre Verluste bei Kampfeinsätzen ganze Dörfer und Stadtviertel in Trauer.[29]

Einstellung zum Krieg

Häufig werden die am Abend des 1. August 1914 in manchen Städten veranstalteten patriotischen Kundgebungen oder die jubelnden Menschenansammlungen auf Bahnhöfen und vor Eisenbahnwaggons, die mit kämpferischen Parolen zur Front aufbrachen, als Belege für einen undifferenzierten Hurrapatriotismus interpretiert. Im Hinblick auf die Meldung von lediglich drei Kriegsfreiwilligen – in der angesprochenen Brühler Bezugsgruppe – im Jahr 1914 und drei weiteren bis

zum Kriegsende scheint diese Einschätzung überzogen. Sicherlich war man im Deutschen Reich ebenso wie in den anderen beteiligten Ländern der Überzeugung, sich in einem Verteidigungsfall zu befinden und bereit, sich für sein Volk und Land einzusetzen. So wie sich Luftschifführer Hauptmann von Müller darauf einstellte, im Frühjahr 1915 »durch meine in Aussicht genommene Ernennung zum Kommandanten der SL III ich in der Lage sein werde [sic!] mit einem der besten Schiffe an den Feind zu kommen«.[30] Die Emotionen waren wohl ebenso komplex wie die Mobilmachung selbst.[31] Während des Krieges schrieb Ludwig Mündel eine Postkarte an seinen Bruder nach Hause: »Lieber Bruder, verzeihe, dass ich dir bis jetzt noch nicht geschrieben habe und mir schon 14 Tag [sic!] in Frankreich sind. Kann dir leider nicht schreiben, was ich alles schon mitgemacht habe. Sei du nur froh, dass du nichts davon weißt. Schon über manches Blut geschritten, genug für heute.«[32] Und auch ganz Alltägliches wurde nach Hause geschrieben, wenn Fritz Langlotz auf seinem Weg ins Manövergebiet am 14. Januar 1916 auf den Heuberg seine Frau bittet: »Meine Lieben, ich habe mein Dürrfleisch zu hause [sic!] liegen lassen im Küchenschrank. Sei so gut und schicke es mir gleich als Feldpost auf den Heuberg nach. Herzlichen Gruß Fritz«[33]. Folgt man diesen Äußerungen, so war der Krieg zu einem Begleiter des Alltags geworden, der nichts Heroisches an sich hatte.

Schlussbetrachtung

Unterstellt man, dass die nach den Wahllisten aus dem Jahr 1903 genannte Zahl von 332 wahlberechtigten Männern auch für 1914 noch einen Vergleichswert hat, so sind 89 gefallene oder an den Folgen ihres Kriegseinsatzes verstorbene Soldaten aus der Gemeinde ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung insgesamt und in der Altersgruppe der wehrfähigen Männer im Besonderen. Dabei sollte man im Blick behalten, dass der Tod eines Soldaten für die elterliche Familie, die Ehefrau und Kinder, für den Freundeskreis einem Stein gleichkommt, den man ins Wasser wirft. Er zieht immer größere Kreise. Mit der Zunahme der Verlustmeldungen wuchs die Intensität der Wahrnehmung. Die politische Polarisierung, die nach 1918 auch in Brühl um sich griff, wird auf diesem Hintergrund verständlicher. Die Art und Weise, wie man diesen Krieg und seine Auswirkungen sowohl an der Front als auch in der Heimat erlebt hatte, bestimmte nach dem Kriegsende auch den Umgang damit. Im »Buch der Gefallenen«, in der Gestaltung der »Kriegerkapelle« 1923 und 1941 oder dem im Jahr 1937 angelegten »Ehrenfriedhof« ist die damit verbunden Erinnerungskultur gegenwärtig.

Eine Kriegsbegeisterung der Bevölkerung lässt sich auf der Basis der erhaltenen Schriftzeugnisse und Bilder für Brühl und Rohrhof nicht ablesen. Die Soldaten und deren Familien identifizierten sich mit ihrer Nation, ungeachtet ihres sozialen Standes oder ihrer parteipolitischen Orientierung. Und unterschieden sich darin nicht von denen der anderen europäischen Staaten. Man stellte sich der Situation mit der gebührenden Ernsthaftigkeit und Entschlossenheit – nicht mehr und nicht weniger.

Anmerkungen

1 Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung. Bd. III. Hg. v. Staatliche Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit den Städten und Landkreisen Heidelberg und Mannheim. Stuttgart 1970, S. 447.

2 800 Jahre Brühl. Geschichte der Gemeinde in 8 Jahrhunderten urkundlich nachgewiesenen Bestehens. Brühl 1957, S. 58; Amtliche Kreisbeschreibung, Tabellenanhang, S. 4.
3 Ebd.
4 Otto Knecht: Die Holzindustrie des Odenwaldes im Kriege. Heidelberg 1921 (Phil. Diss. mschriftl.), S. 18.
5 Gesetzes und Verordnungsblatt für Baden stellv. XIV A. K. v. 9. Mai 1917.
6 Irene Dewitz: Gründung des Ortsvereins. In: Verein für Heimat und Brauchtumsverein Brühl/Rohrhof (Hg.): Brühl und Rohrhof. Das Heimatbuch. Brühl 2007, S. 448 f.
7 Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. 3, S. 445.
8 GLA 362 No. 471.
9 Schwetzinger Tagblatt v. 28. Januar 1915
10 Homepage der Freiwilligen Feuerwehr Brühl unter www.ffw-bruehl.de; Gemeindearchiv Brühl A 167 bis A 275.
11 3. Juni 1839 – 29. Dezember 1918); vgl. http://digital.blb-karlsruhe.de/Drucke/nav/classification/792873; Ralf Strauch: Johann Baptist Eder. Der erste Ehrenbürger. In: Das Heimatbuch 2007, S. 566 f.
12 Irmtraud Gensewich: Die Tabakarbeiterinnen in Baden 1870–1914. Mannheim 1986, S. 196.
13 Reimer Schölermann: Der Erste Weltkrieg. Europa in Flammen. In: Das Heimatbuch 2007, S. 354 ff.
14 Martin Krauß: Im Ersten Weltkrieg. In: Ulrich Nieß/Michael Caroli (Hg.): Geschichte der Stadt Mannheim. Ubstadt-Weiher 2009, Bd. 3: 1914-2007, S. 42 f.
15 E[lis] W[alter]: Eva am Steuer. In: Werkszeitschrift für die Mitarbeiter der Schildkröt AG, vorm. Rheinische Gummi und Celluloidfabrik Mannheim-Neckarau, H. 28/29 (1970), S. 10 f.; Günter Reffert: Elis Walter. Eine außergewöhnliche Frau. In: Das Heimatbuch 2007, S. 589 f.
16 Schwetzinger Tagblatt v. 10. September 1914.
17 Eva Gredel: »Jeder ist seines Glückes Schmied«. Die Familie Mündel. In: Das Heimatbuch 2007, S. 598 ff.
18 Ebd., S. 600.
19 Wagnermeister Brixner war um 1914 eine einflussreiche Persönlichkeit in Brühl. Als Vorstand des Kriegervereins wurde er bereits erwähnt.
20 Knecht, Die Holzindustrie des Odenwaldes im Kriege, S. 24
21 Ebd., S. 19.
22 Ebd., S. 84.
23 Wilhelm Hillmann: Der Flugzeugbau Schütte-Lanz nebst einem Beitrag zur Frage des transozeanischen Luftverkehrs. Berlin 1928 [ND 2008], S. 7.
24 Dorothea Haaland: Der Luftschiffbau Schütte-Lanz Mannheim-Rheinau (1909–1925). 2., überarb. Aufl. Mannheim 1996, S. 86.
25 Für den Vergleich von 6. April 1914 und 12. Mai 1915 an allen Standorten von Schütte-Lanz Produktionsstätten und Luftschiffhäfen Haaland, Der Luftschiffbau Schütte-Lanz Mannheim-Rheinau, S. 89.
26 Heimatverein Rheinau-Pfingstberg: Ausstellungsinformation v. 6. März 1983.
27 Haaland 1996, S. 106 ff.
28 Karl-Heinz Hoffmann: Die Technik der Schütte-Lanz-Luftschiffe. In: Der Traum vom Fliegen. Johann Schütte – Ein Pionier der Luftschifffahrt. Oldenburg 200, S. 180 f.
29 Heather Jones: 7. August 1914. Lord Kitchner ruft Freiwillige zu den Waffen. In: Bruno Cabanes/Anne Duménil (Hg.): Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Katastrophe. Darmstadt 2013, S. 44.
30 Archiv Heimat- und Brauchtumsverein Brühl/Rohrhof
31 Anne Duménil: 1. August 1914. Deutschland und Frankreich machen mobil. In: Cabanes/dies., Der Erste Weltkrieg, S. 34 ff.
32 Gredel 2007, S. 601.
33 Archiv Heimat- und Brauchtumsverein Brühl/Rohrhof.

Anschrift des Autors:
Dr. Volker Kronemayer
Erzbergerstraße 45
68782 Brühl
ivkronemayer@t-online.de

Die Feste Kaiser Wilhelm II.

Eine authentische Geschichtsstätte zum Anfassen

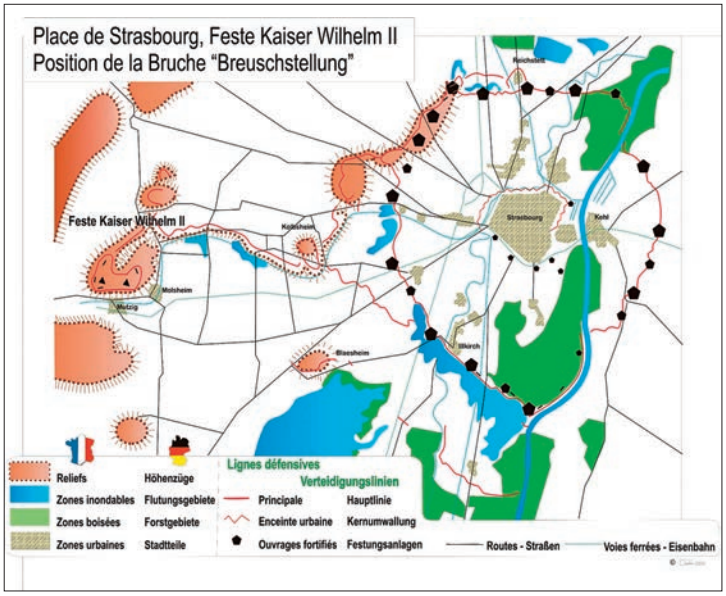
Rebecca Bergtholdt

Die Feste Kaiser Wilhelm II. ist eine deutsche Festungsanlage des Ersten Weltkrieges. 1914 war sie die größte und technisch modernste Befestigungsgruppe weltweit und spielte eine wesentliche Rolle für die deutsche Kriegsstrategie. Heute ist ein Teil der gigantischen Anlage für Besucher zugänglich, wo die Funktion der Festung und der unterirdische Alltag der Soldaten im Rahmen von Führungen leicht verständlich gemacht werden.

Einführung

Die Bedeutung von Festungen für den Ersten Weltkrieg ist heute vollständig im Bild vom Grabenkrieg untergegangen. Dabei wurden im Vorfeld des Krieges in ganz Europa im großen Stil Festungen gebaut, die kriegsstrategisch von besonderer Wichtigkeit waren. Der Schlieffen-Plan stützt sich zum Beispiel auf das Vorhandensein von Festungen: Während des Angriffs der deutschen Armee über Belgien nach Frankreich, sollten Festungsanlagen als Blockade gegen das französische Heer im Süd-Westen fungieren, um den Rücken

Kanonenbatterie



Umgebungskarte

der deutschen Soldaten bei ihrer Offensive über Belgien freizuhalten. Die Feste Kaiser Wilhelm II. (heute Fort de Mutzig) spielte eine wesentliche Rolle bei der Blockierung der französischen Truppen im Elsass. Sie wurde zwischen 1893 und 1916 gebaut und war im Jahr 1914 mit einer Gesamtfläche von 254 Hektar die größte geschlossene Befestigungsgruppe weltweit. 7000 Soldaten waren nötig, um die Verteidigung zu gewährleisten. Gleichzeitig war sie eine Experimentierstätte für die damals neueste Technik, was sie durch die Verwendung von Strom, Beton und Panzerstahl zur modernsten Anlage ihrer Zeit und zum Vorbild aller Festungen des 20. Jahrhunderts machte.

Heute ist diese ehemalige Kriegsmaschinerie zu einer interkulturellen Begegnungsstätte geworden: Ein deutsch-französischer Verein hat einen Teil der Festung restauriert und präsentiert ihn im Rahmen von Führungen. In einem zwei Kilometer langen Parcours wird der Alltag der Soldaten in ihrem unterirdischen Lebensraum kompetent erläutert und der Einfluss der technischen Neuerungen auf die Kriegsführung, aber auch auf den Komfort für die Soldaten aufgezeigt. Die Besucherzahlen (momentan ca. 21 000 Besucher jährlich) steigen stetig, gleichzeitig mit dem Bekanntheitsgrad. Der nun 100 Jahre zurückliegende Beginn des Ersten Weltkrieges und seine mediale Aufbereitung erhöhen das Wissen um die Existenz dieses Ortes deutscher, französischer und damit letztendlich auch europäischer Geschichte.

Historischer Hintergrund

Warum eine deutsche Festung im Elsass?

Nach dem Ende des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 musste das preußische Kriegsministerium die neu gewonnenen Gebiete (Elsass-Lothringen) gegen einen möglichen Angriff schützen. Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges an zwei Fronten, im Westen und im Osten (gegen die mit Frankreich verbündeten Russen), und die damit verbundene zahlenmäßige Unterlegenheit der Truppen waren ausschlaggebend für den Bau von Festungen zur Sicherung der Grenzen. Die Rheinebene war eine wichtige Fronteinbruchsmöglichkeit für das französ-

sische Heer, das von Belfort nach Norden eine Hauptoffensive plante. Das Breuschtal mit dem Eisenbahnknoten in Molsheim war ebenfalls ein wichtiges Ziel. Somit befahl der junge deutsche Kaiser Wilhelm II. 1891 eine Untersuchung über die Möglichkeit der Befestigung des Molsheimer Berges, der isoliert liegt und das Breuschtal um ungefähr 200 Meter überragt. Geografisch gesehen war die Lage ideal, um die Rheinebene mit Unterstützung der Straßburger Forts gegen eine vom Süden her anrückende Armee zu sperren. Die letztendliche Entscheidung über den Bau der Feste fiel am 26. Januar 1893. Einige Wochen später begannen die Arbeiten. Am 14. Juni 1894 bekam die Feste dem Kaiser zu Ehren, der bei den Konstruktionsplänen der Feste mitbeteiligt war, den Namen »Kaiser Wilhelm II.«.

Was passierte während des Ersten Weltkrieges auf der Festung?

Wichtige Ereignisse:

31. Juli 1914	Kriegsministerium: »Drohende Kriegsgefahr!«
2. August 1914	Eingang des Mobilmachungsbefehls Erster Mobilmachungstag
3. August 1914	Beginn des Krieges mit Frankreich

Bei Kriegsbeginn befanden sich auf der Feste nur wenig einsatzfähige Männer: einige Artilleristen und Pioniere sowie das 80 Mann starke Wachkommando. Die größte Sorge des Gouverneurs war die Sicherheit der Feste gegen schnelle Abgriffe zu gewährleisten. Die Bevölkerung musste bei den Abholzungsarbeiten mithelfen, um das Sichtschussfeld so schnell wie möglich frei zu machen.

Ab dem 10. August fanden heftige Kämpfe im oberen Breuschtal statt, deutsche Reserveformationen mussten einen raschen Rückzug antreten. Die Französischen Streitkräfte erreichten am 15. August das Dorf Urmatt und blieben dort außer Reichweite der Geschütze der Feste stehen.

Am 18. August 1914 wurde um Unterstützung der Feste für die Kämpfe gegen die französische Besatzungstruppe von Urmatt ersucht. Sämtliche Kanonen feuerten ab 16 Uhr 291 Schüsse auf die Gegend von Urmatt ab. Es folgte eine Gegenoffensive, die französischen Truppen wurden auf die andere Seite der Grenze zurückgedrängt und der weitere Verlauf des Krieges spielte sich nicht mehr in der Umgebung der Feste ab. Es fanden noch Vergrößerungsmaßnahmen der Feste statt, die allerdings Anfang 1916 eingestellt wurden. Immer mehr Soldaten wurden von der Feste abgezogen und 1917 wurden sogar einige Panzertürme abmontiert und an die Front gebracht.

Mission gescheitert?

Der Bau einer riesigen Festung, die letzten Endes nur einen Nachmittag lang geschossen hat, könnte im Nachhinein als nicht gerechtfertigt wirken. Allerdings muss man die Mission der Festung genauer betrachten, um ihren Erfolg zu verstehen: Das Ziel war die Sperrung der Rheinebene, damit die französischen Truppen nicht Richtung Norden marschieren konnten. Dieses Ziel wurde zu hundert Prozent erreicht – nicht durch einen langen aktiven Kampfeinsatz, sondern allein durch ihre abschreckende Wirkung. Die häufig unterschätzte Funktion einer Festung besteht auch in der Blockierung beziehungsweise Kanalisierung der feindlichen Truppen in eine andere Richtung.

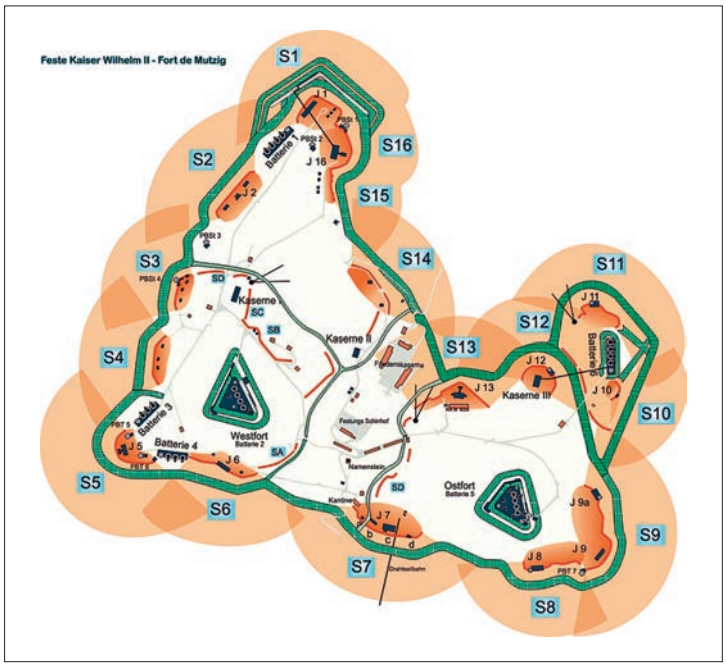
Schaltzentrale

Neue Techniken und ihr Einfluss auf Festungen

Kurz vor und während der Bauzeit der Feste fanden bahnbrechende Entwicklungen vor allem in der Waffen- und Beobachtungstechnik statt. Bereits bestehende Festungen wurden dadurch verwundbar. Festungen mussten immer auf die neusten Techniken reagieren und sich anpassen, um weiterhin bestehen zu können. Auf der Feste Kaiser Wilhelm II. wurden einige Techniken zum ersten Mal eingesetzt und getestet, was sie für ihre Zeit äußerst modern machte.

Die Entwicklung der sog. Brisanzgranaten um 1883 gab der Artillerie den Vorteil gegenüber den Festungen. Stein- und Backsteinmauern waren nun leichter zerstörbar und auch die Kanonen, die bis dahin direkt unter freiem Himmel platziert wurden, waren der neuen Technik schutzlos ausgeliefert. Als Antwort von Seiten der Festungen sollten Kanonen nun von Panzertürmen beschützt werden. Da die Feste Kaiser Wilhelm II. als Experimentieranlage diente, wurden verschiedene Arten von Panzertürmen getestet und analysiert. Die Wahl fiel auf ein System, das ein elektrisches Belüftungssystem im Inneren benötigt (in Frankreich entschied man sich hingegen für einen anderen Panzerturm ohne Stromerfordernis). Die damit einhergehende großflächige Installation von Elektrizität auf der Feste ermöglichte weitere Modernisierungen: moderne Telefon-, Alarm-, Licht-, Lüftungs-, Pumpenanlagen usw. Gleichzeitig wurden neue Materialien angewandt wie z. B. Beton, verzinktes Wellblech und Stacheldraht.

Die wichtigste Entwicklung bestand aber in der Abwendung vom Bau sog. Einheitsforts (ein Fort bestehend aus einem einzigen großen Gebäude) auf Grund der Einführung von Fesselballons, die eine Luftbeobachtung ermöglichten. Einheitsforts sind von oben gut ausfindig zu machen. Die Bestandteile des Forts wurden in der Folge auseinandergenommen und auf dem Gelände verteilt: die Kanonen-Batterien, die Kasernen, die Beobachtungsstände, die Kraftstation, die Infanteriegebäude usw. Diese Entwicklung vom Einheitsfort bis hin zu seiner Auflösung wurde zum ersten Mal in der Feste Kaiser Wilhelm II. durchgeführt und machte sie somit zu einem Prototyp aller Festungen des 20. Jahrhunderts.



Übersichtsplan der Feste

Das Leben auf der Feste

Sicherlich ist die Funktion einer Festung eine kriegerische. Die Feste Kaiser Wilhelm II. hat eine sehr hohe Verteidigungsleistung: Es gibt 22 Kanonen, zehn Kilometer Stacheldraht und insgesamt sechs Kilometer Schützengraben, in denen die Soldaten sich mit ihren Gewehren verteidigen konnten. Allerdings ist nicht zu vergessen, dass es sich auch um einen *Lebensraum* für 7000 Soldaten handelt, die untergebracht und versorgt werden mussten. Dies bedeutete einen außerordentlichen organisatorischen und logistischen Aufwand. Es gibt insgesamt 18 Infanteriegebäude auf der Feste, ausgestattet mit Schlafräumen, Küchen, Bäckereien, Toiletten, Werkstätten, Stromzentralen und allem, was das unterirdische Leben in einem Militärstützpunkt benötigte.

Die Besatzung auf der Feste war ausschließlich männlich, denn der Ort galt als Front. Es gab weder Köchinnen noch Krankenschwestern. Außerdem handelte es sich um Männer, die meist nicht besonders jung und in guter körperlicher Form waren. Diejenigen, die viele Kilometer am Tag mit schwerem Rucksack marschieren konnten, wurden für den raschen Vorstoß über Belgien Richtung Paris benötigt.

Ein wichtiges Merkmal einer geschlossenen Festung ist ihre Autonomie. Im Fall einer Belagerung ist sie in derselben Situation wie ein Schiff auf hoher See: Abgeschnitten von der Außenwelt braucht sie genügend Reserven – dies betrifft Nahrungsmittel ebenso wie Munition, Kraftstoff zur Stromversorgung etc. Auf der Feste waren alle Vorräte für

Toiletten

Küche

eine Dauer von drei Monaten ausgelegt. Die Maschinen waren robust und hielten Vibrationen einer Bombardierung stand. Außerdem musste man auf alle Eventualitäten eingestellt sein. Zum Beispiel ließen sich die schweren Panzertüren durch einen Hebel zweiteilen, damit die Soldaten nicht eingesperrt waren, falls Schutt vor die Tür fiel. Alles war sehr gut durchdacht, denn im Extremfall konnten weder Material noch zusätzliche Männer eingefordert werden. Das in dieser Hinsicht jedoch wichtigste Element war das Vorhandensein von vier Tiefbohrbrunnen zur Wasserversorgung, ohne die sich die Soldaten innerhalb weniger Tage hätten ergeben müssen.

Jeder Soldat verbrauchte circa 20 Liter Wasser täglich. Als einzige Waschmöglichkeit diente ein kleines Waschbecken für zwei Mannschaftsräume, die je 24 Soldaten beherbergten. Regelmäßiges körperliches Training, die Feuchtigkeit und die Hitze in den unterirdischen Gebäuden, in denen die Soldaten eng zusammengepfercht lebten, zeigen gemeinsam mit den spärlichen Waschmöglichkeiten die schlechten hygienischen Bedingungen auf. Extreme Gerüche und Ungeziefer gehörten zum Alltag. Intimität gab es nicht. Selbst die Toiletten hatten keine Türen, um die Soldaten zu kontrollieren.

Eine Annehmlichkeit gab es allerdings in Bezug auf die Toiletten: Durch das Vorhandensein von Strom auf der Feste war es möglich, die nun mit einem elektrischen Belüftungssystem ausgestatteten Toiletten direkt neben den Mannschaftsräumen zu installieren – zuvor war dies aus Sicherheitsgründen aufgrund des explosiven Methangases nicht möglich. Dies ist ein Beispiel für einen gewissen Komfort, der durch den Einsatz der neuen (eigentlich aus rein kriegsstrategischen Gründen eingesetzten) Technik für den Alltag des Soldaten sozusagen als ›Nebeneffekt‹ ermöglicht wurde. Verglichen mit der Situation in den Schützengräben waren die Lebensbedingungen auf der Feste mit ihren ausgeklügelten elektrischen Systemen und garantiert trinkbarem Wasser zwar etwas besser, jedoch im Empfinden der Soldaten, die nichts außer ihrem eigenen Lebenskontext kannten, nicht unbedingt angenehmer.

Eine weitere organisatorische Leistung bestand in der Zubereitung des Essens in großen Mengen. Insgesamt gibt es 16 Küchen auf der Feste. Die großen Töpfe wurden mit Kohle beheizt, deren aufsteigender schwarzer Rauch bei Tag die genaue Position der Wohngebäude preisgegeben hätte. Deshalb konnte nur nachts gekocht werden. Durch eine doppelte Topfwand, die mit heißem Wasser gefüllt wurde, blieb das Essen bis mittags warm. Auf dem Menü stand Eintopf in verschiedensten Variationen mit Lebensmitteln, die sich leicht lagern ließen und für den Fall einer Belagerung nicht schnell verdarben. Abends und morgens stand Brot auf dem Essensplan. Insgesamt hatte jeder Soldat 750 Gramm Brot pro Tag zur Verfügung, das damit das Hauptnahrungsmittel der Soldaten darstellte. Zur Brotherstellung dienten insgesamt sechs Bäckereien. Die Nahrungsaufnahme fand ausschließlich in den Mannschaftsräumen statt, in denen auch geschlafen wurde. Die Betten konnten zu einer Sitzbank umgeklappt werden, auf der ohne Tisch gegessen wurde.

Zu trinken gab es hauptsächlich Brunnenwasser und morgens Kräutertee und (Ersatz-) Kaffee. Über möglichen Alkoholkonsum fehlen Quellen. Es sei an dieser Stelle nur erwähnt, dass das Wasser aus dem Tiefbohrbrunnen garantiert sauber war und zumindest nicht aus Angst vor verseuchtem Wasser zu Alkohol gegriffen werden musste.

100 Jahre später – Veranstaltungen 2014

Der Beginn des Ersten Weltkrieges jährt sich zum 100. Mal. Die deutsche Sprache benötigt zur Beschreibung dieses Ereignisses einen ganzen Satz, im Französischen reicht einziges Wort: »Centenaire« (Hundertjähriges) – und

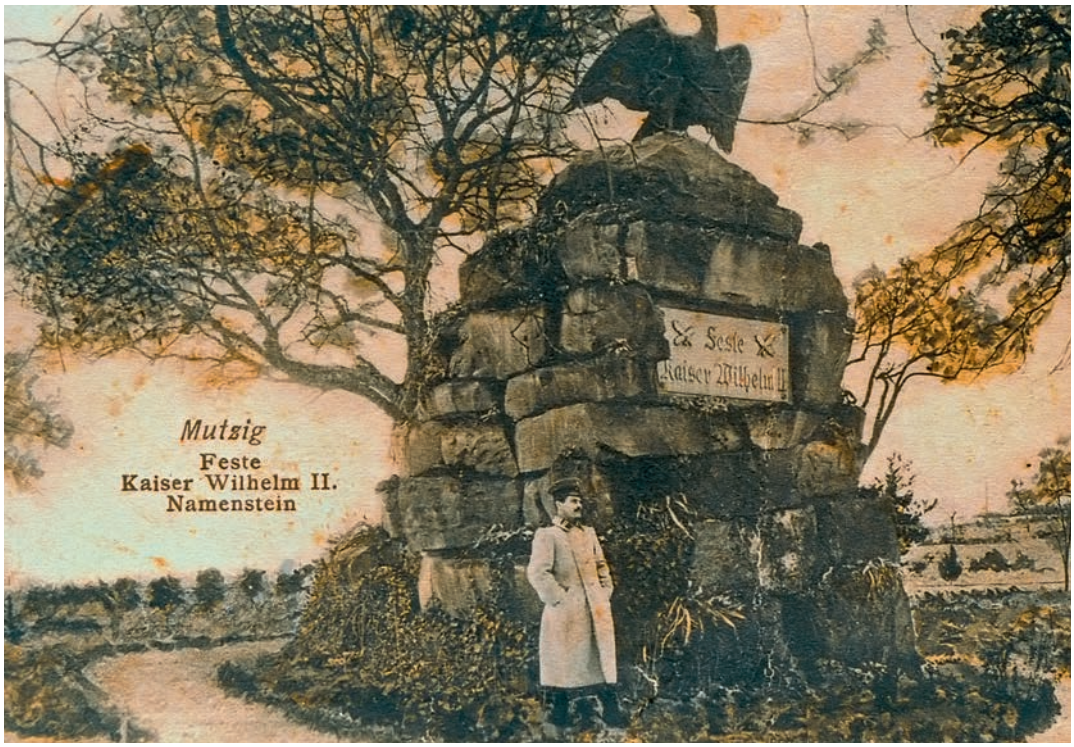
Schlaf- und Essraum für 24 Soldaten

jeder weiß was gemeint ist. Es gibt in Frankreich sogar eine staatliche Kommission, die die wichtigsten Geschichtsstätten rund um den Ersten Weltkrieg zertifiziert, die dann mit einem offiziellen Logo werben können. Der »grande guerre« (der große Krieg) ist in Frankreich eben noch ganz groß – auch im Tourismus. Die Feste Kaiser Wilhelm II. hat ein solches Zertifikat der staatlichen Kommission erhalten. Zu diesem Anlass finden dieses Jahr ein paar besondere Veranstaltungen auf der Feste statt:

Ausstellung: »Das Ende der Sicherheiten – Festungen und der Erste Weltkrieg«

(1. Juli – 31. Oktober)

Festungen spielten eine wichtige Rolle während des Ersten Weltkrieges. Sie wurden zu Friedenszeiten gebaut und bestimmten die Strategien der Kriegsführung – mit mehr oder



Postkarte mit dem »Namenstein« (aufgenommen vor 1914)
Alle Bilder: Verein »Feste Kaiser Wilhelm II. – Fort de Mutzig«

weniger großem Erfolg. An der Front stellten Schützengräben selbst eine Art Festungen mit Abwehr- und Angriffsfunktion dar. Das Aufkommen schwerer Artillerie, von Kampfgasen, Flugzeugen und Panzern beendete jedoch die immer anfälliger werdenden statischen Abwehrmethoden und drängten den Festungsbau zu völlig neuen Formen und Techniken.

Dreisprachiges Theaterstück »Rouge Horizon« auf der Festung

(14. – 17. August täglich)

Das Theaterstück »Rouge Horizon« handelt vom Alltagsleben während des Ersten Weltkrieges in den um die Feste befindlichen Dörfern. Wie es dort zu dieser Zeit üblich war, werden auch die Schauspieler Deutsch, Französisch und Elsässisch sprechen.

Wiedereinweihung des »Namensteins«

Juni 2014

Der »Namenstein« ist ein Monument, das von seinem ursprünglichen Aufstellungsort abgebaut, im restaurierten Teil der Feste wieder aufgebaut wurde und momentan restauriert wird. Zusammen mit einem Adler und der namensgebenden Tafel der Feste Kaiser Wilhelm II., die vom Verein restauriert wurden, ist es als Symbol der deutsch-französischen

Beziehungen von besonderer Bedeutung und wird im Juni 2014 offiziell eingeweiht.

Forschungssaufruf

Es gibt bis zum heutigen Tag keine wissenschaftliche Literatur über den Lebensalltag auf der Feste Kaiser Wilhelm II. Es existieren wenige Bücher, die sich fast ausschließlich mit den technischen Aspekten der Festung befassen. Darüber hinaus gibt es Materialsammlungen, zum Beispiel über das Vorhandensein von Garnisonen oder über Bauarbeiten zu bestimmten Zeiten, allerdings ohne nähere Quellenanalysen. Wissenschaftliche Forschungen in volkskundlicher Perspektive aber fehlen. Aus Ermangelung an Zeitzeugen, die über den Alltag auf der Feste während des Ersten Weltkrieges interviewt werden könnten, bleiben lediglich Archivrecherchen und die Festung selbst als Zeugnis ihres Lebens übrig. Die Soldaten haben nicht wenige Kritzeleien und Malereien an den Wänden hinterlassen und die Ausstattung und Einrichtung lassen einige Rückschlüsse über das Leben auf der Feste zu. All dies ist jedoch im Verschwinden begriffen: Seit 1984 restauriert ein Verein einen Teil der Feste. Mit den zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln, die hauptsächlich durch die Besucher eingenommen werden, war und ist es jedoch nur möglich, lediglich 10% des immensen Festungskomplexes zu restaurieren und in Stand zu halten. Der Rest der Festung ist sehr verfallen und es ist nur eine Frage der Zeit, bis die letzten Lebensspuren der Soldaten vollkommen verschwinden. Deshalb sei zur Forschung aufgerufen, damit diese europäische Geschichtsstätte etwas vollständiger verstanden werden kann – bevor es zu spät ist.

Literatur

Bour, Bernard / Fischer, Günther: Le Fort de Mutzig 1893–1945. Mutzig 1992.

Burtscher, Philippe: De la ceinture fortifiée de Strasbourg à la Position de la Bruche. Cercle d'étude des Fortifications-Société d'Histoire de Mutzig et environs. Mutzig 1999.

Hugues, Quentin: Military Architecture. London 1974.

Rolf, Rudi: Die Deutsche Panzerfortifikation. Die Panzerfesten von Metz und ihre Vorgeschichte. Osnabrück 1991.

Ders.: Die Entwicklung des deutschen Festungssystems seit 1870. Tweede Exloërmond 2000.

Studienkreis Interfest e. V. (Hg.): Straßburg. Die Geschichte seiner Befestigungen. In: Fortifikation, Sonderausg. 3. Saarbrücken ^{4}1998.

Internetquellen

www.centenaire.org/de
www.fort-mutzig.eu

Anschrift der Autorin:
Rebecca Bergtholdt
Fort de Mutzig
Rue du Camp
F-67190 Dinsheim sur Bruche
E-Mail:
rbergtholdt@fort-mutzig.eu

»Tränen sind in allen Dingen«

Drei Dichter, der Große Krieg und wir

Julien Collonges / Claire Daudin / Jérôme Schweitzer

Im Rahmen der Gedenkveranstaltungen zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs zeigt die Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg (National- und Universitätsbibliothek Straßburg) im Herbst 2014 in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach und der Bodleian Library in Oxford eine große Ausstellung mit dem Titel »1914, la mort des poètes« (›1914 – Der Tod der Dichter‹). Sie ist drei renommierten europäischen Dichtern gewidmet, die an der Front gefallen sind: dem Franzosen Charles Péguy, dem Deutschen und gebürtigen Elsässer Ernst Stadler – der auch der erste Péguy-Übersetzer ins Deutsche war – und dem Engländer Wilfred Owen. Mit dieser Ausstellung, die in Frankreich von der Mission du Centenaire mit ihrem nationalen Label ausgezeichnet wurde, wird auch das historische Bibliotheksgebäude nach mehreren Jahren umfangreicher Renovierungsarbeiten wiedereröffnet. Sie ist auf das literarische Werk der drei Dichter ausgerichtet und weist mit erstrangigen Dokumenten (Manuskripten, Erstausgaben, Zeichnungen und Stichen) die Brüche und Verwerfungen hin, die die zunehmende Kriegsgefahr und dann der Krieg selbst in ihrem Œuvre hervorriefen.

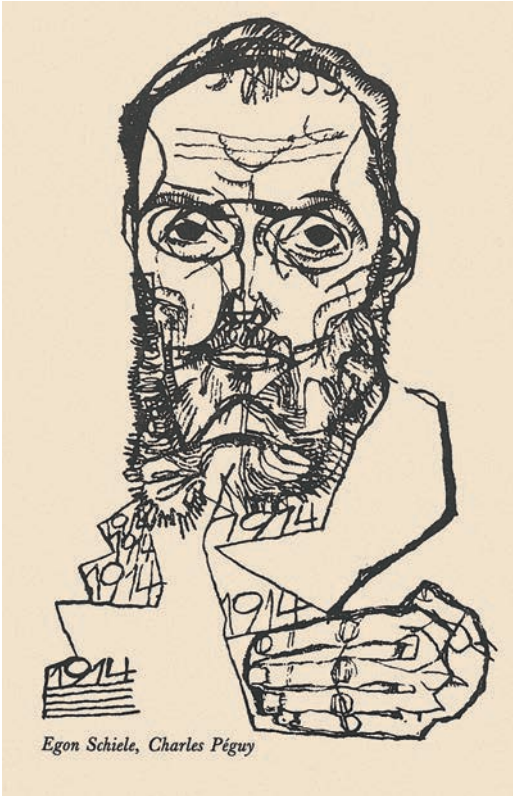
In einem Gespräch mit Claire Daudin, der Vorsitzenden des Freundeskreises Charles Péguy und Mitglied des wissenschaftlichen Ausstellungskomitees, erörtern die Kuratoren Julien Collonges und Jérôme Schweitzer einige Überlegungen, die ihrem Ausstellungskonzept zugrunde liegen. Dabei geht es in unterschiedlichem Grad immer um die Frage nach dem Bezug von uns Heutigen zu diesen fernen Werken, die bald vertraut, bald rätselhaft erscheinen, und zu diesem traumatischen – zum Teil immer noch unverständlichen – historischen Ereignis, das sie geprägt hat. Inwiefern verkörperten Charles Péguy und Ernst Stadler das Europa der Literatur und der Kultur, das in der Katastrophe unterging? Ist Péguy wirklich der kriegerische Nationalist, als den man ihn manchmal hinzustellen beliebt, und wie soll man erklären, dass sein Werk, das doch fremden Kulturen gegenüber so offen und dialogbereit ist, nach seinem Tod derart missdeutet werden konnte? Welche symbolischen Tode (Entstellung, Vereinnahmung, Nichtbeachtung) bedrohen diese der Nachwelt überlieferten Werke? Welches Verhältnis hatten diese Dichter zu einem Krieg, der heute einhellig verurteilt wird, und was können wir nach 100 Jahren überhaupt davon verstehen? Und wie soll man schließlich zwischen Glorifizierung und historischer Distanz ihre Werke so präsentieren, dass die Botschaft der Ausstellungsstücke, die von ihrem Einsatz und ihrer Arbeit Zeugnis geben, das heutige Publikum erreicht?

Das folgende Gespräch über die Ausstellung »1914, la mort des poètes«, die im Herbst 2014 in der Straßburger Bibliothèque nationale et universitaire gezeigt wird, fand zwischen Claire Daudin, Präsidentin der Amitié Charles Péguy und den Ausstellungskuratoren Julien Collonges und Jérôme Schweitzer statt. Die dritte Kuratorin ist Tatiana Victoroff.

1.

»1914 – Der Tod der Dichter«: Dieser sehr schöne Titel der Ausstellung, die von der Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg anlässlich des 100. Jahrestags des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs vorbereitet wird, erinnert an das vorzeitige Ende eines, wie Sie im Begleittext der Ausstellung schreiben, »im Entstehen begriffenen literarischen und künstlerischen Europas«. Inwiefern verkörperten Charles Péguy und Ernst Stadler, zwei der Personen, die Sie für eine Würdigung ausgesucht haben, dieses Europa, das in der Katastrophe unterging? Welches Zeugnis hinterlässt uns die Zeitschrift »Die Aktion« über die offensichtliche Verbindung zwischen dem Franzosen und dem Deutschen just zu dem Zeitpunkt, als die Politiker und die Generalstäbe die Mobilisierung vorbereiten?

Sicher, wenn man an diejenigen Vorkriegsschriftsteller denkt, die sich als Galionsfiguren des literarischen und künstlerischen Europas eigneten, sind Péguy und Stadler nicht unbedingt die ersten Namen, die einem in den Sinn kommen. Péguy wird häufig in erster Linie als kämpferischer Hüter französischen Bodens und französischer Tradition betrachtet, und Stadler ist zweifellos außerhalb Deutschlands zu wenig bekannt. Spontaner würde man vielleicht an Emile Verhaeren, Stefan Zweig oder Romain Rolland denken. Aber die Schicksale von Péguy und Stadler sind auch eminent symbolträchtig. Wenn ihre direkten Kontakte nur ansatzweise bestanden (sie trafen sich nie und wechselten lediglich ein paar Briefe in den Jahren 1912 und 1913), so wurden doch ihre ganz realen intellektuellen Bande, die ihr Denken und ihr Werk über die Grenze hinweg einten, durch den Krieg zerrissen. Beide fielen 1914 an der Front, schon in den ersten Kriegswochen (Péguy am 5. September, Stadler am 30. Oktober), der eine auf französischer, der andere auf deutscher Seite. Stadler, ein »Altdeutscher«, der im Elsass von deutschen Eltern geboren worden war, kämpfte ab 1904 mit René Schickele für das Konzept des »geistigen Elsässertums«, das heißt für die Idee von der einzigartigen Berufung des Elsass als kulturelle Brücke für Frankreich und Deutschland, und in einem weiteren Sinn für Europa. Er war ein genauer Kenner und glühender Verfechter der französischen literarischen Kultur in Deutschland. Er übersetzte Henri de Régnier und Francis Jammes. Und 1912 veröffentlichte er in der expressionistischen Literaturzeitschrift »Die Aktion« die allererste deutsche Péguy-Übersetzung (eine kurze und berühmte Stelle aus »Notre jeunesse«, in der es um den Unterschied zwischen Mystik und Politik geht).[1] Wenn Péguy in der expressionistischen deutschen Avantgarde bekannt war und bewundert wurde, wenn »Die Aktion« ihm zu seinem Tod eine glühende Hommage widmete (mit einem Porträt Péguys von Egon Schiele auf ihrer Titelseite), so geschah dies also sicherlich dank Stadler. Übrigens war vielleicht eine Portion Missverständnis dabei, zweifellos aufgrund der europäischen und pazifistischen Überzeugungen Stadlers und der Expressionisten. Franz Pfemfert, der die Zeitschrift herausgibt, schreibt nämlich in dieser Hommage: »Charles Péguy hat für die Menschheit gelebt und starb für die groteske Idee, die sich die übelsten seiner Landsleute von nationaler Ehre machen«, was bedeutet, seine unbestreitbaren politischen Überzeugungen etwas vorschnell auszublenden. Aber er schreibt auch: »Wir betrauern den Tod dieses großen Mannes, der gegen uns die Waffen führen musste, wie den eines unserer eigenen Besten. Was er hinterließ, dessen Erbe treten wir an.« Die Beziehung zwischen Stad-



Portrait Egon Schiele von Charles Péguy, veröffentlicht im Oktober 1914 in »Die Aktion«. Photo: Bibliothèque nationale et universitaire, Strasbourg

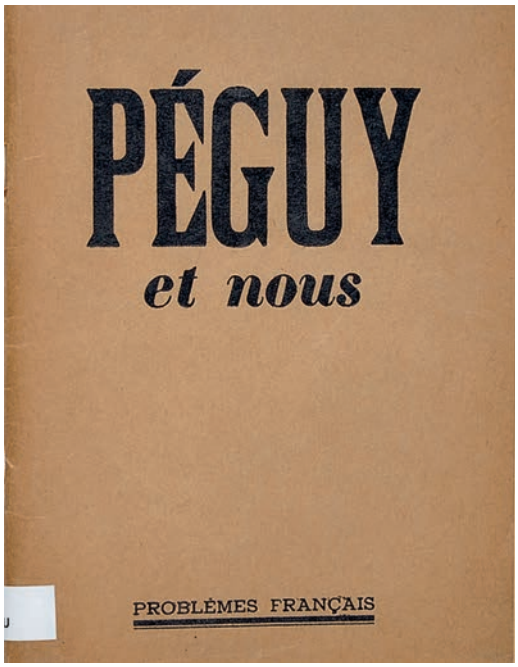
ler und Péguy bezeugt also sehr wohl einen grenzüberschreitenden Literatur- und Kulturaustausch, jenseits des Säbelrasselns auf beiden Seiten. Die Expressionisten waren sich übrigens der symbolischen Tragweite dieser Tatsache bewusst, denn sie selbst versuchten, eine Legende daraus zu machen: 1915 erzählt Franz Blei in der Zeitschrift »Das literarische Echo«, Stadler und Péguy seien sich an der Front begegnet, in zwei gegenüberliegenden Schützengräben, und hätten einige Worte gewechselt. Später haben Fachleute die Unmöglichkeit der Geschichte nachgewiesen. Aber gerade wegen der gemeinsamen Schwingungen ihres Werks und ihres Denkens war es möglich, dass man sich eine solche Phantasiebegegnung ausdenken konnte.

2.

Man stellt sich Péguy oft als einen patriotischen, ja nationalistischen Denker und Dichter vor. Gibt es da keinen Widerspruch zwischen dem Intellektuellen, der sich in den »Cahiers de la Quinzaine« für die Fragen der internationalen Politik und für die Lage der unterdrückten Völker offen zeigt, und dem Barden der »France éternelle«, als den ihn die Anthologien preisen?

Ja, der Widerspruch ist nicht zu leugnen. Und dieser Widerspruch macht die Sinnentstellung verständlich, die sich im Nachhinein durch einen großen Teil von Péguys Œuvre zieht, die Vereinfachungen und Verfälschungen, denen es anheimfiel und die in der Vereinnahmung seines Werks durch Vichy-Frankreich gipfelten. Man hat aus ihm einen nuancenlosen Nationalisten gemacht, einen Geistesverwandten von Barrès, einen Vorläufer von Maurras, der den Boden, die Kultur und die Traditionen der »France éternelle« verherrlicht. Man hat aus ihm aber auch einen exaltierten Kriegsbefürworter, einen erbitterten Polemiker gemacht, der fremde Kulturen als »barbarisch« ablehnt, und zeitweise sogar einen Antisemiten. Sicher, für den, der sich aufmerksam und seriös mit seinem Werdegang und seinen Schriften beschäftigt, ist dies alles falsch und fällt zumindest unter die Rubrik Entstellung durch Auslassung. Das hieße nämlich, ein bisschen zu schnell das Netz von Korrespondenten im Ausland zu vergessen, das ihm ermöglichte, zahlreiche Nummern der »Cahiers de la Quinzaine«, die »Cahiers de courriers«, der politischen, sozialen, wirtschaftlichen oder kulturellen Situa-

tion von Ländern und Völkern in der ganzen Welt zu widmen, die von den in Europa maßgeblichen kulturellen Kreisen nicht beachtet wurden: Armenien, Kongo, Rumänien, Finnland, Russland usw. Das hieße, seine Faszination für die Kultur und das Schicksal des jüdischen Volkes zu vergessen, seine Freundschaft und seine Bewunderung für den »Propheten« Bernard Lazare. Das hieße, zu vergessen, dass er vor allem ein Mann des Dialogs war, immer bemüht, die Seiten seiner »Cahiers« ungehindert unterschiedlichen und gegensätzlichen Meinungen zu öffnen (»Nur in den ›Cahiers‹ habe ich den Eindruck, zu freien Menschen zu sprechen«, schrieb Romain Rolland), und dass seine polemischsten Angriffe darin oft nur als Gegenrede erfolgten. Das hieße auch zu vergessen, dass sein Œuvre selbst, wie auch sein Stil, sehr häufig von vielstimmigen und manchmal diskordanten Tönen durchzogen wird (was auch seine zahlreichen Pseudonyme zum Ausdruck bringen: Pierre Deloire, Pierre Baudoin, Edouard Laubier usw.), die Péguy sich bemüht miteinander zu verweben. Das hieße letztendlich zu vergessen, dass Péguy, wie es sein Biograf Robert Burac über seine Situation am Rand der Kirche schreibt, es in allen Dingen liebte, auf der Schwelle, im Grenzbereich, an Stellen des Übergangs, des Kontakts, des Austauschs zu sein. Wenn er also ein Mann der Konfrontation war, dann im Sinne der platonischen Dialektik, die will, dass die Wahrheit sich in der Konfrontation herausbildet, der »Reibung« der Meinungen. Péguy ist also nicht so sehr Nationalist, sondern »Inter-Nationalist«. Er kämpft aktiv dafür, dass jedes Volk, jede Nation, jede Kultur die Mittel hat, zu existieren und sich Gehör zu verschaffen. Im Rahmen dieser Konfrontation der Kulturen – die manchmal auch bis zum Konflikt gehen kann – wird er zum Verfechter seiner eigenen Kultur (seiner französischen, aber auch griechischen, lateinischen, sozialistischen und christlichen Kultur), um sie zu feiern und gegen die Gefahren der Erschöpfung und des Verschwindens zu verteidigen: »Dadurch, dass wir Internationalisten sind, sind wir erst recht Franzosen, weil wir in der Internation wahrhaftig die französische Nation sind«, schreibt er schon 1899. Diese Argumente sind bekannt. Und zahlreich sind die Spezialisten, die es seit seinem Tod geschafft haben, das Bild eines nationalistischen und kriegerischen Péguy zu korrigieren: erst vor kurzem Alain Finkielkraut in »Le Mécontemporain« oder Romain Vaissermann, aber auch schon 1944 Jean Gaulmier, der in »Péguy et nous« Punkt für Punkt die Vereinnahmung durch die Vichy-Propaganda zerpflückte. Und dennoch, das Missverständnis bleibt. Der Widerspruch entspricht nämlich zum Teil einer sehr wohl vorhandenen Spannung in Péguys Denken. So sehr er auch für andere Kulturen und Meinungen offen ist, ist Péguy auch zutiefst Patriot, fest eingebunden in die französische Kultur und Tradition, geführt von einer Bewegung zurück zu den Wurzeln (den antiken, christlichen, revolutionären Wurzeln) Frankreichs. Die »mystique du pays« erweitert sich bei ihm schlicht und einfach um die Erkenntnis, dass es notwendig sei, die Waffen zu ergreifen, wenn ein Land und eine Kultur durch die deutsche Gefahr existentiell bedroht wären. Es ist nicht einfach, diesen Widerspruch aufzulösen, in ihm eine verborgene Kohärenz zu finden. Aber für uns Ausstellungskuratoren ist dies nicht unbedingt wünschenswert. Péguy war, wie sein Werk bezeugt, ein komplexer, unruhiger Mensch, von den Widersprüchen hin- und hergerissen, was aber auch gerade ein Hinweis auf sein Genie ist. Wollte man ihn als einen Friedens- und Versöhnungsapostel hinstellen, wäre dies, so glaube ich, ein neuer Verrat,



Das Werk »Peguy et nous« von Jean Gaulmier, erschienen in Beirut 1944.
Foto: Centre Charles Péguy, Orléans.
Fotograf: Jean Puyo

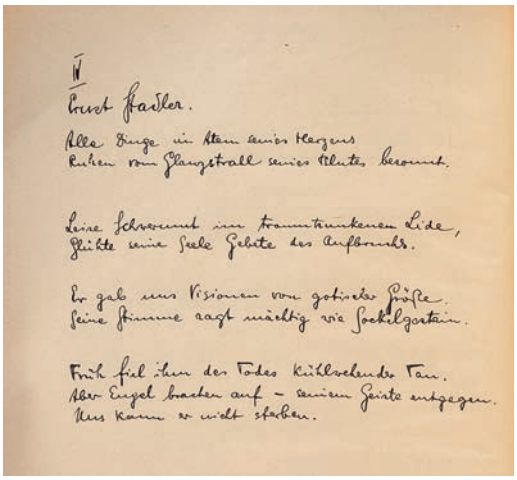
ein neuer Widersinn. Hat er übrigens nicht selbst an einer sehr schönen Stelle des »Dialogue de l'histoire et de l'âme païenne« dieses Schicksal des Unverständnisses und der Verfälschung vorausgesehen, dieses Schicksal des »Falschlesens« (»mauvaises lectures«), das jedem menschlichen und zeitlichen Werk droht, »das in unsere Hände gegeben, aber nicht reglos ist, sondern lebendig wie ein kleiner Feldhase«? Warum sollte es mit einem Werk, das so komplex und konflikthaltig ist wie seines, anders sein?

3.

»Tränen sind in allen Dingen« (»Il y a des larmes dans les choses«): Hat dieser Spruch eines lateinischen Dichters,[2] den Daniel Mendelsohn in seinem Roman »Die Verlorenen« leitmotivisch verwendet, eine Bedeutung für Sie, da Sie ja in ganz Europa Gegenstände zusammengesucht haben, die in Straßburg ausgestellt werden sollen. Können Sie uns mehr sagen über die Art dieser Gegenstände?

Das ist ein schöner, aber beim ersten Lesen auch ziemlich obskurer Satz. Unsere Exponate, die zunächst einmal Manuskripte, Bücher, Zeitschriften sind, bekommen ihren Sinn ja eher durch ihren intellektuellen und literarischen Gehalt, durch die in ihnen fixierten Texte, als durch ihre materielle Gegenständlichkeit. Als Dinge, als hier hingelegte Gegenstände, bleiben diese Dokumente oft rätselhaft. Es ist nicht einfach, sie zum Sprechen zu bringen, sich durch ihre schiere Existenz berühren zu lassen oder durch ihre materielle Erscheinung, ohne sich auf den Text und den Kontext zu beziehen. Aber es stimmt auch, dass bereits die Lektüre von Péguy uns daran erinnert, dass die Größe des menschlichen Geistes auch und vielleicht vor allem daher kommt, dass dieser sich in einem Körper oder einer Materie inkarniert, dass er den Nachteil der Fragilität auf sich nimmt, indem er in diese Gegenstände, in diese vergänglichen Dinge hineinschlüpft. Unsere Exponate und die durch sie fixierten Texte oder Bilder sind zunächst selbst der Einwirkung der Zeit ausgesetzt, der Abnutzung, der Zerstörung und dem Vergessen. Die »Tränen«, die sie enthalten, kommen vor allem von dieser Fragilität. Man kann beispielsweise an die Manuskripte von Owen denken, die wir von der Oxforder Bodleian Library ausleihen: nicht nur an die Kriegsgedichte, die trotz der Auseinandersetzungen erhalten werden konnten, sondern auch an diesen allerersten Gedichtentwurf, den Owen mit Bleistift auf das Vorsatzblatt seines Privatexemplars des »Sommernachts-

traums« geschrieben hat. Man kann auch an die wenigen Manuskripte von Stadler denken, die der Vernichtung seiner persönlichen Papiere bei der Bombardierung Kassels 1944 entgangen sind, insbesondere sein Kriegstagebuch, das wir vom Deutschen Literaturarchiv Marbach ausleihen. In den Manuskripten von Péguy, aber auch in den Druckfahnen der »Cahiers« – die uns vom Centre Charles Péguy in Orléans zur Verfügung gestellt werden – oder in der Serie der »Cahiers« selbst kann man gleichermaßen die ganze Arbeit herauslesen, die ganze Überwindung, Selbstverleugnung und Willenskraft, die der Schriftsteller und Publizist Péguy aufbringen musste, um seine Gedanken in fragile Gegenstände hineinzuschreiben, die aber dennoch so gut wie möglich dem Angriff dessen widerstehen, was er selbst den »Wurmfraß des Vergänglichen« (»le temporel véreux«) nannte. Diese fragilsten und zugleich anrührendsten Gegenstände bilden das Herz der Ausstellung. Zu ihnen gesellen sich zahlreiche Erstausgaben, Bildeditionen, Zeitschriften, Zeichnungen und Stiche, die bei den Ausstellungspartnern ausgeliehen werden (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Médiathèque de Colmar, Bibliothèque nationale de France, Bibliothèque de Documentation Internationale Contemporaine, Musée d'art moderne et contemporain de Strasbourg). Vertreten sind natürlich auch die Bestände unserer Bibliothèque nationale et universitaire, die zahlreiche Dokumente über Stadler, aber auch die fast komplette Sammlung der »Cahiers de la Quinzaine« besitzt. Eines der Dokumente aus unserem Fundus illustriert übrigens gut das traurige Schicksal der Dinge, die ohne die Arbeit der Museen und Bibliotheken verloren gehen müssten. Hier dreht es sich um ein Manuskript eines Stadler gewidmeten, unveröffentlichten Gedichts des elsässischen Schriftstellers Raymond Buchert, einem Freund Schickeles und gutem Kenner Stadlers. Wir haben es unter Bucherts Papieren, die in der Bibliothek aufbewahrt werden, entdeckt. Es zum ersten Mal auszustellen, bedeutet auch, dem traurigen Schicksal aller Dokumente, denen das Vergessen droht, entgegenzuwirken.


IV

Ernst Stadler.

Alle Dinge im Atem seines Herzens
Ruhen vom Glanzstrahl seines Blutes besonnt.

Leise Schwermut im traumtrunkenen Lide,
Glühte seine Seele Gebete des Aufbruchs.

Er gab uns Visionen von gotischer Größe.
Seine Stimme sagt mächtig wie Sockelgestein.

Früh fiel ihm des Todes kühlwehender Tau.
Aber Engel brachen auf – seinem Geiste entgegen.
Uns kann er nicht sterben.

Manuskript des Gedichtes von Raymond Buchert, Ernst Stadler gewidmet, 1923
Foto: Sammlung der Bibliothèque nationale et universitaire Strasbourg

4.

Zu Péguy und Stadler haben Sie den britischen Dichter Wilfred Owen gestellt. Während die ersten beiden zu Beginn des Krieges getötet wurden, hat Owen die Hölle des Stellungskriegs erlebt, bevor er 1918 den Tod fand. Er hat über den Krieg schreiben können, von dem sein dichterisches Werk geprägt ist. Zwischen Vorahnung und Erfahrung dringt der Krieg auf sehr unterschiedliche Weise in die Werke dieser Dichter ein. Wie gehen Sie damit um?

Am Anfang der Entscheidung, Owen in die Ausstellung hineinzunehmen, steht ein Treffen mit unseren Kollegen vom Deutschen Literaturarchiv Marbach und von der Oxforder Bodleian Library, aber auch der Wunsch, unsere Erinnerungsinitiative zum Ersten Weltkrieg in Form einer Ausstellungstrilogie mit dem Titel »Krieg in den Archiven« im Herbst 2013 in Marbach, im Juni 2014 in Oxford und im Herbst 2014 in Straßburg zu koordinieren. Diese erstmalige Zusammenarbeit zwischen drei renommierten europäischen Kultureinrichtungen gab uns die einmalige Gelegenheit, die Manuskripte der Kriegsgedichte von Owen auszustellen. Gewiss, der Bezug Owens zum Krieg ist ganz anders als der von Péguy und Stadler. Diese beiden sind schon in den ersten Kriegswochen umgekommen, ohne den Schrecken des Stellungskriegs kennengelernt zu haben. Sie haben fast nichts über ihre Kriegserlebnisse geschrieben, und in ihrem Werk ist der Krieg vor allem als eine immer größer werdende Bedrohung präsent. Ihre Aussagen über den Krieg sind eine Vorwegnahme, eine Vorahnung mit bisweilen prophetischen Akzenten. Im Gegensatz zu ihnen befasst sich Owen vor dem Krieg sehr wenig mit den geopolitischen Bedrohungen, mit den Identitätsfragen, mit dem Konflikt zwischen den Nationen und Kulturen. Aber von 1916 bis zu seinem Tod wenige Tage vor dem Waffenstillstand im November 1918 sind seine Erlebnisse in den Schützengräben direkt und brutal, und seine ganze Kriegsdichtung schöpft aus dieser traumatischen Erfahrung. Péguy und Stadler auf der einen Seite, Owen auf der anderen: Die Problematik ist also sehr unterschiedlich. Gleichzeitig ermöglichte die Einbeziehung Owens es uns einerseits, die deutsch-französische Auseinandersetzung hintanzustellen, auf die man im französischen Kollektivgedächtnis die beiden Weltkriege häufig zu sehr reduziert. Der Erste Weltkrieg war ein europäischer und globaler Konflikt, und die Person Owens stellt zum Teil diese multinationale Dimension wieder her. Andererseits und vor allem ermöglicht uns Owen zu ergänzen, was in der prophetischen Kriegsvision Péguys und Stadlers fehlt: das Fronterlebnis in der schier unbeschreiblichen Hölle der Schützengräben, welches die tragische Besonderheit des Ersten Weltkriegs ausmacht. Es ist, als ob die Gedichte Owens irgendwie Antwort geben wollten auf die Vorwegnahmen und Vorahnungen Stadlers und Péguys, sei es um sie fortzuführen, sei es um ihnen zu widersprechen. Es geht hier übrigens nicht darum, Owen gegenüber den beiden anderen Recht zu geben. Es geht vielmehr darum zu unterstreichen, dass es in diesem Krieg und in seinem mechanisierten Schrecken etwas gab, was selbst die klarsichtigsten und vorausschauendsten Dichter nicht vorwegnehmen konnten und was auch für uns heute noch zum Teil unbegreiflich ist. Péguy hatte die im modernen Industriezeitalter latente Barbarei sehr wohl begriffen und angeprangert, aber als er zur Front aufbrach, glaubte er das Erbe der Französischen Revolution gegen diese Barbarei zu verteidigen (»On va refaire quatre-vingt-treize«, schreibt er).[3] Er ahnte nicht, dass der Krieg die Barbarei bald in beiden Lagern triumphieren lassen sollte. Wir konzipieren die Nebeneinanderstellung von Péguy, Stadler und Owen also in der Form dieses imaginären Dialogs (der aber auch auf einer vergleichenden Archivarbeit beruht). Es bleibt uns noch festzulegen, durch welche szenografischen Mittel es der Ausstellung gelingen kann, diesen Dialog zu veranschaulichen. Doch stehen wir im Moment erst am Anfang dieser Überlegungen und dieser Arbeit.

5.

Von 1905 an nimmt Péguy die Gefahr eines Kriegs mit Deutschland wahr, das seine imperialistischen Ambitionen beim »Coup de Tanger«[4] offenbart hat. Er schreibt »Notre patrie«, worin sich ein Zugehörigkeitsgefühl äußert, das in seinen Schriften bis dahin nicht vorkommt, die auf die Debatte mit den Sozialisten sowie auf seine Kritik am »Parti intellectuel«[5] und dessen »monde moderne« ausgerichtet waren. Kann man deswegen sagen, dass sein ganzes späteres Schaffen der Kriegsperspektive unterliegt?

Wir sind vielleicht nicht so gute Péguy-Spezialisten, um auf diese Frage antworten zu können. Auf den ersten Blick kann es übertrieben erscheinen zu behaupten, das ganze Schaffen Péguys nach 1905 erfolge unter dem Zeichen der Kriegsgefahr. Sein Werk ist reich an sehr unterschiedlichen Themen, die manchmal sehr weit von dieser Frage entfernt scheinen. Diese Jahre sind für ihn insbesondere die Jahre des Wiederfindens und Vertiefens seines christlichen Erbes, sei es in der Serie der »Mystères«, in »Ève« oder in den »Tapisseries«, metaphysischen Betrachtungen, deren Verbindung mit der politischen Lage der Epoche und mit dem Bevorstehen eines Konflikts auf den ersten Blick alles andere als offensichtlich ist. Trotzdem sollte man auch ernst nehmen, was Péguy in »Notre Patrie« sagt und was er in anderen Texten dieser Zeit, wie »Par ce demi-clair matin« oder »Louis de Gonzague« wiederholt, nämlich dass der »›Coup‹ de Tanger« bei ihm ein Erkennen der Kriegs- und Vernichtungsgefahr bewirkt, mit denen der deutsche Imperialismus die französische Kultur und die französische Nation bedroht, aber auch und vor allem ein rückschauendes Bewusstwerden, dass die Niederlage und »Erniedrigung« (»outrage«) von 1870 Frankreich im Zustand eines bewaffneten Friedens oder eines maskierten Kriegs gehalten habe, und dass die Franzosen seither, wie er in »L'Argent, suite« schreibt, »ständig für den Krieg geladen [seien], im Sinne wie ein Gewehr geladen ist«. Von da an scheint diese Bedrohung, die seiner Meinung nach über dem Land schwebt, auch über seinem ganzen Werk zu schweben, wenn auch auf nebulöse Art, selbst dann, wenn der Zusammenhang mit dem Krieg nicht deutlich erscheint. Die Gestalt von Jeanne d'Arc, die in das Zentrum der »Mystères« gestellt wird, ist sehr wohl eine kriegerische Gestalt. Und das umfassende theologischen Poem »Ève« enthält auch die »Prières pour nous autres charnels«, einen Text von 1913, dessen berühmte Verse (»Heureux ceux qui sont morts pour la terre charnelle«) in der Rückschau eine ziemlich prophetische, ja unheimliche Bedeutung annehmen, angesichts des Gemetzels, das danach kam. Doch das ist nicht alles: Man kann auch zu der Auffassung gelangen, dass die Erkenntnis von 1905 für ihn auch in eine andere Richtung, nämlich rückwärtsgewandt, wirkt. Ab 1905 macht sich Péguy in der Tat daran, einige seiner früheren Stellungnahmen und Schriften, aber auch einen Teil des historischen und kulturellen Erbes Frankreichs nachzulesen, im Hinblick auf diesen langsamen Marsch in den Krieg. In »Notre Jeunesse« zum Beispiel präsentiert er sein Engagement für Dreyfus als in einer »Mystik« des Kampfes begründet, die er sich übrigens bemüht, in eine Genealogie von Kämpfen einzuordnen, die durch die ganze französische Geschichte läuft, vom bevorstehenden Krieg mit Deutschland zur Niederlage von 1870, von der Kommune bis zu den Revolutionskriegen, von Jeanne d'Arc bis zu den Bauernaufständen. Insgesamt, auch wenn dies sein Werk nicht voll ausschöpft, sieht es also sehr wohl danach aus, als betrachte Péguy sich selbst

als einen Dichter, einen Intellektuellen, einen Mann, der sich »im Krieg« befindet, und sei es nur im symbolischen und metaphorischen Sinne eines lückenlosen Engagements und eines kompromisslosen Kampfes: im Krieg gegen die sozialen Ungerechtigkeiten, im Krieg gegen die Unzulänglichkeit und Barbarei der modernen Zeiten, im Krieg gegen den deutschen Imperialismus, der Frankreich bedroht. Im Übrigen möchten wir mit der Ausstellung unter anderem die Frage stellen, ob der Dichter nicht dadurch, dass er weder mit der Sprache noch mit der Wirklichkeit Kompromisse schließt, sich sowieso mehr oder weniger »im Krieg« mit den Gegebenheiten befindet.

6.

Der Krieg tötet die Dichter, aber er braucht sie; er spannt sie für seine Zwecke ein. Péguy ist das Opfer einer veritablen Vereinnahmung im Dienst der »Union sacrée«[6] geworden, von dem Moment an, in dem Maurice Barrès einen Nachruf für ihn geschrieben hat. Räumt die Straßburger Ausstellung diesem Phänomen, das die Dichter in gewisser Weise ein zweites Mal sterben lässt, einen Platz ein?

Mehr als andere wurde Péguy in der Tat oft Opfer von mehr oder weniger bösartigen Verfälschungen und Vereinnahmungen. So wie vor ihm das Werk Nietzsches zieht sein komplexes, nuancenreiches und oft verwirrendes Werk die »Falschleser« an. Wie soll man auch diesen Dichter verstehen, der sich selbst zuerst als Sozialist, dann als mystischer Christ versteht und der darüber hinaus seinen christlichen Glauben als Vertiefung seines revolutionären Engagements darstellt? So wurde Péguy ganz von selbst zum Objekt ideologischer Schlachten, in denen jede Seite versuchte, ihn an das eine oder das andere Ende des politischen Spektrums zu ziehen, indem man bestimmte Aspekte seines Denkens ausblendete. Das geht so weit, dass man manchmal das Gefühl hat, ein zweiter, weitgehend mythischer Péguy habe in der kollektiven Vorstellung den wirklichen ersetzt. Dies hat bereits nach seinem Tod an der Front begonnen, mit dem Nachruf, den ihm Barrès schon im November im »Bulletin des écrivains de 14« gewidmet hat (und nochmals 1916 im ersten Band der »Anthologie des écrivains morts pour la patrie«), der das Fundament legt für den Mythos des patriotischen und kämpfenden Schriftstellers, aber auch mit der fast konträren Huldigung, die ihm gleichzeitig die deutschen Expressionisten erwiesen. Fortgesetzt hat sich dies in Vichy-Frankreich, als Marcel Péguy, Charles Péguys eigener Sohn, so weit ging, in »Le destin de Charles Péguy« zu behaupten, sein Vater sei rassistisch und sogar nationalsozialistisch gewesen. Jean Gaulmier hat es in dem 1944 veröffentlichten Sammelband »Péguy et nous« als Angehöriger der »France libre« unternommen, Punkt für Punkt die Haltlosigkeit dieses Vereinnahmungsversuchs darzulegen. Aber diese Verdrehungen und Verfälschungen von Péguys Werk haben nie aufgehört. Das spätere »Falschlesen« stellt gleichsam einen zweiten, symbolischen Tod der Dichter dar. Dieses Phänomen konnten wir in einer Ausstellung mit dem Titel »1914, la mort des poètes« nicht unbeachtet lassen, und wir widmen ihm einen großen Teil der Ausstellungsabteilung »Verbe«, die einige der erwähnten Dokumente enthält. Aber, wie Péguy selbst in dem oben erwähnten Abschnitt des »Dialogue de l'histoire et de l'âme païenne« betont, gibt es einen noch tragischeren Tod als das »Falschlesen«, nämlich den Tod durch Ignorieren und Vergessen. Stadler, dem bei seinem Tod viele leidenschaftliche Huldigungen zuteilwurden (besonders

von Hermann Hesse, Kasimir Edschmid oder Carl Sternheim), wurde später dennoch von der Literaturgeschichte weitgehend vergessen, vor allem auf französischer Seite. Dort konnte es anscheinend wahrhaftig Unbehagen erregen, ihm einen Platz im nationalen literarischen Pantheon einzuräumen, diesem im Elsass geborenen Deutschen, der gezwungen war, gegen Frankreich zu kämpfen und der, auch wenn er auf Deutsch schrieb, ganz von der französischen Kultur und Literatur durchdrungen war. Wir können nur hoffen, dass die Ausstellung dazu beiträgt, ihn wenigstens zum Teil diesem symbolischen Tod des Vergessens zu entreißen.

7.

Am Ende dieses Gesprächs wollen wir die Frage stellen, die man am Anfang hätte stellen können: Warum wurden diese drei Dichter ausgewählt und nicht andere? Und warum Péguy? Welches Gesicht dieses Schriftstellers haben Sie durch Ihre Arbeit als Kuratoren entdecken können?

Die ursprüngliche Idee der Ausstellung kam von Gérard Pfister, dem Präsidenten der Association Capitale Européenne des Littératures, der anregte, dass die von diesem Verein organisierten Rencontres Européennes de Littérature à Strasbourg Stadler anlässlich seines einhundertsten Todesjahrs würdigen sollten. Der erste Schritt dieser Würdigung ist im Frühjahr 2014 die Veröffentlichung der ersten, von Philippe Abry besorgten und bei Arfuyen erschienenen Gesamtübersetzung von Stadlers Hauptwerk »Der Aufbruch« (die mit dem Prix du Patrimoine Nathan Katz ausgezeichnet wurde). Die Ausstellung »1914, la mort des poètes« ist ein weiterer Schritt, diesmal unter dem besonderen Blickwinkel der einzigartigen und sehr symbolträchtigen Beziehung, die Stadler mit dem Werk Péguys unterhielt, und des verhängnisvollen Schicksals, das die beiden Dichter teilen. Wir sind also von Stadler und vom Elsass aus zu Péguy gelangt. Wir haben uns ihm aus einer hochinteressanten und von Péguy-Spezialisten selten untersuchten Perspektive genähert, nämlich der Perspektive des entscheidenden Einflusses, den sein Werk auf Stadlers Werk und in der Folge auf einen ganzen Bereich der expressionistischen deutschen Literatur ausübte. Péguy, der bis zum Gehtnichtmehr als nationalistischer, antideutscher Schriftsteller karikiert wird, als Barde der »France éternelle«, entpuppt sich durch Stadler als ein Symbol grenzüberschreitenden europäischen Kulturaustauschs vor dem Ersten Weltkrieg. Dies ist sicherlich eine der erstaunlichsten Entdeckungen, die wir während der Ausstellungsvorbereitung in Bezug auf Péguy machen konnten. Aber es ist bei weitem nicht die einzige, denn wir selbst hatten vor dem Projekt nur eine bruchstückhafte Kenntnis von ihm, die vor allem daraus bestand, was man so hört, und die, um es zu gestehen, auch nicht viel umfangreicher war als das, was jeder so weiß. Wir mussten erst selbst alles bei Péguy entdecken, und wir befanden uns zweifellos in einer ähnlichen Situation wie die meisten zukünftigen Ausstellungsbesucher, was schließlich auch nicht schlecht ist. Unter den anderen Überraschungen, die wir mit den Besuchern teilen möchten, würden wir hier – um nur eine zu nennen – den Stil, die Sprache Péguys erwähnen, insbesondere in seinen Prosatexten. Diese langen Sätze, die sich zu hypnotischen Litaneien ausweiten, die aus unaufhörlichen Wiederholungen und Verdoppelungen bestehen, diese fast pflanzenartig rankende Schreibweise, die sich entfaltet, aufspaltet und bis ins Unendliche verästelt wie ein Strauch mit immer dichteren Zweigen,

dieses Netz von ineinander verflochtenen Fäden, das gleichsam ein teppichartiges Gewebe bildet: Die Sprache Péguys scheint ein Eigenleben zu führen, und sie bewirkt ein Erstaunen, das einen immer noch weiter fortträgt, als man es für möglich gehalten hätte, und das jenseits des ideologischen Streits um sein Werk so etwas wie eine ideale Eingangstür für den bleibt, der bereit ist, den mäandrierenden Windungen, den unendlichen Nuancen seines Denkens und Dichtens zu folgen.

Anmerkungen

1 Anm. d. Übers.: »Mystique« ist bei Péguy ein Schlüsselwort für ethisch richtiges Handeln.
2 Anm. d. Übers.: Vergil, Aeneis 1,461 f.: »Sunt lacrimae rerum …« (»Tränen sind in allen Dingen, und alles, was dem Tode geweiht ist, berührt unser Herz.«)
3 Anm. d. Übers.: Anspielung auf die »Levée en masse« und die Abwehr der alliierten Invasion durch die Revolutionsarmee 1793.
4 Anm. d. Übers.: Gemeint ist der überraschende Besuch Wilhelms II. in Tanger während der Ersten Marokkokrise 1905.
5 Anm. d. Übers.: Die »intellektuelle Partei« ist bei Péguy ein Schlüsselwort zur Bezeichnung seiner ideologischen Gegner, die auch die »moderne Welt« repräsentieren.
6 Anm. d. Übers.: Gemeint ist die von Poincaré beschworene Einheit der Franzosen gegenüber dem Feind, unter Hintanstellung politischer Differenzen.

Deutsche Übersetzung: Ulrich und Edeltraud Raabe, E-Mail: u.e.raabe@gmx.net

Julien Collonges, E-Mail: julien.collonges@bnu.fr
Jérôme Schweitzer, E-Mail: jerome.schweitzer@bnu.fr
Bibliothèque nationale et universitaire
5 rue du Maréchal Joffre
BP 51029
F-67070 Strasbourg cedex
Mme Claire Daudin
Présidente de l'Amitié Charles Peguy
16, rue Vavin
F-75006 Paris / France

Öffentliche und private Erinnerung an den Ersten Weltkrieg

Eine historische Spurensuche im Dreisamtal und im Hochschwarzwald

Michael Becht

Der Erste Weltkrieg spielt im kollektiven Gedächtnis der Deutschen bis heute eine eher untergeordnete Rolle und stand hierzulande trotz seiner kaum zu unterschätzenden historischen Folgen immer im Schatten des Zweiten Weltkriegs. Damit steht Deutschland im auffälligen Gegensatz zu seinem Nachbarland Frankreich, wo der Erste Weltkrieg (»La Grande Guerre«) stets als der bedeutendere der beiden Weltkriege galt und dementsprechend die öffentliche Erinnerung an ihn deutlich ausgeprägter ist. Dennoch kann der aufmerksame Betrachter auch heute noch, 100 Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs immer wieder auf einzelne Erinnerungsspuren an diesen »Jahrhundertkrieg« (Jens Essen) stoßen. So sind hier zunächst die zahlreichen Kriegerdenkmäler auf den Friedhöfen oder öffentlichen Plätzen der Gemeinden und Städte zu nennen, die nach 1918 errichtet wurden und bei denen angesichts der ungeheuren Opferzahlen im Unterschied zu älteren Denkmälern sowohl das Motiv der Heldenehrung als auch des Totengedenkens anzutreffen sind. Überdies verdienen aber auch die vereinzelt anzutreffenden Denkmäler Beachtung, die der privaten Erinnerungskultur zuzuordnen sind und die uns in Gestalt von Grabmälern, Wegkreuzen oder anderen Zeugnissen im öffentlichen Raum begegnen. Der Beitrag will ausgewählte öffentliche (Kriegerdenkmäler) und private Denkmäler (wie z. B. die Vogesenkapelle bei St. Peter oder einzelne Grabmäler oder Wegkreuze) an den Ersten Weltkrieg aus dem Gebiet des Dreisamtals und des angrenzenden Hochschwarzwalds sichtbar machen und ihre Geschichte freilegen. Anhand von ausgewählten Erinnerungsorten soll so in einem relativ eng umgrenzten geographischen Raum aufgezeigt werden, wie dieses weltgeschichtliche Ereignis in vergleichsweise unscheinbaren und häufig kaum mehr beachteten Zeugnissen unserer Lebenswelt seinen bleibenden Niederschlag gefunden hat. Der Aufsatz beabsichtigt auch einen Beitrag dazu zu leisten, den Blick der Leserinnen und Leser für solche noch immer anzutreffenden Denkmäler des Ersten Weltkriegs zu schärfen und sie im Jubiläumsjahr 2014 in neuer Weise wahrzunehmen.

»Der Erste Weltkrieg ist in der Erinnerung der Deutschen weit zurückgetreten und wird verdeckt durch die noch größere Katastrophe des Zweiten Weltkrieges. Die unvergleichlichen Schrecken von Vernichtungskrieg, Holocaust, Bombenkrieg und den ersten Atombomben wirkten wie ein Schleier des Grauens, der jeden weiteren Blick zurück verhinderte. Im Schatten des Zweiten Weltkrieges konnte ein intensiveres Verständnis der ›Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts‹ kaum gedeihen«.[1] Diese Einschätzung von Hans Ottomeyer, die

er vor zehn Jahren anlässlich einer Ausstellung des Deutschen Historischen Museums zum Gedenken an die 90-jährige Wiederkehr des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs getroffen hat, kann wohl im Großen und Ganzen auch heute noch Gültigkeit beanspruchen. So bemerkte kürzlich der Historiker Gerd Krumeich, die Deutschen könnten dieses Krieges nicht gedenken, weil ihre Erinnerung an den Ersten Weltkrieg »völlig zugeschüttet« sei.[2] Damit stehe Deutschland im auffälligen Gegensatz zu anderen europäischen Ländern wie Belgien, England, Frankreich, Irland und Schottland, wo die Erinnerung an diesen Krieg viel lebendiger sei. »La Grande Guerre« oder »The Great War« gehöre dort »zum Kernbestand ihrer Geschichte« und bilde ein »Fundament ihrer nationalen und individuellen Identität«.[3]

Dennoch kann der aufmerksame Betrachter auch heute noch auf Erinnerungsspuren an diesen »Jahrhundertkrieg« (Jens Essen) stoßen, der als europäischer Epochenbruch den Lauf der Geschichte im 20. Jahrhundert entscheidend bestimmt hat. Es sind hier zunächst die zahlreichen Kriegerdenkmäler auf den Friedhöfen oder öffentlichen Plätzen der Gemeinden und Städte zu nennen, die nach dem Kriegsende in Deutschland in großer Zahl entstanden sind. Die gerade den frühen Denkmälern eigene »große typologisch[e] und stilistisch[e] Bandbreite« ist nach Einschätzung von Sabine Behrenbeck nicht nur Ausdruck der »Zersplitterung der politischen Kultur« der Weimarer Republik, sondern auch der »fundamentale[n] Verunsicherung der Gesellschaft« angesichts der ungeheuren Opferzahlen und der Niederlage.[4] Vor allem in den ersten Nachkriegsjahren wurden viele Denkmäler errichtet, die unter dem »frischen Eindruck der Verlusterfahrungen« die Trauer der Angehörigen betonten und primär auf die Tröstung der Hinterbliebenen ausgerichtet waren. Sie zeichnen sich vielfach durch die Verwendung christlicher Motive aus, die dem Kriegstod eine gewisse Legitimation und religiöse Verklärung verleihen sollten.[5] Erst gegen Ende der 1920er-Jahre kamen parallel mit dem Verblassen der Trauererfahrungen der Hinterbliebenen und dem Erstarken rechter politischer Gruppierungen verstärkt Mahnmale mit einer heroisierenden Formensprache auf. Neben diesen offiziellen Mahnmalen verdienen aber auch die uns in Gestalt von Grabmälern, Wegkreuzen oder anderen Zeugnissen im öffentlichen Raum begegnenden Denkmäler besondere Beachtung, die der privaten Erinnerungskultur zuzuordnen sind und die Verbundenheit der Angehörigen mit ihren Toten zum Ausdruck bringen. Der vorliegende Beitrag will am Beispiel des Dreisamtals und des angrenzenden Hochschwarzwalds ausgewählte Kriegerdenkmäler und private Erinnerungszeugnisse an den Ersten Weltkrieg sichtbar machen und die mit ihnen verbundene Geschichte freilegen. Anhand von ausgewählten Erinnerungsorten soll so in einem relativ eng umgrenzten geografischen Raum aufgezeigt werden, wie dieses weltgeschichtliche Ereignis in vergleichsweise unscheinbaren und häufig kaum mehr beachteten Zeugnissen unserer Lebenswelt seinen bleibenden Niederschlag gefunden hat.

1. Kirchzarten

Auf dem Kirchhof der kath. Pfarrkirche in Kirchzarten, das seit Jahrhunderten den Mittelpunkt des Dreisamtals bildet, steht ein auffällig großes Kriegerdenkmal aus hellem Granit. Es erinnert an die 100 Gefallenen des Ersten Weltkriegs, die aus den damals selbständigen Gemeinden Burg, Dietenbach,

Kirchzarten, Neuhäuser, Stegen, Wittental und Zarten stammten. Von den 180 Soldaten aus Kirchzarten, das im Jahr 1910 1151 Einwohner zählte, kehrten 37 Männer nicht mehr aus dem Krieg zurück. Die Initiative zur Errichtung eines Gefallenendenkmals ging im November 1923 vom örtlichen Kriegerverein aus, die dann von der politischen Gemeinde aus und wurde dann von der politischen Gemeinde aufgegriffen.[6] Nachdem auch die anderen, zum damaligen Kirchspiel Kirchzarten gehörenden Gemeinden ihre Bereitschaft zur Errichtung eines solchen Denkmals erklärt hatten, wählte man aus verschiedenen Entwürfen den des Freiburger Bildhauers Hugo Franz Knittel (1888–1958) aus, der einer in Freiburg ansässigen Bildhauerfamilie entstammte. Knittel hatte sich im Jahr 1915 als Kriegsfreiwilliger gemeldet, wurde aber später aus gesundheitlichen Gründen aus dem Militärdienst wieder entlassen. Im Verlauf des Ersten Weltkriegs konzentrierte er sich auf die Schaffung von Kriegerdenkmälern, bei denen er sich bemühte, »gleichermaßen den mannhaften Geist des deutschen Soldaten wie das religiöse Moment« zum Ausdruck zu bringen.[7] Gerade aber einige seiner in späteren Jahren geschaffenen Werke fallen durch ihre aggressive und martialisch anmutende Formensprache auf und geben bis heute Anlass zur Diskussion. Zur Finanzierung des Denkmals, dessen Kosten sich auf 5350 Rentenmark beliefen, wurden auch Haussammlungen veranstaltet, die sich aber aufgrund der inflationsbedingten Notlage vieler Bürger schwierig gestalteten. Bei der Grundsteinlegung im Juni 1924 wurde dem Denkmal eine Urkunde beigelegt, die von dem damals 217 Kriegsteilnehmer zählenden Kriegerverein verfasst worden war. Darin wurde mit patriotischen Worten der »im Kriege Deutschlands gegen die Welt 1914/1918« Gefallenen gedacht, die »gehorsam

Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs der Pfarrei Kirchzarten

dem Gesetze und getreu ihrem Fahneneide« ihr Leben »für ihr deutsches Vaterland« gelassen hätten. Am 6. Juli 1924 konnte die feierliche Einweihung erfolgen, an der sich zahlreiche Vereine beteiligten und die mit einem Festgottesdienst eröffnet wurde.

Richten wir einen Blick auf das Denkmal selbst, das aus mehreren Teilen besteht und insgesamt etwa sechs Meter hoch ist. Auf drei Stufen aus Granit erhebt sich auf einem kubusförmigen Sockel ein Obelisk, der einen Engel trägt. Kubus und Obelisk sind Teil der klassizistischen Formensprache, die in der Zeit der Weimarer Republik beliebt war und auch auf Denkmälern weite Verbreitung fand.[8] Auf der zentralen, zur Dorfmitte hin ausgerichteten Südseite des Sockels ist ein sterbender Soldat

in voller Montur abgebildet, der sich mit der linken Hand an die Brust fasst und dem der kniende Christus einen Kelch reicht. Darüber steht ein Satz aus Offb 14,13 (»Selig sind die Toten, die im Herrn sterben«). Auf der Rückseite des Sockels befindet sich kein Relief, sondern zwei biblische Inschriften, die wie folgt lauten: »Sie waren bereit, für Gesetz und Vaterland zu sterben« (2 Makk 8,21) und »Ihr Andenken erlischt nicht, und ihr Name wird wiederholt von Geschlecht zu Geschlecht« (Sir 39,13). Auf den beiden Sockelseiten auf der West- und Ostseite ist jeweils eine Kartusche zu sehen, die einen Stahlhelm in einem Lorbeerkranz zeigt, hinter dem sich zwei Schwerter kreuzen. Über dem Sockel erhebt sich der Obelisk, auf dessen vier Seiten jeweils die Inschrift »Den Gefallenen des Weltkrieges die dankbare[n] Gemeinde[n]« und die Namen der aus der jeweiligen Gemeinde Gefallenen zu lesen sind. Der Obelisk wird von einem Engel überragt, der auf einer Halbkugel steht und dessen Haupt sich leicht herabneigt. In seiner Rechten trägt er einen Siegeskranz aus Bronze, in der Linken einen Palmzweig. Das Denkmal vereinigt ikonografisch profane und christliche Motive. Letztere begegnen uns zunächst in dem Engel, der das Denkmal krönt, und seinem Palmzweig, der den den Toten zuteil gewordenen Frieden symbolisiert. Überdies ist hier auch die im Sockelrelief dargestellte Figur des Christus zu nennen. Christus ist hier nicht wie in vielen anderen Fällen als Gekreuzigter, als Segnender oder als Auferstehender, sondern als Tröster dargestellt, der dem Sterbenden einen Kelch reicht. Die dargestellte Geste ist nicht nur als ein Labsal des dürstenden Soldaten zu verstehen, sondern kann auch vor dem Hintergrund des Abendmahlsgeschehens gedeutet werden. Dort ist das für die anderen vergossene Blut des Herrn Symbol einer neuen und bleibenden Gemeinschaft mit ihm. Die christliche Ausrichtung des Denkmals wird auch in den Bibelversen auf der Sockelrückseite erkennbar, die den Überlebenden Trost zusprechen sollen. Das Denkmal unterstreicht das Pflichtbewusstsein der Toten, die ihr Leben einer höheren Sache geopfert haben und »im Herrn« gestorben sind. Daher ruhen sie in seinem Frieden und dürfen sich des bleibenden Gedenkens gewiss sein. Neben dieser der christlichen Ikonografie entnommenen Elemente bedient sich das Mahnmal auch des historistischen Formen- und Motivschatzes und lässt Ansätze einer Heroisierung und Idealisierung des Soldatentods erkennen: Dafür stehen die Darstellung des verwundeten bzw. sterbenden Kriegers und der Engel, der den Gefallenen gleichsam symbolisch den Lorbeerkranz überreicht.

Das Kriegerdenkmal ist aber nicht das einzige Zeugnis, das in Kirchzarten im öffentlichen Raum an den Ersten Weltkrieg erinnert. Denn auf dem hinter der Kirche gelegenen Friedhof befinden sich auch einige Grabsteine, die an gefallene Kriegsteilnehmer erinnern. Dabei verdient ein Grabstein, der aus schwarzem Granit gefertigt ist, aufgrund seiner aufwendigen Gestaltung besondere Beachtung. So ist die schon etwas verwitterte Grabinschrift nicht wie üblich direkt auf dem Grabstein angebracht, sondern auf einer kleineren Platte, die schräg an den Stein angelehnt ist. Sie ist insofern ungewöhnlich, als sie nicht nur den Namen und das Geburts- und Todesdatum des Toten nennt, sondern auch weitere Angaben zu dessen Todesumständen macht. Die Inschrift lautet wie folgt: »Hier ruht in Gott Alois Bach Leutnant der Reserve Inf. Reg 113, Ritter des Eisernen Kreuzes II. Kl, geb. den 6. Oktober 1892. Den Heldentod erlitten in der Sommeschlacht durch ein französisches Maschinengewehr-Geschoss am 11. Oktober 1916. Seine irdische

Hülle wurde am 8. März 1917 der heimatlichen Erde übergeben. Ruhe sanft!« Der etwa ein Meter hohe Grabstein ist mit einem Eisernen Kreuz aus Metall verziert, das von einem in den Stein gemeißelten, gekreuzten Lorbeer- und Eichenzweig umgeben ist. Auf dem Stein liegt eine bronzene Pickelhaube, unter der ein Degen mit Portepee sowie ein Eichenlaub, das v. a. nach der Reichsgründung 1871 ein in Politik und Militär verbreitetes öffentliches Symbol war, hervorragen. Aufgrund des Helmbeschlags, der einen Greif mit Schwert und Wappenschild in den Vordertatzen und den Wahlspruch »Mit Gott für Fürst und Vaterland« zeigt, ist erkennbar, dass die Pickelhaube einem badischen Soldaten gehört.

Die Gestaltung des Grabsteins und seine Symbolik stehen in einem eigenartigen Gegensatz zu der Realität des Kriegstods, auf den er Bezug nimmt: Rufen die aus dem 19. Jhdt. stammende und sich mit Fortgangs des Krieges zunehmend als militärisch untauglich erweisende Pickelhaube und der Offiziersdegen die Vorstellung von einem Kriegsgeschehen wach, das von Ehre, Heldenmut, Pflichtbewusstsein und Ritterlichkeit gekennzeichnet ist, so stehen die Begriffe »Somme« und »Maschinengewehr« für die Frontwirklichkeit eines hochtechnisierten Kriegs, in dem diese überkommenen soldatischen Tugenden in den mörderischen Materialschlachten und Grabenkämpfen ad absurdum geführt wurden. Denn angesichts der verheerenden Wirkungen des massiven Trommelfeuers, denen die Soldaten in ihren Stellungen weithin passiv und ohnmächtig ausgesetzt waren, verloren die bisher tradierten Bilder des Soldatentods ihre Überzeugungskraft. Nicht zuletzt auch durch die gestiegene Zahl der Vermissten und der vielen nicht mehr identifizierbaren Toten, verlor der Soldatentod »auch äußerlich seine Würde«.[9] Wer war dieser Alois Bach, dem ein so aufwändiger Grabstein errichtet wurde?

Grabstein für Alois Bach auf dem alten Friedhof in Kirchzarten

Dank der im Generallandesarchiv Karlsruhe noch erhaltenen Personalakten sind wir in der Lage, uns ein etwas genaueres Bild von seiner Person und seinen letzten Lebensmonaten zu machen.[10] Alois Bach wurde am 6. Oktober 1892 als Sohn von Josef und Amalia Bach in Delkhofen auf dem Großen Heuberg geboren, das damals zum württembergischen Oberamt Spaichingen gehörte. Sein Vater war Baumeister von Beruf und lebte mit seiner

Familie in Kirchzarten. Bach, dessen Mutter zum Zeitpunkt des Kriegsbeginns bereits verstorben war, hatte noch sechs Schwestern. Nach dem Besuch der Oberrealschule und Gewerbeschule in Freiburg i. Br. absolvierte er eine Ausbildung an der 1878 gegründeten Großherzoglich Badischen Baugewerkeschule – dem späteren Badischen Staatstechnikum –, die er als Architekt verließ. Beim Kriegsausbruch arbeitete er als Bauführer in einem Baugeschäft im nahe gelegenen Hinterzarten und verdiente monatlich 150 Mark. Schon am 5. August meldete sich Bach wie Zehntausende seiner Altersgenossen als Kriegsfreiwilliger beim 1. Ersatz-Bataillon des 5. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 113, das in Freiburg i. Br. stationiert war. Im November 1914 wurde er zur 7. Kompanie dieses Regiments versetzt. In der folgenden Zeit hatte sich Bach offensichtlich militärisch bewährt – laut Kriegsstammrolle war auch seine Führung »sehr gut« –, so dass er nach Ablegen der entsprechenden Prüfung am 11. Dezember 1915 zum Unteroffizier ernannt wurde. Am 29. Juli 1916 erfolgte dann seine Beförderung zum Vizefeldwebel, womit er zum Reserveoffiziersanwärter wurde und den Offiziersdegen mit Portepee führte. Was erlebte er aber in diesen Verwendungen? Auch darüber geben uns die Archivdokumente Auskunft, in denen die Gefechte in summarischer Form aufgeführt sind, an denen seine Einheit und er beteiligt waren. So nahm er zunächst vom November 1914 bis zum Mai 1915 an den beiden verlustreichen Flandern-Schlachten teil. Anschließend erlebte er vom 9. Mai bis 1. Juli 1915 die Frühjahrsschlacht bei La Bassée und Arras, mit der das französische Oberkommando die erstarrte Frontlinie aufzubrechen versuchte. Die auch unter dem Namen Lorettoschlacht bekannte Offensive gilt heute als eine der für den Ersten Weltkrieg typischen, ergebnislos verlaufenen Schlachten, an deren Ende geringe Geländegewinne Verlusten in Höhe von 60 000 Soldaten gegenüberstanden. Anschließend war Bachs Einheit in den Stellungskämpfen in der Champagne eingesetzt. Dort wurde er am 25. September im Verlauf der sog. Herbstschlacht nördlich Souain verwundet, da seine Stellung verschüttet wurde und er Quetschungen im Bauch und an den Beinen erlitt. Daraufhin wurde Bach für fünf Tage in das Militärlazarett in Sedan gebracht und anschließend in das Reserve-Lazarett Schloss Erlangen verlegt, wo er bis zum 14. Oktober verblieb. Nach seiner anschließenden Versetzung zum 1. Ersatz-Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 113 kehrte er im März 1916 wieder an die Westfront zurück, wo er wiederum in der Champagne eingesetzt wurde. Vom 16. April bis 8. Juli 1916 besuchte Bach einen Offiziersanwärterlehrgang in Le Chesne in den Ardennen. Die letzte Etappe seines Lebensweges stellte sein Einsatz in der Schlacht an der Somme dar, die mit über einer Million getöteten, verwundeten und vermissten Soldaten als die verlustreichste Schlacht des Ersten Weltkriegs gilt. In ihrem Verlauf wurde Bach noch am 11. September 1916 mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet, fand aber bereits einen Monat später den Tod: Am 11. Oktober erhielt Alois Bach um 3.30 Uhr morgens nördlich von Peronne, möglicherweise bei einem Angriff oder einem Spähtruppunternehmen, einen Bauchschuss, an dessen Folgen er verstarb.[11] Er wurde daraufhin zunächst provisorisch am Mont St. Quentin begraben und danach auf dem Militärfriedhof von Le Vergnier bei Roisel in der Picardie bestattet. Etwa zwei Wochen später erfolgte noch eine weitere Anerkennung seiner militärischen Leistungen, indem er postum zum Leutnant d. R. befördert wurde. Es war gewiss die Trauer um

den einzigen Sohn und Bruder, dessen vielversprechendes Leben ein so jähes Ende gefunden hatte, die seine Familie bewog, ihn in die Heimat überführen zu lassen, um ihn endgültig in Kirchzarten zu bestatten.

2. St. Peter

Im Jahr 1910 hatte das auf einem Plateau zwischen Thurner und Kandel gelegene und damals zum Amt Freiburg gehörende Dorf St. Peter 1390 Einwohner. Im Verlauf der fünf Kriegsjahre wurden 271 Männer zum Kriegsdienst eingezogen, wie aus einer Gedenktafel im Rathaus hervorgeht.[12] Unterhalb der Klosterkirche liegt der Friedhof des Ortes, an dessen Nordseite sich eine offene Gedenkkapelle befindet. Die Kapelle wurde bereits im Jahr 1921/22 von der Gemeinde errichtet und erinnert an die 63 Soldaten aus St. Peter, die im Ersten Weltkrieg gefallen oder an ihren Kriegsverletzungen gestorben sind. Über dem Eingang ist eine Art Torbogen mit einer Widmungsinschrift für die in den beiden Weltkriegen »gefallenen Kriege[r]« der Gemeinde sichtbar. Darüber ist im Giebelfeld der Kapelle ein großes Eisernes Kreuz aus Holz angebracht. In der Kapelle befindet sich ein geschnitzter Altar mit einem Kruzifix und einer Figurengruppe sowie an den Seitenwänden Gedenktafeln mit den Namen der Toten. Die vor dem Kreuz stehende Figurengruppe zeigt einen knienden Engel, der einen sterbenden Soldaten in den Armen hält. Auf der gegenüberliegenden Seite stehen zwei Männer in weiten Gewändern, von denen einer auf den Soldaten zeigt. Der Engel legt dem Betrachter die Vorstellung vom Geborgensein der Toten nahe. Die Ausgestaltung des Altarraums erfolgte durch die Eberle'sche Kunstwerkstätte Gebr. Mezger in Überlingen unter Beratung

Kriegerdenkmal auf dem Friedhof von St. Peter

durch den damaligen Regens des Erzbischöflichen Priesterseminars, Dr. Josef Ries.[13] Die 1871 von Josef Eberle gegründete und von den Gebrüdern Eugen und Victor Mezger weitergeführte Werkstätte trat vor dem Ersten Weltkrieg im südwestdeutschen Raum durch zahlreiche Kirchenausstattungen im Geist des Historismus hervor. Nachdem in der Nachkriegszeit die Nachfrage nach Kirchenausstattungsstücken aufgrund der Geldknappheit zum Erliegen gekommen war, brachte die Werksstätte eine ganze Reihe von Gedächtnismalen für Gefallene hervor.[14] Solche Deutungen des Kriegstods durch die Kreuzigung Christi sind v. a. in Süddeutschland anzutreffen. Meinhold Lurz deutet die »nachträgliche Verherrlichung des Kriegstods durch seine Analogie zum Kreuzestod Christi« als Versuch, den trauernden Angehörigen »durch

Vogesenkapelle bei St. Peter

den Verweis auf Christus« Trost zu spenden und dem millionenfachen Soldatentod trotz der militärischen Niederlage einen Sinn zuzusprechen.[15]

Ein weiteres Zeugnis der privaten Erinnerung begegnet einem in Gestalt der Vogesenkapelle, die am Höhenweg zwischen St. Peter und St. Märgen in einer Waldlichtung liegt. Die auf 1015 Meter Höhe gelegene, schindelgedeckte Kapelle befindet sich an der höchsten Stelle des Reinerhofs und kann als Inbegriff einer Schwarzwaldkapelle gelten. An der Kapelle deutet nur der über dem Türsturz sichtbare graue Stahlhelm aus Holz darauf hin, dass hier ein Bezug zu einem Krieg besteht. Ihr Name hat nichts mit einem vielleicht zu vermutenden Vogesenblick zu tun, sondern mit einem Gelübde des früheren Hofbesitzers Leopold Hättich (1881–1966), das in einer kleinen Tafel im Vorraum der Kapelle geschildert wird.[16] Demnach war Hättich an der Vogesenfront in der Gegend des Hartmannsweiler Kopfes im Einsatz, wo v. a. im Jahr 1915 schwere Kämpfe stattfanden und rund 30 000 Deutsche und Franzosen den Tod fanden. In diesem Winter blickte er auf seinem Beobachtungsstand mit dem Fernglas über die Rheinebene auf den Schwarzwald, wo er zwischen dem Kapfenberg und dem Kandel den oberhalb seines Hofes gelegenen Weidberg erkannte. Angesichts des Schreckens der Kriegsereignisse, die im Oberelsass auch die Zivilbevölkerung traf, gelobte er, auf dem Weidberg eine Kapelle zu bauen, falls seine Heimat vom Krieg verschont bliebe und er gesund heimkehrte. Hättich löste sein Versprechen im Jahr 1938 ein. Da die Kapelle ohne eine Baugenehmigung errichtet worden war, wurde er angezeigt. Die Anzeige zog aber keine ernsthaften Konsequenzen nach sich, so dass die kleine Kapelle auch heute noch die Spaziergänger und Wanderer an die Geschehnisse im Ersten Weltkrieg erinnert. Wer war dieser Kapellenstifter und was hat er im Lauf dieses Krieges erlebt?

Der vom Gerngroßhof in St. Peter stammende Leopold Hättich wurde am 22. Oktober 1881 geboren und heiratete 1913 die Hoftochter des Reinerhofs, Pauline Rombach (1893–1965). Noch im selben Jahr wurde das erste von acht Kindern geboren.[17] Am 22. Oktober 1902 wurde Hättich zu dem in Mühlhausen i. E. stationierten 4. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 112 »Prinz Wilhelm« zum Militärdienst eingezogen.[18] Nach einem Jahr und elf Monaten wurde er am 22 September 1904 im Rang eines Gefreiten zur Reserve entlassen. Wenige Tage nach der Mobilmachung wurde Hättich am 5. August 1914 zur 11. Kompanie des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 110 einberufen, das bereits am 2. August in

Freiburg i. Br. und Müllheim aufgestellt worden war und wenige Tage später unter dem Befehl der 55. Landwehr-Brigade elsässischen Boden betrat. Hättichs Einheit war zunächst an der zweiten Schlacht bei Mühlhausen am 19. August beteiligt, bei der es den Deutschen unter großen Verlusten gelang, die ins Oberelsass eingedrungenen französischen Truppen zurückzuwerfen: Allein an diesem Tag hatte sein Regiment 356 Mann an Verlusten zu beklagen.[19] Darauf folgten bis zum Dezember 1914 Gefechte im Sundgau und im Hirzbacher Wald, wo die Frontlinie für einige Zeit verlief. Das Jahr 1915 begann für seine Einheit mit verlustreichen Kämpfen in dem an der Ostflanke der Vogesen gelegenen Ort Sennheim, der dabei fast vollständig zerstört wurde, und in Oberburnhaupt.[20] Hättich blieb bis zum Januar 1917 in den Stellungskämpfen im Oberelsass im Einsatz. Danach wurde seine Einheit in das Frontgebiet von Verdun verlegt und nahm bis zum Herbst 1918 an den Kämpfen bei Ronvaux-Saulx und Verdun sowie im St. Mihiel-Bogen und in der Woëvre-Ebene teil, wo das amerikanische Expeditionskorps erstmals eine selbstständig geführte und erfolgreich verlaufende Offensive unternahm. Zuletzt kämpfte sein Regiment im Gebiet der westlich der Mosel gelegenen Höhen. Nach dem Waffenstillstand am 11. November 1918 trat es mit 96 Offizieren, 2765 Mann und 195 Pferden den Rückmarsch an, der durch Lothringen, das Saarland und die Pfalz führte.[21] Am 2. Dezember überquerte das Regiment den Rhein und erreichte kurz darauf Heidelberg, wo es aufgelöst und seine Soldaten nach Hause entlassen wurden. In dieser mehr als vierjährigen Regimentsgeschichte hatte sich Leopold Hättich offensichtlich bewährt, wie aus seinen Personalakten hervorgeht. Denn im Mai 1916 wurde er mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet und im März 1917 zum Unteroffizier befördert. Da er sich bei verschiedenen Patrouillengängen und Stellungskämpfen als »mutige[r] und tapfere[r] Solda[t] gezeigt« hatte, wurde ihm im Dezember 1917 die »Karl Friedrich-Militär-Verdienstmedaille« in Silber verliehen.[22] Nachdem Lepold Hättich noch 50 Mark Entlassungs- und 15 Mark Marschgeld erhalten hatte, wurde er im Rang eines Sergeanten aus dem Militärdienst entlassen und konnte auf seinen Hof zurückkehren, auf dem mittlerweile zwei weitere seiner Kinder geboren worden waren. Hättich wurde nach dem Krieg, in dem er zwei Brüder in Russland verlor, Vorsitzender des örtlichen Bauernvereins und gründete im Jahr 1920 eine landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossenschaft, deren Vorsitzender er bis 1948 war. Von 1946–1953 wirkte Leopold Hättich als Gemeinderat und starb am 8. Juli 1966 in St. Peter.

3. Waldau

An der katholischen Pfarrkirche St. Nikolaus in Waldau befindet sich unter einem überdachten Anbau an der äußeren Chorstirnwand eine große, aus gelbgrauem Sandstein gehauene Pietà, die an die 23 Gefallenen des Ersten Weltkriegs erinnert. Der im oberen Langenordnachtal liegende Ort zählte im Jahr 1910 328 Einwohner, darunter 144 Männer, und gehörte damals zum Amt Neustadt i. Schw.[23] Die Steinplastik steht vor einem hölzernen Kreuz auf einem fünfeckigen Sockel, dessen Oberseiten verziert sind. Während sich auf den beiden mittleren Seiten je rechts und links Inschriften mit den Namen der Gefallenen befinden, sind im mittleren Feld innerhalb eines von zwei Engeln gehaltenen Lorbeerkranzes ein Stahlhelm und ein Schwert dargestellt, die miteinander gekreuzt sind. Oberhalb des zentralen Mittelfeldes ist

Kriegerdenkmal an der Pfarrkirche St. Nikolaus in Waldau

folgender Schriftzug zu lesen: »Gedenket der gefallenen Helden«.

Das um das Jahr 1926 im Auftrag der Gemeinde von der Überlinger Mezger-Werkstätte ausgeführte Denkmal befand sich ursprünglich im Kircheninneren und wurde im Jahr 1958 an den heutigen Standort verlegt. Auch in diesem Denkmal findet die Trauer der Hinterbliebenen in der Figur der trauernden Mutter ihren augenfälligen Ausdruck und ist deutlich religiös gefärbt, indem die Darstellung eine Analogie zum Opfertod Christi herstellt. Obwohl auf dem Mahnmal traditionelle Denkmalmotive wie Lorbeerkranz, Schwerter und Stahlhelm nicht fehlen, so werden sie doch von der Pietà überragt, die ikonografisch im Mittelpunkt steht und vor der sie gleichsam »verblassen«.[24] Das der christlichen Ikonografie entnommene Motiv der Pietà fand in vielen Kriegerdenkmälern dieser Zeit Verwendung, da es den Schmerz der trauernden Mutter um ihren Sohn thematisierte und so besonders geeignet war, der Trauer der Hinterbliebenen Ausdruck zu verleihen.[25] Gegenüber der Kirche steht der Gasthof Sonne-Post, der im Jahr 1870 von dem Glashofbauer, Uhrenhändler und Kaufmann Stefan Wehrle (1828–1913) begründet wurde.[26] Auf der Südseite der Gaststätte steht ein überdachtes Holzkreuz, das im Jahr 2006 an der Stelle eines älteren Steinkreuzes errichtet wurde und das an den im Krieg gebliebenen Sonnenwirt erinnert. Unter dem Corpus ist eine kleine Metallplakette angebracht, die folgende Inschrift trägt: »Adje …! – Hier verabschiedeten sich die Wirtsleute Berta und Stefan Wehrle bevor er aus dem ersten Weltkrieg nicht mehr heimkehrte«. Wer war dieser Mann und was erlebte er in dieser Zeit?

Stefan Wehrle wurde am 21. September 1878 als achtes Kind seines gleichnamigen Vaters in Waldau geboren und war von 1903 bis 1916 Wirt und Eigentümer des Gasthofs. Im Jahr 1903 heiratete er seine Frau Berta Faller, die vom Fernhof in Neukirch stammte. In den Jahren von 1904 bis 1911 wurden dem Ehepaar vier Kinder geboren. Im Jahr 1915 holte das Kriegsgeschehen auch den Sonnenwirt im abgelegenen Waldau ein, der bis dahin keinen Militärdienst geleistet hatte: Am 30. Oktober 1915 wurde er zum 2. Ersatz-Bataillon des 6. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 114 »Kaiser Friedrich III.« nach Radolfzell am Bodensee eingezogen.[27] Das in Konstanz stationierte und bei Kriegsausbruch der 29. Infanterie-Division zugeordnete Regiment war bereits am 9. August 1914 über den Rhein übergesetzt und in den folgenden beiden Jahren an den Kämpfen bei Mülhausen, in Lothringen, Flandern und in der Champagne beteiligt, bis es im Oktober 1916 an die Somme

verlegt wurde.[28] Nach seiner Ausbildung wurde der Landsturmmann Wehrle zunächst am 10. März 1916 zum Feldrekrutendepot des XIV. Armeekorps und einen Monat später zur 7. Kompanie des Infanterie-Regiments Nr. 114 versetzt. Offensichtlich hatte Wehrle aber gesundheitliche Probleme, denn er erkrankte am 21. Mai 1916 und kam einen Tag später in das Etappenlazarett Rethel, wo er für die Dauer von fast zwei Monaten wegen eines Magen- und Darmkatarrhs und Gelenkrheumatismus behandelt wurde. Nach seiner Entlassung wurde er am 19. Juli 1916 zunächst dem oben genannten Rekrutendepot und danach wieder der 7. Kompanie des Infanterie-Regiments Nr. 114 zugeteilt, das zu diesem Zeitpunkt in der zweiten Sommeschlacht im Einsatz war und in schweren Kämpfen mit französischen Truppen stand. Am 27. September wurde die westlich von Moislains liegende Stellung des 2. Bataillons, zu dem auch Wehrles Kompanie gehörte, heftig beschossen und erlitt dabei erhebliche Verluste.[29] Einen Tag später wurde auch Wehrle durch ein Artilleriegeschoss am linken Bein in der Nähe des bei Moislains gelegenen Dorfes Nurlu schwer verwundet. Nach der medizinischen Erstversorgung brachte man ihn am 2. Oktober in das Lazarett Pont Faverger bei Reims. Offensichtlich war aber seine Verletzung so schwer, dass er kurz darauf nach Deutschland zurücktransportiert wurde, wo er am 14. Oktober 1916 im Evangelischen Krankenhaus in Gelsenkirchen seinen schweren Verletzungen erlag.[30] Seine Familie ließ ihn daraufhin in seine Heimat überführen und auf dem Gemeindefriedhof in Waldau beerdigen. Nach seinem Tod führte seine Frau das Gasthaus 22 Jahre lang weiter, bis es im Jahr 1938 an den dritten Sohn August (1909–1992) überging. Wehrles Regiment trat am 13. November 1918 den Rückmarsch in die Heimat an, der über Bastogne, Daun, Koblenz, Wetzlar, Fulda, Würzburg, Stuttgart und Immendingen führte. Schließlich traf es am 12. Januar 1919 in seiner Heimatgarnison Konstanz ein. Doch 3088 Soldaten des Regiments, darunter auch Stefan Wehrle, sahen ihre Heimat nicht wieder.[31]

Gedenkkreuz für Stefan Wehrle am Gasthof Sonne-Post
Alle Fotos: Michael Becht

4. Erinnerung und Gemeinschaft

Der vorliegende Beitrag hat anhand von ausgewählten Beispielen, denen sich unschwer

noch andere hinzufügen ließen, aufzuzeigen versucht, dass sich auch heute noch viele Erinnerungsmale an den Ersten Weltkrieg im öffentlichen Raum befinden, die uns dieses Geschehen und die Reaktionen der Zeitgenossen vergegenwärtigen können. Bei den behandelten Kriegerdenkmälern handelt es sich um relativ frühe Zeugnisse der Nachkriegszeit, die alle noch mehr oder weniger stark von christlichen Motiven gekennzeichnet sind. Dennoch finden wir in ihrer Gestaltung und Botschaft spürbare Unterschiede: Die beiden Denkmäler in St. Peter und Waldau sind stark religiös geprägt und rücken trotz der Verwendung traditioneller Attribute wie Eisernes Kreuz, Lorbeerkranz, Schwert und Stahlhelm das Motiv der Trauer um die Gefallenen und die Mahnung des Gedenkens klar in den Vordergrund. Gerade das Waldauer Mahnmal lässt keinen Gedanken der Heroisierung aufkommen, und seine auf dem Sockel erkennbare militärische Symbolik wirkt in ihrer stellenweise verniedlichenden Darstellung angesichts der übergroßen Pietà und der durch sie symbolisierten Trauer sogar etwas hilflos. Dagegen treten bei dem Kirchzartener Mahnmal neben den ebenfalls vorhandenen religiösen Momenten die heroisierenden Elemente deutlicher hervor. Dieser Unterschied zwischen den Denkmälern ist wohl in erster Linie auf die jeweiligen Künstler und deren geistige Orientierung zurückzuführen: Hier die Gebrüder Mezger, deren Werkstatt durch historistische Kirchenausstattungen hervorgetreten war und sich eher notgedrungen dem Bereich der Gedächtnismale zugewendet hatte, dort der nationalistisch orientierte Bildhauer Hugo Franz Knittel, der sich auch aus innerer Überzeugung und teilweise unter Inkaufnahme finanzieller Nachteile auf die Schaffung von Ehrendenkmälern spezialisiert hatte. Gerade aber bei diesem Mahnmal wird das Bedürfnis nach einer Sinngebung des Soldatentods, der angesichts des Massensterbens in diesem Krieg für viele Zeitgenossen nicht mehr erkennbar war, besonders augenfällig. Denn »der Tod von Hundertausenden auf wenigen Quadratkilometern Erde, die umkämpft wurden, hinterließ einen Begründungszusammenhang, der mit überkommenen Bildern und Begriffen schwer einzulösen war«.[32] So unterstreichen die auf der Rückseite angebrachten Bibelverse das Pflichtbewusstsein der Gefallenen, die »für Gesetz und Vaterland« gestorben seien und an deren Name daher »von Geschlecht zu Geschlecht« erinnert werde. In gewisser Hinsicht formuliert auch das Kirchzartener Mahnmal eine Art »Identifikationsgebot«, das Reinhart Koselleck einmal wie folgt beschrieben hat: »Die Toten verkörpern eine vorbildliche Haltung, sie starben für eine Aufgabe, mit der sich die Überlebenden im Einklang befinden sollen, um die Gefallenen *nicht umsonst* gefallen sein zu lassen«.[33] Ungeachtet dieser ikonografischen Detailunterschiede dokumentieren alle drei Denkmäler mit ihren mehr oder weniger umfangreichen Namenslisten deutlich, wie hoch der Blutzoll war, den dieser Krieg den europäischen Völkern abverlangte. Die Tatsache, dass allein in Deutschland 2,9% der Bevölkerung im Weltkrieg als Soldaten gefallen war, stellte die Opferzahlen bisheriger Kriege in den Schatten und übte auf die Nachkriegsgesellschaft eine traumatisierende Wirkung aus.

Das Motiv der Trauer begegnet einem v. a. auch in den privaten untersuchten Erinnerungszeugnissen, anhand derer das Schicksal von drei Soldaten nachgezeichnet werden konnte. Während Alois Bach und Stefan Wehrle nicht mehr aus dem Krieg heimkehrten – ein Schicksal, das sie mit 62 677 gefallenen oder gestorbenen Kriegsteilnehmers Badens teilten –, hat Leopold Hättich den

Krieg überlebt.[34] Gerade diese privaten Erinnerungsspuren sind insofern besonders wertvoll, als sie die menschliche Dimension des Geschehens vielfach eindrücklicher veranschaulichen können, als dies den offiziellen Denkmälern möglich ist. Überdies wird an ihnen ablesbar, wie die Hinterbliebenen den Verlust ihrer Angehörigen und die Überlebenden das im Krieg Erlebte zu bewältigen versuchten. Die Mahnmale für Alois Bach und Stefan Wehrle bringen je auf ihre Weise die Trauer um den einzigen Sohn bzw. den Ehemann und Vater von vier Kindern zum Ausdruck. Bei dem Grabmal für Bach finden künstlerische Attribute des traditionellen Gefallenenkults Verwendung, die zu einer Heroisierung und Verklärung des Soldatentods neigen. Doch gerade in der außergewöhnlichen Schilderung der dramatischen Todesumstände auf der Grabinschrift wird der Versuch der Hinterbliebenen erkennbar, »Hilflosigkeit durch Pathos zu kompensieren« – eine Beobachtung, die man bei vielen Denkmälern des Ersten Weltkriegs machen kann.[35] Hingegen versinnbildlicht das Gedenkkreuz für Stefan Wehrle mit seiner schlichten Inschrift, das in seiner heutigen Form von einem großen zeitlichen Abstand aus auf das Geschehene zurückblickt, »nur« noch den Schmerz und die Trauer der Hinterbliebenen, die auch der heutige Betrachter noch erahnen kann. Seine Eindrücklichkeit gewinnt das Denkmal aus dem Umstand, dass es eine Abschiedsszene eines Ehepaares vergegenwärtigt. Zugleich erinnert das Gedenkkreuz einen endgültigen Abschied, da den Eheleuten kein Wiedersehen vergönnt war. Schließlich enthält die Vogesenkapelle bei St. Peter noch eine weitere Facette in diesem Erinnerungsspektrum. Es ist das Motiv der Dankbarkeit für das Verschontbleiben der Heimat und die persönliche Rettung aus dem Krieg. Gerade an dem Umstand, dass es mehr als 20 Jahre dauerte, bis Leopold Hättich im Schatten des schon heraufziehenden Zweiten Weltkriegs sein Versprechen einlöste, wird erkennbar, wie lebendig seine Erinnerung an diese Geschehnisse war, die sich gegen das Vergessen stemmte.

Im Epilog des Romans »Aus großer Zeit«, in dem Walter Kempowski die Erlebnisse eines Rostocker Bürgersohns in der Kaiserzeit und im Ersten Weltkrieg thematisiert, wird auch der Rückmarsch seiner Einheit durch Köln geschildert. Die Bevölkerung säumt die Straßen und betrachtet die vorbeimarschierenden Soldaten. Nicht wenige der Passanten verfolgen das Geschehen mit Tränen in den Augen. Der Roman schließt mit folgenden Sätzen: »Da sind denn auch die jungen Mädchen, denen es immer wieder aus den Augen hervorbricht, und: drasch-drasch-drasch-drasch, die Soldaten mit wildem Gesicht: Nicht, dass sie tot sind, all die Kameraden, ist der Schmerz, sondern, daß man sie vergessen wird. Trotz aller Monumente«.[36]

Sind die Toten des Ersten Weltkriegs und der Schmerz der um sie Trauernden vergessen? Haben sie noch irgendetwas mit uns und unserer Geschichte zu tun? Ist die Erinnerung an sie und ihre im Krieg gemachten Erlebnisse und Erfahrungen trotz der nach wie vor anzutreffenden Denkmäler erloschen? Das Jubiläumsjahr 2014, in dem in ganz Europa der 100. Wiederkehr des Beginns des Ersten Weltkriegs gedacht wird, lädt uns dazu ein, unseren Blick für die auch in unserer unmittelbaren Lebensumgebung noch immer anzutreffenden Denkmäler und Spuren dieses Jahrhundertereignisses zu schärfen, sie in neuer Weise wahrzunehmen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. In der Vergegenwärtigung der Geschichte und der menschlichen Schicksale, auf die diese Zeug-

nisse verweisen, und im Gewahrwerden der Fragen, die sie uns stellen, würden wir Teil einer Erinnerungsgemeinschaft, die viele Länder in und außerhalb Europas umspannt und diese miteinander verbindet. Es ist gerade dieser Schatz der Erinnerungen an eine gemeinsam erlebte und durchlittene Geschichte, der den Europäern nach den Schrecken zweier Weltkriege Wege zu einem neuen Miteinander eröffnet hat und auf den das in unseren Tagen vielfach herausgeforderte und um seine innere Akzeptanz ringende europäische Projekt wohl kaum verzichten kann.

Anmerkungen

1 Hans Ottomeyer: Vorwort. In: Der Weltkrieg, 1914–1918, Ereignis und Erinnerung. Im Auftrag des Deutschen Historischen Museums hg. v. Rainer Rother. Berlin 2004, S. 12 f., hier: S. 12. Für wertvolle Hinweise danke ich Martin Hättich (St. Peter), Manfred Hennhöfer (Karlsruhe), Egon Schwär (Waldau) und Gerhard Wehrle (Waldau) vielmals.

2 Gerd Krumeich: »Wir haben keine Erinnerung«: Der Historiker Gerd Krumeich zu Schwierigkeiten im Umgang mit dem Ersten Weltkrieg. In: Der Sonntag (Freiburg) v. 9. März 2014, S. 9.

3 Gerd Krumeich: Der Hass verdrängte das Gedenken: Warum es in Deutschland keine lebendige Erinnerung an den Ersten Weltkrieg mehr gibt – im Gegensatz zu unseren Nachbarländern. In: Badische Zeitung v. 17. April 2014, S. 11.

4 Sabine Behrenbeck: [Art.] »Denkmal«. In: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2003, S. 430–433, hier: S. 432.

5 Ebd.; vgl. auch Meinhold Lurz: Kriegerdenkmäler in Deutschland. Bd. 4: Weimarer Republik. Heidelberg 1985, S. 221.

6 Vgl. im Folgenden die entsprechenden Dokumente im Gemeindearchiv Kirchzarten IX, 1429 (Militär- und Kriegssachen, Errichtung eines Kriegerdenkmals).

7 Heinz Spath: Bildhauer Hugo Knittel. o. J. Beispiele von Knittels Schaffen sind die Mahnmale in Furtwangen, Glottertal, Haslach im Kinzigtal, Kehl, Köndringen, Münster (Elsass), Murg, Oppenau und Todtnau.

8 Vgl. Lurz 1985, S. 136–146.

9 Wolfgang J. Mommsen: Bürgerstolz und Weltmachtstreben: Deutschland unter Wilhelm II. 1890 bis 1918. Berlin 1995, S. 732.

10 Vgl. Kriegsstammrolle von Alois Bach: Generallandesarchiv Karlsruhe (im Weiteren: GLA) 456 E 293.

11 Das 5. Badische Infanterie-Regiment Nr. 113, das in Friedenszeiten eine Stärke von 3390 Mann besaß, hatte im Verlauf des Krieges insgesamt 8993 Tote, Vermisste und Verwundete zu beklagen. Vgl. Das 5. Badische Infanterie-Regiment Nr. 113 im Weltkriege 1914/18. Bearb. nach den amtlichen Kriegstagebüchern unter Mitwirkung des Reichsarchivs. Hg. v. Verein der Offiziere des ehemaligen 5. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 113, Oldenburg 1925, S. 111.

12 Vgl. Klaus Weber: St. Peter im Wandel der Zeit. St. Peter 1992, S. 202.

13 Vgl. Josef Läufer: Pfarreichronik der Pfarrei St. Peter: Beitrag zur 900-Jahr-Feier 1993. Freiburg 1992, S. 258.

14 Vgl. Yvonne Herzig: Süddeutsche sakrale Skulptur im Historismus: die Eberle'sche Kunstwerkstätte Gebr. Mezger. Petersberg 2001, S. 21.

15 Lurz 1985, S. 222.

16 Vgl. Fritz Hockenjos: Wäldergeschichten: Aus dem Herrgottswinkel des Schwarzwalds. Freiburg 1980, S. 81– 83.

17 Vgl. Klaus Weber: Höfechronik von St. Peter. Zeichn. v. Franz Metzger. 2 Bde. St. Peter 1997/98, hier: Bd. 2, S. 616 u. 627–628.

18 Vgl. Kriegsstammrolle von Leopold Hättich: GLA 456 C 3063 (lfd. Nr. 162).

19 Vgl. Karlheinz Deisenroth: Oberelsaß und südliche Vogesen. Hamburg 2000 (Militärgeschichtlicher Reiseführer), S. 48; Ernst von Waldthausen: Das Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 110 im Weltkrieg 1914 bis 1918. Freiburg 1936, S. 12.

20 Vgl. ebd., S. 54 f.

21 Vgl. Waldthausen 1936, S. 175–178.

22 Vgl. GLA 233 Ordensverleihungen 10118 (Jahrgang 1917).

23 Vgl. Klaus Weber: Waldau: Dorf-, Höfe und Häuserchronik. Titisee-Neustadt 2006, S. 32 u. 70 f.

24 Vgl. ebd., S. 47 u. 76; Kirchengemeinde St. Nikolaus Waldau (Hg.): Kath. Pfarrkirche St. Nikolaus in Waldau, Lindenberg 2005, S. 11.

25 Vgl. Klaus Latzel: Vom Sterben im Krieg: Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom

Siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg. Warendorf 1988, S. 78.

26 Vgl. Weber 2006, S. 316.

27 Vgl. Kriegsstammrolle von Stefan Wehrle: GLA 456 C 1391 (lfd. Nr. 764).

28 Vgl. Das 6. Badische Infanterie-Regiment Kaiser Friedrichs III. Nr. 114: Nach den amtlichen Kriegstagebüchern und eigenen Aufzeichnungen. Bearb. im Auftrag der Offiziersvereinigung des Regiments von Hermann Blum-Delorme. Konstanz 1922, S. 11–49.

29 Vgl. ebd., S. 51.

30 Im Ersten Weltkrieg wurden 85% der Verwundungen durch Artilleriegeschosse verursacht, die aufgrund der großflächigen Gewebeverletzungen in vielen Fällen zu gefährlichen Wundinfektionen führten. Vgl. Christoph Gradmann: [Art.] »Sanitätswesen«. In: Hirschfeld 2003, S. 812 f., hier: S. 812. Insgesamt wurden nach amtlichen Angaben in der Zeit vom 2. August 1914 bis 31. Juli 1918 mehr als 5 587 244 deutsche Soldaten verwundet. Vgl. Sanitätsbericht über das Deutsche Heer (Deutsches Feld- und Besatzungsheer) im Weltkriege 1914/1918. Bearb. in der Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums Bd. 3: Die Krankenbewegung bei dem Deutschen Feld- und Besatzungsheer. Berlin 1934, S. 62.

31 Vgl. Das 6. Badische Infanterie-Regiment Kaiser Friedrichs III. 1922, S. 120–124 u. 133–135.

32 Reinhart Koselleck: Kriegerdenkmale als Identifikationsstiftungen der Überlebenden. In: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hg.): Identität. München 1979, S. 255–276, hier: S. 272 f.

33 Vgl. ebd., S. 262.

34 Statistisches Jahrbuch für das Land Baden. Hg. v. Badischen Statistischen Landesamt. Jahrgang 1930, Karlsruhe 1930, S. 39.

35 Koselleck 1979, S. 272.

36 Walter Kempowski: Aus großer Zeit. Hamburg 1978, S. 447 f.

Anschrift des Autors:
Dr. Michael Becht
Dr.-Gremmelsbacher-Straße 4
79199 Kirchzarten
m_becht@gmx.de

»Steh' ich in finst'rer Mitternacht«

Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg
Ausstellung im Stadtmuseum Rastatt

Christina Reichl

Milliardenfach verschickt, stellen die Bildpostkarten bedeutsame visuelle Zeugnisse aus dem Ersten Weltkrieg dar, die insbesondere unter mentalitäts- und kulturgeschichtlichen Aspekten interessant sind. Als persönliche Mitteilungen eröffnen sie ihrem Betrachter die Möglichkeit, sich dem Ersten Weltkrieg und seinen Auswirkungen aus einer anderen Perspektive, der privaten, zu nähern. Dank ihrer Eigenschaft als Objekte zeitgenössischer Sammelbegeisterung fanden zahlreiche Karten aus den Kriegsjahren ihren Platz in privaten Postkartenalben und haben sich so für die Nachwelt erhalten. Neben Briefen waren Postkarten auf lange Zeit oftmals die einzige Kommunikationsmöglichkeit, das einzige Bindeglied zwischen den Soldaten an der Front und ihren Angehörigen in der Heimat. Den Bildpostkarten kam somit der Charakter eines Lebenszeichens von Seiten der Soldaten zu, dessen Ausbleiben Grund zu Besorgnis gab: das Fehlen einer Nachricht konnte Verwundung, Vermisstsein, Kriegsgefangenschaft oder sogar Tod bedeuten. Für die Kartenschreiber stand ein breites Angebot an Bildpostkarten zur Verfügung, aus dem für jeden Anlass und jeden Empfänger die passende Karte ausgewählt werden konnte. Die dargestellten Motive reichen von Zeichnungen und Fotografien vom Kriegsschauplatz über naive Liebespostkarten und patriotischen Festtagsgrüßen bis hin zu Porträtaufnahmen einzelner Soldaten. Bei der Mehrzahl der Bildpostkarten handelt es sich um industriell produzierte Massenware. Es finden sich jedoch auch einzelne Serien, beispielsweise mit Jugendstilmotiven, die sich durch eine hohe künstlerische Qualität auszeichnen. So unterschiedlich die Bildpostkarten auch sein mögen, verbindet sie jedoch eine zentrale Gemeinsamkeit: Die oftmals grausame Realität des Kriegsalltags ist auf ihnen nicht zu sehen. Vielmehr zeigen sie tröstliche Klischeebilder einer friedlichen Idylle, unwahre und verharmlosende Konstruktionen einer idealisierten Gegenwelt zur Hölle des Krieges.

Im Bestand des Stadtmuseums Rastatt befindet sich eine sechsteilige Serie von Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg, die eines der am häufigsten verwendeten Bildmotive zeigt: jenes des im Feindesland einsam Wache stehenden deutschen Soldaten, dem, einem Traum gleich, in der linken oder rechten oberen Bildecke seine Liebste erscheint.[1] Auf einer der Karten schreibt der unbekannte Absender, ein Soldat mit dem Vornamen Hugo: »Mein liebes Linache! Schreibe Dir heute wieder die zweite Karte in der Hoffnung von Dir auch bald wieder Nachricht zu erhalten. Hoffentlich bleibt es so dabei, bis der Krieg zu Ende ist. Mir geht es sonst noch, Gott sei Dank, ganz gut, und ich freue mich immer, wenn ich von Dir desgleichen erfahre! Nur die Sehnsucht nach dir drückt mich auch manchmal. D. H.«

Bildpostkarten wie diese wurden zwischen August 1914 und November 1918 milliardenfach verschickt – sowohl von den Soldaten an ihre Angehörigen daheim als auch in umgekehrter Richtung. Als privates Kommunikationsmittel eröffnen die oftmals bunten Karten ihrem Betrachter die Möglichkeit, sich dem Ersten Weltkrieg und seinen Auswirkungen aus einer ungewöhnlichen Perspektive zu nähern. Dabei sind nicht nur die handschriftlichen Mitteilungen auf den Rückseiten interessant, sondern auch und gerade die Bildmotive auf den Vorderseiten. Diese stellen als Teil der populären Bilderwelten des Ersten Weltkrieges eine bedeutende kultur- und mentalitätsgeschichtliche Quellengattung dar. In den Bildern spiegelt sich der Zeitgeist wider, sodass die Bildpostkarten als populäres Massenmedium zeitgenössische Wahrnehmungs- und Deutungsmuster des Krieges erkennen lassen. Dank ihrer Eigenschaft als Objekte zeitgenössischer Sammelleidenschaft fanden zahlreiche Karten aus den Kriegsjahren ihren Platz in privaten Postkartenalben und sind so auch außerhalb öffentlicher Archive für die Nachwelt erhalten geblieben.

»Steh' ich in finst'rer Mitternacht«; Bildpostkarte mit Traumszene; erste Karte einer Sechserserie (Stadtmuseum Rastatt)

Medium Bildpostkarte

Die 1869/70 zunächst als »Correspondenz-Karte« eingeführte Postkarte[2] entwickelte sich bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert zu einem der wichtigsten Kommunikationsmittel. Hierzu trug neben dem geringen Preis der Postkarten insbesondere die Leistungsfähigkeit der für die Postzustellung verantwortlichen Institutionen bei, die eine kurze Zustellungsdauer garantierten. Der Versand von Postkarten erfolgte rund um die Uhr und die Post wurde – anders als heute – mehrmals am Tag ausgetragen, sodass Postkarten gerade innerhalb eines Ortes binnen weniger Stunden ihren Empfänger erreichten.[3] Zur Beliebtheit der Postkarte beigetragen hat sicherlich auch deren Weiterentwicklung von der reinen Texthin zur Bildpostkarte. Allerdings musste bei dieser die handschriftliche Nachricht des Absenders zunächst auf der Bildseite untergebracht werden, da die andere Seite vollständig für die Anschrift des Empfängers reserviert war. Erst mit Einführung der geteilten Anschriftenseite im Jahr 1905 war auch bei Bildpostkarten ein eigener, wenn auch begrenzter Bereich für persönliche Mitteilungen vorgesehen.[4]

Neben ihrer Funktion als Kommunikationsmittel entwickelte sich die Bildpostkarte

rasch zu einem beliebten Sammelobjekt, das in extra hierfür vorgesehenen Alben aufbewahrt wurde. Die einzelnen Karten benötigten aufgrund ihres kleinen Formats (ca. 9 x 14 cm) nur wenig Platz und ließen sich nach verschiedenen Kriterien sortieren. Die enorme Themenvielfalt der Bildmotive erlaubte dabei jedem Sammler, individuelle Auswahlkriterien festzulegen und seine ganz persönliche Sammlung aufzubauen.

Fotopostkarte. Verpacken von Weihnachtsgrüßen für die Soldaten im Feld (Stadtarchiv Rastatt)

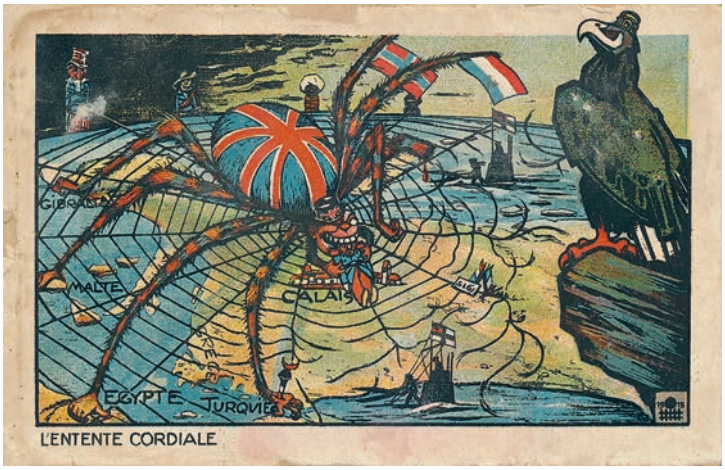
Um die Jahrhundertwende gab es kaum aktuelle Themen und Motive, die nicht ihren Weg auf die Bildseite der Postkarten fanden: Nahezu jedes Ausflugs- und Reiseziel verfügte über ein eigenes Sortiment an Ansichtskarten, zu wichtigen Ereignissen und Jubiläen wurden Sonderpostkarten herausgegeben und selbst Katastrophen und Unglücksfälle wurden auf Bildpostkarten festgehalten. Unternehmen nutzten die Karten als Werbeträger, mit deren Hilfe eine weiträumige Reklame für die verschiedensten Produkte möglich war.[5]

Im Hinblick auf die Herstellung der Bildpostkarten entwickelte sich Deutschland im ausgehenden 19. Jahrhundert zu einem zentralen Standort der Postkartenindustrie, der weltweit exportierte. Im Jahr des Kriegsausbruchs existierten in Deutschland laut »Papier-Adressbuch« mehr als 250 Firmen, die Bildpostkarten produzierten. Hinzukamen jene Firmen, die aufgrund ihrer extremen Kurzlebigkeit nicht im Branchenbuch verzeichnet sind, sowie die zahlreichen (chromo-) lithografischen Betriebe, in denen ebenfalls Bildpostkarten hergestellt wurden.[6] Der technische Fortschritt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ermöglichte es, mittels leistungsfähiger, für die industrielle Massenproduktion anwendbarer Druckverfahren hoch-

Soldatenalltag: »Ausgabe von Liebesgaben« (Privatbesitz, Rastatt)

Grußkarte mit patriotischem Sinnspruch (Privatbesitz, Rastatt)

wertige und zugleich preiswerte Bildpostkarten zu produzieren. Anders als zuvor mussten bunte Druckerzeugnisse nicht mehr von Hand nachkoloriert werden, sondern konnten mittels der Chromolithografie oder dem Raster-Farbdruck maschinell hergestellt werden. Für die Vervielfältigung von Lichtbildern kamen Foto- und Bromsilberdruck zum Einsatz, während Fotografien als Fototypie oder im Kupfertiefdruckverfahren gedruckt wurden. Besondere Effekte ließen sich durch Prägedrucke erzeugen, deren Einsatz mit Beginn des Ersten Weltkrieges jedoch deutlich abnahm.[7]



Spottkarte: »L'entente cordiale« (Wehrgeschichtliches Museum Rastatt)

Obwohl das Medium Bildpostkarte bereits um die Jahrhundertwende den Status eines beliebten Kommunikationsmittels und Sammelobjekts erlangt hatte, nahm die Nachfrage während des Ersten Weltkrieges noch einmal deutlich zu.[8] Die Tatsache, dass das Abfassen einer Postkarte weder literarisches Talent noch viel Zeit erforderte, verhalf der Bildpostkarte in den Jahren zwischen 1914 und 1918 zu ihrem Durchbruch als populäres Massenmedium.

Feldpost im Ersten Weltkrieg

Im Vergleich zu vorangegangenen Kriegen zeichnete sich der Erste Weltkrieg durch ein enorm hohes Aufkommen an Feldpost aus.[9] Allein auf deutscher Seite wurden insgesamt 28,7 Milliarden Feldpostsendungen aller Art – Briefe, Postkarten, Pakete und Zeitungen – zwischen Front und Heimat befördert. Dabei überwogen infolge der sog. Liebesgaben die Sendungen in Richtung Front, von denen im Durchschnitt täglich 9,9 Millionen aufgegeben wurden. In umgekehrter Richtung wurden im Durchschnitt täglich 6,8 Millionen Feldpostsendungen verschickt.[10] Den Hauptteil des Feldpostaufkommens machten neben Briefen die portofrei beförderten Bildpostkarten aus. Auf dieses insbesondere unter Soldaten beliebte und verbreitete Kommunikationsmittel entfiel mindestens ein Viertel aller Feldpostsendungen, was im Durchschnitt täglich knapp 4,2 Millionen Bildpostkarten bedeutet.[11]

Anders als in Friedenszeiten unterlag die per Feldpost geführte private Korrespondenz der Soldaten mit ihren Angehörigen und Freunden einer Zensur. Da für diese jedoch einheitliche Bestimmungen fehlten, gestalteten sich die Verfahrensweisen je nach Truppenzugehörigkeit sowie personellen und lokalen Verhältnissen stark unterschiedlich.

Spottkarte: »Nur nicht drängeln Ihr kommt alle dran!« (Wehrgeschichtliches Museum Rastatt)

Bis März 1916 oblag die Zensur dem jeweiligen Disziplinarvorgesetzten der Soldaten. Erst mit der Verfügung des Chefs des Generalstabes des Feldheeres, Erich von Falkenhayn, vom 19. April 1916 wurde offiziell die Einrichtung anonymer Überprüfungsstellen angeordnet. *De facto* blieb die direkte Zensur durch den Disziplinarvorgesetzten jedoch weiterhin eine weitverbreitete Praxis. Ohnehin war eine geordnete und lückenlose Kontrolle der Feldpost aufgrund der enormen Mengen an Sendungen nicht möglich, vielmehr konnten nur stichprobenartige Überprüfungen durchgeführt werden.[12] Die als offener Kurzbrief prinzipiell einfach zu kontrollierende Bildpostkarte war am wenigsten von Zensurmaßnahmen betroffen, wobei vermutlich die Annahme, dass ein für alle lesbarer Text kaum verbotene Äußerungen enthielte, eine Rolle spielte. Unerwünscht waren einerseits Mitteilungen, die Auskunft über militärische Geheimnisse, beispielsweise Truppenverbände, Einsatzorte und Bewaffnung, gaben. Andererseits sollten auch Ausführungen zur allgemeinen Kriegslage sowie über die Stimmung unter den Soldaten und interne Probleme, beispielsweise Kritik an den Führungs- und Versorgungsstellen, verhindert werden.[13] Neben der Aufweichung des Briefgeheimnisses hatte die

Fotopostkarte: »Der Kaiser mit seinen 6 Söhnen.« (Privatbesitz, Rastatt)

Bildpostkarte: »Vater ich rufe dich!« zweite Karte einer Sechserserie (Privatbesitz, Rastatt)

Bildpostkarte: »Du, Du liegst mir im Herzen« (Wehrgeschichtliches Museum Rastatt)

Zensur zur Folge, dass sich die Weitergabe der betroffenen Sendungen verzögerte und sich die ohnehin lange Laufzeit der Feldpost um bis zu vier Wochen verlängerte.[14]

Ein reibungsloser Ablauf des Feldpostverkehrs war jedoch von großer Wichtigkeit für die moralische Stabilisierung sowohl der Soldaten an der Front als auch deren Angehöriger daheim. Die genannten Zahlen zum Feldpostaufkommen während des Ersten Weltkrieges spiegeln ein bis dato ungekanntes Schreibbedürfnis der auseinandergerissenen Familien wider, das sich insbesondere infolge des mit dem Stellungskrieg verbundenen Erahnens einer längeren Abwesenheit der Ehemänner, Väter und Brüder einstellte. Auch wer zuvor keine schriftliche Privatkorrespondenz geführt hatte, schrieb nun und griff dabei vorzugsweise zur Bildpostkarte. Diese schriftlichen Mitteilungen, die per Feldpost übermittelt wurden, stellten auf lange Zeit das einzige Bindeglied zwischen den Soldaten und ihren Angehörigen dar. Als spärlicher Ersatz für persönliche Gespräche bildeten sie die einzige Möglichkeit, in Kontakt zu bleiben und Beziehungen aller Art aufrecht zu erhalten.[15] Hieraus erschließt sich die außerordentliche Bedeutung der Feldpost für die Stimmung unter den Truppen an der Front: Allein Nachrichten aus der Heimat vermochten die psychische

Fotopostkarte: Gruppe von Soldaten im Feld (Stadtarchiv Rastatt)

Belastung des Krieges und der Abwesenheit von daheim zu mildern. Für die Angehörigen der Soldaten kam den Bildpostkarten der Charakter eines Lebenszeichens zu, dessen Ausbleiben Grund zur Besorgnis gab, konnte es doch Verwundung, Vermisst sein, Kriegsgefangenschaft oder sogar Tod bedeuten.[16]

Neben dem psychologischen Effekt der Feldpost legt insbesondere die Struktur der Texte auf den Rückseiten der Bildpostkarten die Vermutung nahe, dass das Aufrechterhalten des Kontakts, das »in Gedanken bei dem jeweils anderen sein«, weitaus wichtiger war als der eigentliche Inhalt der handschriftlichen Mitteilungen. Diese bestanden in der Regel aus konventionellen Formulierungen, geformt zu stereotypen, beinahe austauschbaren Standardtexten. Die angesprochenen Themen beschränkten sich dabei auf das beiderseitige Wohlergehen, den Dank für Nachrichten und die Aufforderung, den Schriftwechsel weiterzuführen, auf das Erkundigen nach Verwandten und Freunden sowie das Wetter.[17] So schreibt der Absender einer am 19. November 1915 gelaufenen Bildpostkarte beispielsweise »Deine Karte habe ich erhalten, wofür ich Dir bestens danke. Bei mir geht es immer noch soweit gut, was ich von dir auch hoffe, nur ist eben sehr schlechtes Wetter.« und lässt abschließend Grüße an weitere Personen ausrichten.[17] Eine solche vielfach erkennbare inhaltliche, aber auch stilistische Reduktion lässt sich zum Teil darauf zurückführen, dass die Bildpostkarte keinen Raum für längere Berichte und Erzählungen bot und daher – anders als der Brief – in kürzester Zeit beschriftet werden konnte. Zudem war die Bildpostkarte in erster Linie das Kommunikationsmedium der einfachen Soldaten und ihrer Angehörigen, denen es oftmals schwerfiel, Empfindungen wie Angst, Liebe, Pflichtgefühl, Heimweh und Abschiedsschmerz oder das Erleben physischer und psychischer Extremsituationen in Worte

zu fassen. Für sie stellten die vorgefertigten Bildmotive auf der Vorderseite der Postkarten mehr als eine willkommene optische Abwechslung dar. Bildeten diese doch insofern eine adäquate Ergänzung zum stereotypen, scheinbar nichtssagenden Charakter der handschriftlichen Mitteilungen als dass sie visuell auszudrücken vermochten, wofür den Verfassern oftmals die Worte fehlten.[18]

Vielfalt der Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg

Obwohl alle Karten vor Verbreitung der amtlichen Bildzensur zur Überprüfung und offiziellen Freigabe des Bildmotivs vorgelegt werden mussten, beeinflusste dies die Postkartenproduktion in der Praxis kaum. Sie unterlag vielmehr den Marktbedingungen von Angebot und Nachfrage, sodass sich in den Bildpostkarten, neben den damaligen technischen Möglichkeiten, auch der zeitgenössische Publikumsgeschmack widerspiegelt.[19] In den Marketendereien in der Etappe sowie in den Verkaufsläden in der Heimat stand den Kartenschreibern ein breites Angebot an Karten zur Verfügung, aus dem für jeden Anlass und jeden Empfänger ein passendes Exemplar gezielt ausgesucht werden konnte.[20] In der Mehrzahl handelte es sich dabei um industriell produzierte Massenware ohne hohen künstlerischen Anspruch. Es finden sich jedoch auch einzelne Serien, beispielsweise mit Jugendstilmotiven, die sich durch eine besondere künstlerische Qualität auszeichnen.[21]

In den ersten Kriegsmonaten dominierten vor allem Spottkarten, auf denen die Feinde Deutschlands und deren Soldaten in scharfen Karikaturen verunglimpft wurden. So fanden sich auf diesen Karten beispielsweise zahlreiche Illustrationen des bekannten Spruches

Fotopostkarte: Im Atelier aufgenommenes Porträt eines Soldaten (Stadtarchiv Rastatt)

»Jeder Schuss ein Russ', jeder Stoß ein Franzos', jeder Tritt ein Britt'«. Die Bildmotive griffen dabei bereits existierende Feindbilder – der dekadente Franzose, der feige Engländer, der verlauste und alkoholabhängige Russe – auf und setzten diese in bislang nicht gekannter Vehemenz visuell um. Da diese Art von Bildpostkarten jedoch ab Ende 1914 von der amtlichen Bildzensur verboten wurde, war ihre Hochkonjunktur spätestens Mitte 1915 vorbei.[22] Ein weiteres Postkartengenre, das insbesondere im ersten Kriegsjahr produziert und nachgefragt wurde, sind Bildpostkarten, die berühmte Persönlichkeiten zeigen. Als Bildvorlagen dienten hierfür in der Regel Fotografien, teilweise liegen den Bildmotiven je-

doch auch Reproduktionsgrafiken zugrunde. In Porträtform abgebildet wurden neben Kaiser Wilhelm II. und anderen Monarchen vor allem hochrangige Militärs und Kriegshelden, wobei Hindenburg als gefeierter ›Sieger von Tannenberg‹ und ›Retter Ostpreußens‹ besonders oft auf entsprechenden Karten vertreten war. Porträts von Politikern waren – mit Ausnahme von Bismarck – hingegen seltene Postkartenmotive. Andere Karten zeigen einen aktiv handelnden Kaiser oder weitere Mitglieder der kaiserlichen Familie in verschiedenen Situationen mit der Bevölkerung oder den Soldaten, vornehmlich bei Truppenbesuchen oder im Lazarett. Begleitet wurden die Bildmotive oftmals von einschlägigen Sinnsprüchen oder Zitaten, die der jeweils abgebildeten Person zugeschrieben wurden. So fand sich auf Bildpostkarten, die Kaiser Wilhelm II. zeigen, oftmals dessen berühmter Ausspruch »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche« oder die Beteuerung »Ich habe es nicht gewollt«.[23] Ähnliche Zitate und patriotische Sinnsprüche zieren auch die vergleichsweise schlichten Grußkarten, die vor allem in den ersten beiden Kriegsjahren hergestellt wurden. Parolen wie »Wir wollen treu sein wie die Väter waren – In keiner Not uns trennen und Gefahr« oder das berühmte Bismarck-Zitat »Wir Deutsche fürchten Gott sonst nichts in der Welt!« appellierten an Vaterlandsliebe, Opferbereitschaft, Mut und Ehre der Betrachter. Auf der bildlichen Ebene verstärkt die Verwendung der Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot sowie der Reichsfahne und des Eisernen Kreuzes, beide von Eichenlaub umrankt, diesen Appell. Analog gestaltet waren auch viele jener Glückwunschkarten, die vornehmlich zu Weihnachten und Neujahr verschickt wurden, sodass eine christliche Symbolik hier nicht im Vordergrund stand.[24] Abgesehen von diesen Postkarten zu den hohen christlichen Festen waren religiöse Konnotationen – sowohl auf bildlicher als auch auf sprachlicher Ebene – eher selten. Die wenigen Karten mit entsprechenden Bildmotiven basierten auf Atelieraufnahmen oder Reproduktionsgrafiken und lagen in Serien vor, die Überschriften wie »Vater ich rufe dich« oder »Das Vaterunser« trugen. Die dargestellte Anrufung Gottes durch Soldaten, die im Feld stehen, sowie durch deren Angehörige verweist auf Gott als höchste und letztlich über das Schicksal der Soldaten und der Nation entscheidende Instanz.[25]

Bildpostkarte: »Die Sonne sank im Westen.«
(Wehrgeschichtliches Museum Rastatt)

Anders als die bislang vorgestellten Bildpostkarten waren sentimentale Liebesszenen ein Postkartengenre, das sich über die gesamte Kriegsdauer hinweg großer Beliebtheit erfreute. Die bunten Karten, denen zumeist

Soldatenalltag: »Blick in ein Feldlager« (Privatbesitz, Rastatt)

schen Sieg aus. Viele dieser Aufnahmen, die das häufigste Motiv auf nicht-fiktiven Atelierpostkarten darstellen, wurden später auf Sterbebildern für gefallene Soldaten verwendet. Auch in der Etappe oder in Ruhestellung waren Porträtaufnahmen eine lohnenswerte Einkommensquelle für die Amateurfotografen unter den Soldaten. Neben den Einzelporträts finden sich dabei Gruppenaufnahmen von ganzen Regimentern oder von Kleingruppen befreundeter Kameraden. Letztere waren, ähnlich wie die Einzelporträts, die jedoch zumeist verschlossenen Briefumschlägen beigelegt wurden, nicht für eine breite Öffentlichkeit bestimmt, sondern bilden aufgrund ihres individuellen Charakters sehr persönliche Zeugnisse des Ersten Weltkrieges.[27] Bildpostkarten, die einen Eindruck von jenen Orten geben, die die deutschen Soldaten während ihres Kriegseinsatzes kennenlernten, liegen in Form von Ansichtskarten vor. Diese repräsentieren in gewisser Weise den touristischen Blick der Soldaten auf fremde Städte und Orte und dienten zugleich der Information der Bevölkerung in der Heimat. Dabei wurden einerseits, analog zu Ansichtskarten in Friedenszeiten, idyllische Stadt- und Dorfansichten verschickt, die vermutlich bereits vor dem Ersten Weltkrieg verwendet worden waren. Andererseits existierten Ansichtskarten, die eindeutig mit dem Krieg in Zusammenhang standen. Abgesehen von Karten mit Vermerken wie »Weltkrieg 1914/15« oder »Westlicher Kriegsschauplatz« sind dies Karten, auf denen durch Kampfhandlungen verursachte Zerstörungen zu se-

gestellte Atelierfotos als Bildvorlage dienten, zeigen Abschiedsszenen, die Heimkehr der Soldaten sowie Träumereien von der Liebsten in der Heimat beziehungsweise in umgekehrter Richtung von dem Liebsten an der Front. Mit ihren idealisierenden, geradezu naiven Bildmotiven brachten diese Karten Gefühle und Empfindungen zum Ausdruck, die für die Mehrheit der Kartenschreiber nur schwer in Worte zu fassen waren: Abschiedsschmerz, Heimweh, die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, Liebe, Sehnsucht und Treue sowie Stolz und Bewunderung gegenüber den Soldaten. Die Tatsache, dass die abgebildeten Männer immer Uniform tragen, wies die Betrachter darauf hin, dass die Verteidigung des Vaterlandes, ungeachtet aller persönlichen Umstände, stets die oberste Pflicht bedeutete.[26] Ebenfalls in allen Phasen des Krieges hergestellt und daher zahlreich waren Bildpostkarten, die Porträtaufnahmen von Soldaten zeigen. In den Fotoateliers in der Heimat ließen sich viele Soldaten vor dem Abmarsch in Uniform fotografieren, ihre Bilder strahlen patriotischen Stolz sowie in den ersten Kriegsmonaten die Zuversicht auf einen ra-

Bildpostkarte: »Eroberung der ersten französischen Fahne.« (Rainer Wollenschneider, Rastatt)

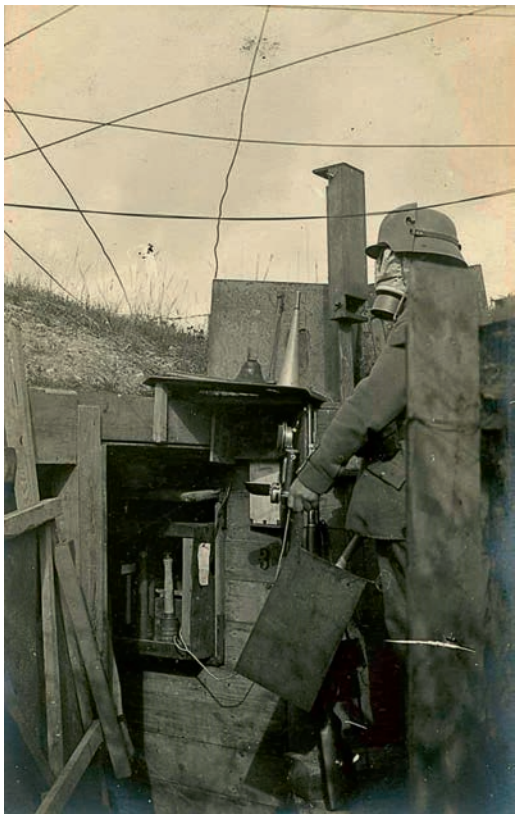
hen waren, zumeist ergänzt durch den Hinweis, dass das jeweilige Bauwerk, die jeweilige Stadt nicht von den Deutschen, sondern von feindlichen Truppen zerstört worden sei. Die Aufnahmen, die hierfür als Bildvorlagen verwendet wurden, stammen von Amateurfotografen unter den Soldaten oder von Berufssoldaten, die sich zum Teil als offizielle Kriegsberichterstatter an der Front befanden. Sie datieren aus den ersten Kriegsmonaten und sind Zeugnisse des rasch steckengebliebenen Bewegungskrieges.[28]

Mit dem Übergang zum jahrelangen Stellungskrieg entstanden vermehrt Bildpostkarten, die vom Leben der Soldaten an der Front erzählen. Diese sollten den Angehörigen in der Heimat einen Einblick in den Alltag der Soldaten zwischen den Kampfpausen gewähren und dienten zugleich zu deren Beruhigung. Neben dem Ausführen von anfallenden Arbeiten, beispielsweise der Reparatur von Fahrzeugen, zeigen die Karten insbesondere Freizeitsituationen: die Essensausgabe in der Feldküche, das Verteilen der Feldpost, das Ausruhen im Quartier, Briefe schreibende, Zeitung lesende oder rauchende Soldaten sowie das gesellige Beisammensein in guter, wenn auch wehmütiger Stimmung. Obwohl die Aufnahmen im Verlauf des Krieges realistischer wurden, waren die Bilder vom Soldatenalltag bis auf wenige Ausnahmen Inszenierungen von Situationen, die Gefahr und Angst ausklammerten.

Das Leben im Krieg erschien dadurch so routinehaft und harmlos wie ein normaler Arbeitstag im zivilen Leben.[29] Bei den Bildvorlagen für Karten, die hingegen Kampfhandlungen und den Tod auf dem Schlachtfeld thematisierten, handelte es sich zunächst um gestellte Atelierfotos sowie von der Kriegs-

Fotopostkarte (Atelier): »Ich hatt' einen Kameraden.« (Rainer Wollenschneider, Rastatt)

malerei des 19. Jahrhunderts beeinflusste Reproduktionsgrafiken. Diese Bildmotive aus den ersten Kriegsjahren lieferten anachronistische Darstellungen von Kavallerieattacken und mit gezogenem Säbel voranstürmenden Offizieren. Der Krieg erschien hier auch lange nach 1914 weiterhin als Abfolge zahlreicher einzelner Gefechte – Mann gegen Mann ausgetragen. Bei der Inszenierung des Sterbens auf dem Schlachtfeld greifen die Karten oftmals auf bekannte Soldatenlieder wie »Morgenrot, Morgenrot« oder »Die Sonne sank im Westen« zurück und stilisieren den Tod zu einem sanften und zugleich heldenhaften Tod, der jeden Schrecken verliert: Das Sterben findet abseits der Schlachtfelder in einer friedlichen Umgebung statt, stets wird der Sterbende, der jedoch niemals entstellende Verwundungen erlitten hat, dabei von einem treuen Kameraden begleitet und anschließend würdevoll bestattet. Angesichts der grausamen Realität des Grabenkrieges erscheint es kaum nachvollziehbar, dass diese sentimentalen und idealisierenden Bildpostkarten auch dann noch verschickt wurden, als das Wissen um die Anonymität des Kriegsalltags, das Massensterben sowie die grauenhaften Verletzungen allgemein verbreitet war. Hinzu traten in den späteren Kriegsjahren jedoch Postkarten, deren fotografische Bildvorlagen ein anderes Bild des Krieges vermittelten, indem sie Granateneinschläge und Soldaten mit Maschinengewehr oder Gasmaske zeigten. Auch wenn es sich bei den abgebildeten Szenen in der Regel weiterhin um eine inszenierte Wirklichkeit, um gestellte Schlachtenszenen im Schützengraben handelte, so war der Realitätscharakter dieser Karten wesentlich größer als jener der Bildpostkarten aus den ersten Kriegsjahren.[30]



Fotopostkarte: Soldat mit Gasmaske (Rainer Wollenschneider, Rastatt)

Bildpostkarten und die Wirklichkeit des Krieges

Auch wenn manche der Motive auf den Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg mit zunehmender Kriegsdauer realistischer wurden, bildeten diese zu keinem Zeitpunkt die Realität des Kriegsalltags ab. Vielmehr verharmlosen die Karten – unabhängig vom Genre und der Art der verwendeten Bildvorlage – den Krieg sowie dessen direkte und indirekte Auswirkungen und konstruieren somit eine Kriegswirklichkeit, die ohne Gewalt und Gefahr auskommt. Auf die neuen Dimensionen des industriell geführten Maschinenkrieges mit seinen Millionen Toten reagierte die Bildsprache der Postkarten mit zwei im Grunde ähnlichen Strategien: Auf jenen Karten, für die Reproduktionsgrafiken und gestellte Atelierfotos als Bildvorlage dienten, wird der Krieg verkitscht und somit verharmlost. Karten, die auf Fotografien basieren, verschweigen direkte Gewaltanwendungen hingegen vollständig, indem sie, wie beispielsweise die Darstellungen aus den Schützengräben, die Kausalkette von Ursache und Wirkung unterbrechen.[31] Anderweitige negative Auswirkungen des Krieges, beispielsweise die Probleme, die bei Heimkehr der Soldaten oder während des Heimaturlaubs auftraten, wurden ebenfalls nicht thematisiert und schienen somit nicht im Bereich des Möglichen zu liegen. In der überwiegenden Mehrzahl zeigen die Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg tröstliche Klischeebilder einer friedlichen Idylle, unwahre und verharmlosende Konstruktionen einer idealisierten Gegenwelt zur Hölle des Krieges und versuchen so, dessen Schrecken zu verdrängen.

Anmerkungen

1 Stadtmuseum Rastatt: Inv. Nr. 2013/69,1–6.
2 Als Erfinder der Postkarte können sowohl Heinrich von Stephan als auch Emanuel Herrmann gelten. Die offizielle Einführung der »Correspondenz-Karte« erfolgte zunächst 1869 in Österreich-Ungarn, im darauffolgenden Jahr auch durch die Norddeutsche Bundespost. Bereits 1872 wurde die Bezeichnung »Correspondenz-Karte« durch den Terminus »Postkarte« abgelöst. Vgl. Deutsches Historisches Museum (Hg.): Der Erste Weltkrieg in deutschen Bildpostkarten. Berlin 2002, Abschnitt ›Einführung‹, S. 18 f.
3 Vgl. ebd., S. 24 f.
4 Vgl. ebd., S. 19 u. 27 f.
5 Vgl. ebd., S. 25–27 u. 29.
6 Vgl. Christine Brocks: Die bunte Welt des Krieges. Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg 1914–

1918. Essen 2008, S. 45 f. Sigrid Metken: »Ich hab' diese Karte im Schützengraben geschrieben …« Bildpostkarten im Ersten Weltkrieg. In: Rainer Rother (Hg.): Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges [Kat.]. Berlin 1994, S. 139–148, hier: S. 138.

7 Vgl. Brocks 2008, S. 44; Deutsches Historisches Museum 2002, Abschnitt ›Einführung‹, S. 22 f.; Metken 1994, S. 146.

8 Vgl. Brocks 2008, S. 48; Deutsches Historisches Museum 2002, Abschnitt ›Vorwort‹, S. 3.

9 Im Gesamtverlauf des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 wurden von den deutschen Feldpoststellen insgesamt nur rund eine Milliarde Feldpostsendungen befördert; vgl. Deutsches Historisches Museum 2002, Abschnitt ›Einleitung‹, S. 33 f.

10 Vgl. Bernd Ulrich: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933. Essen 1997, S. 40.

11 Vgl. Brocks 2008, S. 29. Sabine Metken geht hingegen davon aus, dass es sich bei mehr als der Hälfte aller Feldpostsendungen um Bildpostkarten handelte. Vgl. Metken 1994, S. 139.

12 Vgl. Ulrich 1997, S. 78–99.

13 Vgl. Hansmartin Schwarzmaier: Geschichte Illusionen und erlebte Wirklichkeit. Bildpostkarten aus dem 1. Weltkrieg, Karlsruhe 2003, S. 15; Ulrich 1997, S. 99.

14 Vgl. Deutsches Historisches Museum 2002, Abschnitt ›Einführung‹, S. 49.

15 Vgl. ebd., S. 41 f.; Schwarzmaier 2003, S. 11 f.

16 Vgl. Christine Brocks/Benjamin Ziemann: »Vom Soldatenleben hätte ich gerade genug.« Der Erste Weltkrieg in der Feldpost von Soldaten. In: Rainer Rother (Hg.): Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges [Kat.]. Berlin 1994, S. 109–120, hier: S. 118. Ulrich 1997, S. 27, 30, 39 u. 50 f.

17 Privatbesitz, Rastatt.

18 Vgl. Brocks/Ziemann 1994, S. 118–120; Schwarzmaier 2003, S. 13 f.

19 Von Seiten der amtlichen Bildzensur erfolgte lediglich ein Verbot der aufwiegelnden Spottkarten aus den ersten Kriegsmonaten sowie der sog. Hungerpostkarten, ab 1916/17. Vgl. Brocks 2008, S. 29–33 u. 237.

20 Viele Karten wurden jedoch auch umsonst verteilt oder gelangten auf eine andere Weise zufällig in die Hände ihrer Absender. Vgl. Metken 1994, S. 147.

21 Zur zeitgenössischen Diskussion um Kunst und Kitsch im Krieg vgl. Brocks 2008, S. 38–44.

22 Vgl. ebd., S. 30–32; Metken 1994, S. 141 f.

23 Vgl. Deutsches Historisches Museum 2002, Abschnitt ›Kommentar‹, S. 1059 f.

24 Vgl. Brocks 2008, S. 200 f.; Deutsches Historisches Museum 2002, Abschnitt ›Kommentar‹, S. 1281–1287; Metken 1994, S. 140 f.

25 Vgl. Deutsches Historisches Museum 2002, Abschnitt ›Kommentar‹, S. 1240–1244; Metken 1994, S. 145 f.

26 Vgl. Brocks 2008, S. 189–192; Metken 1994, S. 143 f.; Schwarzmaier 2003, S. 23–29.

27 Vgl. Brocks 2008, S. 58–62 u. 95–100; Metken 1994, S. 144 f.

28 Vgl. Brocks 2008, S. 109–111 u. 136–140.

29 Vgl. ebd., S. 102–105 u. 126–133; Deutsches Historisches Museum 2002, Abschnitt ›Kommentar‹, S. 153–160.

30 Vgl. Brocks 2008, S. 62 f., 66–68, 140–145, 175–180 u. 183 f.; Metken 1994, S. 145; Schwarzmaier 2003, S. 32–34; ders.: Heldentod und anonymer Tod. Kriegsalltag 1914–1918 im Spiegel von Bildpostkarten. Zugleich ein Überlieferungsproblem. In: Klaus Oldenhage (Hg.): Archiv und Geschichte. Festschrift für P. Kahlenberg. Düsseldorf 2002, S. 560–594, hier: S. 572–574.

31 Vgl. Brocks 2008, S. 238–240 u. 244–250.

Anschrift der Autorin:
Christina Reichl
Stadtmuseum Rastatt
Herrenstraße 11
76437 Rastatt
christina.reichl@rastatt.de

»Mit Herz und Hand fürs Vaterland«

Propaganda-Keramik aus der Zeit des Ersten Weltkriegs

Elisabeth Haug

Nationale und militärische Symbole spielten in der Gesellschaft des Kaiserreichs bereits nach den Befreiungskriegen (1813/15), spätestens jedoch nach der Reichsgründung 1871 eine große Rolle. Kaiserbüste oder -bild, Kriegsspielzeug und Andenken an die Militärzeit gab es in vielen Haushalten. Der Erste Weltkrieg verstärkte diese Tendenz. Andenkenartikel in Form von Gedenkblättern, Münzen, Schmuck und Geschirr wurden massenhaft produziert und verkauft.

Fast alle deutschen Steingut- und Porzellanmanufakturen beteiligten sich an diesem Hype. Wandteller, Sammeltassen und Vasen mit patriotischen Sprüchen und Dekoren, Kriegsmotiven und Durchhalteparolen sowie figürliche Keramik in Form von Infanteristen und Dragonern halfen, den Inlandsmarkt zu mobilisieren und den infolge des Krieges reduzierten Auslandsumsatz zu kompensieren. Mit ihrer Hilfe sollte kommenden Generationen der »Geist der großen Zeit« veranschaulicht und im Volk die patriotische Gesinnung gefestigt werden. Gleichzeitig dienten diese Erinnerungsstücke als Bindeglied zwischen Front und Heimat, und ihr Kauf wurde in der Bevölkerung als moralische Unterstützung der Soldaten verstanden.

Wie für viele Industriezweige brachte der Erste Weltkrieg auch für die Keramikindustrie große Einschränkungen und finanzielle Einbußen mit sich. Die bisherigen Handelspartner England und Frankreich waren nun Kriegsgegner und durch die Seeblockade Englands wurde der Geschäftsverkehr mit den USA, dem Hauptexportland, völlig unterbrochen. Aufträge wurden zurückgezogen, ausstehende Zahlungen ausländischer Handelspartner teilweise nicht mehr geleistet. Einige Firmen gerieten auch deshalb in finanzielle Schieflage, weil sie – in der allgemeinen Annahme, der Krieg sei schnell gewonnen – ihren zum Kriegsdienst einberufenen Arbeitern oder deren Angehörigen Lohnfortzahlungen bzw. Unterstützung »für die Dauer des Krieges« versprochen hatten.[1] Neben hohen Umsatzeinbußen und Fachkräftemangel infolge der Einberufungen litt die feinkeramische Industrie zunehmend an Rohstoffverknappung. Es fehlten Glasuren aus England, der Ersatz hochwertigen Feldspats aus norwegischen und schwedischen Gruben durch böhmisches, bayrisches oder saarländisches verlief nicht reibungslos und die Beschaffung von Salpeter (bisher aus Chile) für Emaille- und Weißglasuren war fast unmöglich geworden.[2] Das größte Problem war jedoch der Kohlemangel, der im Laufe des Krieges zu einer Brennstoffkontingentierung führte. Den ausschließlich für zivile Zwecke produzierenden Fabriken wurde nur noch die Hälfte des Vorkriegsverbrauchs zugestanden, was zur Folge hatte, dass viele Betriebe aufgeben mussten. Besser versorgt wurden die »kriegs-

wichtigen« Betriebe, zu denen Rosenthal in Selb wegen seiner elektrotechnischer Porzellanwaren gehörte, aber auch die Karlsruher Majolika, die aufgrund ihrer Handelsbeziehungen zum neutralen Ausland dringend benötigte Devisen beschaffte.[3] Stellvertretend für die Geschäftslage vieler Betriebe stehen die Äußerungen der Annaburger Steingutfabrik (Sachsen-Anhalt) in ihrem Jahresbericht 1914/15: »Das […] abgelaufene Geschäftsjahr stand fast ganz unter den Einwirkungen des Krieges. Die Warenumsätze sind wesentlich zurückgegangen; die Produktion bleibt hptsl. auf weiße Stapelware beschränkt, an der bekanntlich schon in normalen Zeiten wenig oder gar nichts verdient wird. Die zur Fabrikation notwendigen Rohstoffe sind ganz bedeutend im Preise gestiegen, und ein Ende dieser Preiserhöhungen ist noch nicht abzusehen. Infolge der Lebensmittelteuerungen sahen wir uns veranlasst, die Löhne unserer Arbeiter weiter zu erhöhen, um einen Stamm alter Arbeiter zu erhalten. Leider konnten die sonstigen Unkosten nicht wesentlich vermindert werden. Die bis Ende des Geschäftsjahres erzielten unbedeutenden Preiserhöhungen für unsere Fertigfabrikate stehen in keinem Verhältnis zu den erhöhten Produktionskosten.«[4] Annaburg ›überlebte‹ den Ersten Weltkrieg, hatte aber 1919 nur noch ca. halb so viele Beschäftigte wie vorher.

»Aus großer Zeit«

Kriegsandenken zwischen Kommerz und Caritas

Blättert man in zeitgenössischen Zeitschriften, so ist ein aus heutiger Sicht seltsames Phänomen zu beobachten: Fast zeitgleich mit Kriegserklärung und Mobilmachung setzte die Vermarktung des Krieges ein. Kriegsandenken wurden massenhaft produziert, Kriegssammlungen angelegt, »Kriegsteilnehmer« aufgerufen, Fotografien und Zeichnungen von Kriegs-»Schauplätzen« an Kunstverlage zu senden, Kriegs(tage)bücher veröffentlicht.

Die Kriegserziehung des Kaiserreichs mit Soldatenbilderbüchern, patriotischen Erinnerungsfeiern und groß angelegten Kaisermanövern zeigte Wirkung. Das Bewusstsein, einem großen Weltereignis beizuwohnen, war in der Bevölkerung vorhanden bzw. wurde ihr mit Hilfe der Medien vermittelt. Die Propagandabehauptung, Deutschland befinde sich in einem Verteidigungskrieg, erzeugte jene patriotische Stimmung, die dazu führte, dass sich über eine Million Kriegsfreiwillige in den ersten Mobilmachungswochen meldeten – und die Daheimgebliebenen sich mit ihnen durch den Kauf von ›Kriegsandenken‹ solidarisierten.

Erstaunlich schnell reagierte man auch in der Porzellan- und Steingutindustrie auf den neuen Markt. Über die erste Kriegsmesse in Leipzig im Frühjahr 1915 berichtete Philipp Rosenthal, Generaldirektor von Rosenthal-Porzellan, dass Tafelservice oder bessere Gebrauchsgeschirre kaum gefragt und selbst sehr preiswerte Artikel nicht geordert worden wären. Weit besser sei hingegen das Geschäft mit Geschenkartikeln verlaufen und geradezu unübersehbar das Angebot von Artikeln gewesen, die auf den Krieg Bezug nahmen: »Kaum eine Fabrik gab es, die nicht das eine oder andere in dieser Kategorie gehörige Muster gebracht hätte. Viele Fabriken hatten darum sogar gleich ganze Serien zur Stelle. Besonders das Eiserne Kreuz sah man immer wieder als Ornament angewandt. Von den führenden Persönlichkeiten musste natürlich Hindenburg am meisten herhalten. […] Ohne

Keramikvase in Geschossform mit Hindenburgporträt (1915), Hersteller unbekannt – Landesmuseum Württemberg: Inv. Nr. GV 249 (Sammlung Pazaurek)

zu übertreiben, kann man wohl von einem mehr als befriedigenden Erfolg dieser denkwürdigen Kriegsmesse sprechen.«[5]

In den Kriegsjahrgängen der keramischen Fachzeitschriften »Der Sprechsaal« und »Keramische Rundschau« kann man unter den Rubriken »Patente« und »Kunstgewerbe« Angaben zu dieser Art Ware finden: So ließ bereits 1914 Paul Zirkler aus Berlin eine Blumenvase »in Form einer krepierten Granate« patentieren,[6] 1915 meldete Franz Grohmann in Großokrilla (Lausitz) Becher mit Landsturmkreuz und Rotem Kreuz, die Gebr. Heubach A.G. in Lichte Porzellansoldaten[7] und Carl Scheidig in Gräfenthal die Porzellanfiguren »Schutzengel mit Marinesoldat«, »Infanterist«, »Ulan« und »Patriotische Gruppe«[8] zum Patent an.

Auch die großen Manufakturen blieben nicht untätig. Von den Schwarzburger Werkstätten für Porzellankunst in Unterweißbach (Thüringen) sind Kleinplastiken mit Titeln wie »Kampf um die Fahne«, »Kämpfende Soldaten«, »Sterbender Soldat mit Engel«, »Deutscher Soldat«, »Verdun«, »Flucht« und »Handgranatenwerfer« verbürgt.[9] Für die Großherzogliche Majolika Manufaktur Karlsruhe modellierte Wilhelm Kollmar einen »Grenadier«, Adolf Jansen mehrere Figurengruppen mit Szenen aus Krieg und Soldatenleben[10] und Ludwig Hohlwein entwarf Wandteller mit Kriegsmotiven.

Rosenthal warb im Februar 1915 für seine »Andenkenartikel aus der Kunstabteilung« mit einer ganzseitigen Anzeige im »Berliner Tagblatt«.[11] Darin wurden neben einem »Hindenburg-Teller«, einem Teller, der eine Krankenschwester einen Verwundeten versorgend zeigt und mehreren Tellern mit Typen einzelner Waffengattungen auch Plastiken vorgestellt, »die alle auf Deutschlands großen Krieg Bezug haben«: ein stürmender Infanterist, ein Matrose, die Figurengruppe »Bundesgenossen«, bei der ein deutscher Infanterist zusammen mit seinem österreichischen Waffenbruder marschiert, zwei Reiter und eine Krankenschwester. Neben dieser Künstlerkeramik produzierte Rosenthal Schalen, Vasen, Tassen und andere Artikel, »die als Ornament das Eiserne Kreuz in naturgetreuer Ausführung am schwarz-weißen Bande zeigen und keine Ähnlichkeit haben mit der Massenware, welche man jetzt auf dem Markt sieht« und ließ selbstbewusst die Annahme verlautba-

ren »dass diese verhältnismäßig billigen Sachen, die schon von einer Mark an verkauft werden, als Andenken an den großen Krieg bald in vielen deutschen Wohnungen zu finden sein werden.«

Es ist müßig, darüber zu spekulieren, ob die Herstellung von Propaganda-Keramik Ausdruck einer patriotischen Gesinnung oder eines besonders ausgeprägten Geschäftssinnes war. Wahrscheinlich trifft beides zu. Der Export war kriegsbedingt eingebrochen, also mussten sich die Produzenten auf den Binnenmarkt besinnen und diesen mobilisieren. Das Thema »Krieg« war allgegenwärtig und mit der Produktion solcher Ware konnte man an die national-patriotische Vorliebe anknüpfen, Andenken an den 1870/71er-Krieg zu sammeln. So entstand neben der staatlichen Propaganda eine Art private, sowohl kommerziell als auch patriotisch motivierte Kriegspropaganda,[12] die sich die anfängliche Kriegsbegeisterung großer Teile der Bevölkerung zunutze machte. Denn die Annahme, dass die Produktion patriotischer Keramik »von oben« angeordnet wurde, hat sich nicht bestätigt.

Ein einziger Hinweis auf die von obrigkeitsstaatlicher Hand veranlasste Herstellung eines keramischen Kriegssouvenirs findet sich in der Keramischen Rundschau vom Dezember 1914,[13] allerdings nicht für Deutschland, sondern für Österreich. Dort heißt es: »Das Kriegsfürsorgeamt des Kriegsministeriums hat einen Teller zur Erinnerung an die Kriegszeit herstellen lassen. Die Malerei des Tellers ist in blaugrauem Ton gehalten, stellt den heiligen Michael im Kampf mit dem Drachen dar und trägt unten die Inschrift ›Kriegsjahr 1914‹. Auf der Rückseite sind der Name ›Kriegsfürsorgeamt‹ und eine fortlaufende Nummer angebracht. Der Teller wird nur in einer geringen Auflage hergestellt; der Verkaufspreis

Tasse und Untertasse mit Eisernem Kreuz (um 1914), Porzellanfabrik Philipp Rosenthal, Selb, Porzellanikon – Staatliches Museum für Porzellan Hohenberg a. d. Eger/Selb, Dauerleihgabe Oberfrankenstiftung Bayreuth: Inv. Nr. 52/84

beträgt 12 K. Das Reinerträgnis kommt den Soldaten im Felde und den Witwen und Waisen der Gefallenen zugute.«

»Kriegserinnerungen« als Geschenke für verwundete Soldaten, Soldatenwitwen und -waisen herzustellen oder sie »zugunsten unserer Soldaten im Felde« zu verkaufen, war eine beliebte Marktstrategie. So waren in der Cadi-

ner Majolika (Ostpreußen) Keramiken hergestellt worden, die »zuvörderst für die Krieger des Cadiner Genesungswerkes bestimmt sind, aber auch anderen Kriegsteilnehmern zuteilwerden sollen und wahrscheinlich zu Weihnachten in kleineren Mengen in den Handel kommen. Es sind Tabakspfeifen, Schalen, kleine Vasen, Becher und andere Gegenstände, die alle in ihrem Zierrat einen Hinweis auf den Weltkrieg 1914/15 aufweisen und dem Kaiser so gefallen haben, dass er, als ihm die ersten Stücke im Hauptquartier vorgelegt wurden, diese sofort an seine Umgebung zur Verteilung brachte«.[14]

Auch Rosenthal warb für seine Kriegsandenken mit dem Hinweis auf deren karitativen Zweck: »Um möglichst allen Krankenschwestern ein künstlerisches Andenken an ihre segensreiche Tätigkeit zu verschaffen, hat die Porzellanfabrik Rosenthal diese Figur zu einem Preise herausgebracht, der nicht einmal ihre Selbstkosten deckt, und sich außerdem verpflichtet, 20% des Ladenpreises an das Rote Kreuz abzuführen. Auch die übrigen hier erwähnten Neuheiten werden während des Krieges um ein Drittel billiger verkauft, da der Porzellanfabrik vor allem daran liegt, ihren Künstlern, die besonders unter Arbeitsmangel leiden, und ihren Arbeitern Beschäftigung zu verschaffen. Da voraussichtlich diese künstlerischen Andenken an Deutschlands große und schwere Zeit schnell einen hohen Sammelwert erlangen dürften, so ist diese Preisermäßigung umso erwähnenswerter. Nach dem Friedensschluß werden die Preise wieder auf die normale Höhe hinaufgesetzt werden.«[15]

Weniger auf den Sammel- als auf den Erinnerungswert ihrer »Patriotischen Porzellan Neuheiten« setzte die Carl Schuhmann Porzellanfabrik in Arzberg, die Gebrauchs- und Ziergeschirr mit Helden- und Herrscherporträts produzierte. In der Vorstellung von einem baldigen siegreichen Kriegsende und mit dem Anspruch, dieses einmalige Weltereignis auch für kommende Generationen anschaulich festzuhalten, wandte man sich voll Pathos an die Kundschaft: »An den täglichen Gebrauchs- und Erinnerungsgegenständen sollen unsere Nachkommen sich noch erinnern der großen Zeit, sollen ihr Haupt beugen vor den Helden, die Deutschland vor der geplanten Vernichtung bewahrten, die es neu erstehen ließen, neu gekräftigt, geeint und erstarkt, bewundert von allen Völkern der Erde. Unsere Gebrauchsgegenstände sollen die Erinnerung an diese ruhmreichen Taten immer aufs neue wieder ins Gedächtnis rufen.«[16]

»Gute patriotische Gedächtniskunst« *versus* »Kunst- und Kitschindustrie«

Nicht überall stießen die angebotenen Kriegsandenken auf Gegenliebe, häufig wurde die Qualität beanstandet und dass der Gewinn im Vordergrund stehe. Vor allem der Deutsche Werkbund[17] und ihm nahestehende Vereinigungen und Zeitschriften bemängelten Geschmacklosigkeit und Erwerbsgier.[18] So schrieb die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst in München bereits im Frühjahr 1915 einen Wettbewerb für »Kriegsdenkzeichen« aus, um der »scheußlichen Kunst- und Kitschindustrie«, die unter vaterländischem Vorwand bedenkliche Geschäfte betreibe, einen Riegel vorzuschieben: »Unter der Flagge patriotischer Kunst oder Heldengedenken geht heute nur alles erdenkliche Stümperwerk auf den Markt und wird leider auch gekauft, da man mit dem Köder, ein Teil des Reingewinns wird dem Roten Kreuz überwiesen, immer noch Unbefangene täuscht. Tatsächlich fließt dem Wohltätigkeitszweck oft genug

nur der Bruchteil eines Prozents zu, aber der Vorwand gibt einen willkommenen Freibrief, dem kecksten Schund, wenn ihm nur an einer unpassenden Stelle eine Nachbildung des Eisernen Kreuzes aufgepappt ist, vaterländischen Charakter zuzusprechen.«[19]

Als Begründung für den 1915 eigentlich verfrühten Wettbewerb für »Gedenkzeichen« an den Krieg und die Gefallenen, verwies man auf das tatsächliche Bedürfnis »nach guter patriotischer Gedächtniskunst und auf das brutale Vorhandensein der zahlreich umlaufenden schlechten Gedächtnisfabrikware, die nicht erst die Entscheidung auf den Schlachtfeldern abwarten, sondern die ›Konjunktur‹ ausnützt und oft genug bewirkt, dass einer, der sonst sicher zu Besserem und Wertvollerem griff, sich mit ihr abfindet, weil ihm eben das Bessere nicht angeboten wird.«[20]

Erzieherische Absichten in Sachen »Geschmack« verfolgte deshalb die Ausstellung »Krieg und Kunstgewerbe« in Stuttgart, in welcher Prof. Pazaurek, Direktor des dortigen Landesgewerbemuseums, Objekte vorstellte, die er in »gute« und »schlimme« Erzeugnisse unterteilt hatte. Über die dort gezeigte zeitgenössische Keramik heißt es: »Die moderne Gruppe der guten kunstgewerblichen Erzeugnisse […] enthält auch […] eine ansprechende Sammlung von Kriegerfiguren in Ton und Porzellan. Nicht immer einwandfrei sind die Versuche, das Eiserne Kreuz, die Bilder des Kaisers oder Hindenburgs und die Nationalfarben auf Gläsern, Tellern und zahllosen anderen Gebrauchsgegenständen zu verwenden. Von diesen Dingen gehört manches der Abteilung schlimmer und schlimmster Erzeugnisse an.«[21] Pazaurek schuf im Landesgewerbemuseum eine Abteilung »Hurra- und Aktualitätskitsch«, die – wie die »Dekorative Kunst« schrieb – »leider schon einen recht großen Umfang angenommen hat«.[22]

Teller »Der Feinde mehr uns zur Ehr« (1914/15), Hersteller unbekannt – Badisches Landesmuseum Karlsruhe (im Weiteren: BLM): Inv. Nr. 90/358-17

Lob und Tadel zu den »Kriegskunstbetätigungen« der Keramikindustrie verteilte auch Prof. Moser aus Würzburg, der flott modellierte Soldatengruppen und vorzüglich in Unterglasur gemalte Erinnerungsteller einiger, auch bayrischer, Porzellanmanufakturen hervorhob,[23] um sich dann über die vielen bunten und kunstlosen Erzeugnisse, »die Teller, Vasen und andere Porzellanarbeiten, deren magere und von Gedankenarmut zeugende Verzierungen über die Form des Eisernen Kreuzes nicht hinausgekommen sind« zu beklagen.[24] Dafür gelobt, dass sie sich zur Produktion von »Hurra-Kitsch« nicht hinreißen ließ, wurde in einem Bericht von der Leipziger Messe nur die Großherzogliche Majolika Manufaktur in Karlsruhe. Zwar habe auch sie dem Zeitgeist Rechnung getragen, indem sie einige das Thema Krieg behandelnde Sachen herstellen ließ. »Diese jedoch – es sind verschiedene von Adolf Jansen entworfene Reiterfiguren und von Willi Münch gemalte Wandteller – haben nichts

»Meldereiter«, Figur von Adolf Jansen, Großherzogliche Majolika Manufaktur Karlsruhe (1914) – BLM Karlsruhe: Inv. Nr. M 215

Sensationelles und können nur vom Kunststandpunkte bewertet werden.«[25]

Der Werkbund war davon überzeugt, dass alles, womit sich der Mensch umgibt, auch einen Einfluss auf ihn hat, und besonders »das Bild besser auf die Vorstellungsgabe wirkt als die anschaulichste und breiteste Schilderung«.[26]

Zur Ikonografie der Weltkriegskeramik

Betrachtet man die keramischen Andenken zum Ersten Weltkrieg, so lassen sie sich in Gebrauchs- und Ziergeschirr sowie figürliche Keramik unterteilen. Interessanter als diese Unterteilung ist jedoch die Frage nach den Dekoren, deren jeweiliger Bildaussage und Intention. Denn bei aller Vielfalt der Formen und Dekore sowie der qualitativen Unterschiede der Keramik lässt sich ein Muster ikonografischer Themen erkennen. Diese reichen von nationalen Symbolen über vaterländische Lieder und Sprüche bis hin zur Verherrlichung von Heerführern und Herrschern. Stärke wird demonstriert durch die Darstellung von Kriegshandlung und Kriegsgerät; die Kriegsweihnacht verbindet Front und Heimat. Deren Mobilisierung zur ›Heimatfront‹ verleihen niedliche Kindersoldaten, helfende Schwestern sowie Appelle zu materiellen Opfern in Abbildung, Schrift und Skulptur Ausdruck.

Damit zeigt sich, dass Gebrauchsgeschirr und Zierkeramik – ähnlich wie die Bildmedien Postkarte und Plakat – im Ersten Weltkrieg ein populäres Medium waren, mit dessen Hilfe die Kriegspropaganda Stuben, Küchen und Kinderzimmer aller Bevölkerungsschichten erreichte. Sie sind somit einer genaueren Betrachtung wert.

Symbole

Eines der wichtigsten Symbole des deutschen Kaiserreichs war das zur Erinnerung an den Krieg gegen das napoleonische Frankreich errichtete und 1913 eingeweihte Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. Mit seiner Darstellung auf Andenkenartikeln des Ersten Weltkriegs wurde ein inhaltlicher Zusammenhang zwischen den beiden Kriegen hergestellt und somit auf eine vermeintliche Verteidigungssituation Deutschlands rekurriert, die damals von jedem Zeitgenossen verstanden wurde.[27]

Das im Ersten Weltkrieg am häufigsten auf patriotischem Geschirr angewandte Dekor war zweifellos das Eiserne Kreuz. Meist zeigte es im oberen Kreuzarm die preußische Krone, im unteren die Jahreszahl »14« und mittig den Buchstaben »W«. Oft wurde es mit Eichenlaub oder Lorbeerkranz, mit Bändern und Fahnen in den ›deutschen‹ Farben oder dem preußischen Adler dargestellt, womit be-

reits die am häufigsten verwendeten Symbole genannt sind.

Die Beliebtheit des Eisernen Kreuzes geht ebenfalls auf die Befreiungskriege zurück. 1813 von König Friedrich Wilhelm III. in Breslau als Orden gestiftet und bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges 1870 von König Wilhelm I. von Preußen erneuert, stiftete Kaiser Wilhelm II. am 8. August 1914 das Kreuz aufs Neue, wodurch die ursprünglich preußische zu einer deutschen Kriegsauszeichnung wurde und zum Sinnbild für Treue und Tapferkeit.[28] Der Lorbeerkranz steht seit der Antike für Sieg und Ruhm, das Eichenlaub für souveräne Macht und Treue. Mit der Reichsgründung 1871 wurde das Eichenlaub Teil der deutschen Symbolsprache und zum Ausdruck der nationalen Einheit. Auch der Adler, mit dem Stärke und Unbesiegbarkeit assoziiert werden, dient seit der Antike als Herrschaftssymbol. Während der Doppeladler das Wappentier des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewesen war, entstand das zweite Deutsche Reich unter dem Symbol des Preußischen Adlers.

In bewusster Abwendung von den schwarz-rot-goldenen Farben, die für freiheitliche Gesinnung und die Revolution von 1848 standen, führte Bismarck die Farben Schwarz-Weiß-Rot als Flagge des Norddeutschen Bundes ein. Diese wurde 1870/71 auf das Deutsche Reich übertragen und 1892 als Nationalflagge übernommen. Auch die Reichskriegsflagge – Bestandteil zahlreicher Propagandabilder im Ersten Weltkrieg – war ursprünglich die Kriegsflagge des Norddeutschen Bundes. In Deutschland herrschte 1914 aufgrund der vielen Kriegervereine mit über drei Millionen Mitgliedern ein regelrechter Fahnenkult. Veteranenvereine, sog. Kampfgenossenschaften von 1870/71, gab es in fast jeder Stadt, und ihr Ehrenzeichen war die jeweilige Vereinsfahne.

Krug mit Eisernes Kreuz, Lorbeerkranz und Bändern in deutschen Farben, Hersteller unbekannt (um 1914) – BLM Karlsruhe: Inv. Nr. 92/379-12

Deren Ausgestaltung war von der preußischen Regierung stark normiert worden. Zentrale Motive waren das Eiserne Kreuz und der Preußische Adler, Lorbeerkränze oder Eichenlaub, Schwerter und Kanonen – also dieselben Motive, die sich auch auf patriotischem Geschirr wiederfinden – ergänzt um die Hauptparolen des Kriegervereinswesens »Mit Gott für Kaiser und Reich« bzw. »Mit Gott für König und Vaterland«.[29]

Parolen

Eine weitere Kategorie von Propaganda-Keramik ist diejenige mit patriotischen Losungen. Dazu gehören vaterländische Lieder und Verse, die Parolen der Kriegervereine sowie markige oder pathetische Aussprüche von Herrschern oder Politikern. Diese Zitate stehen allerdings selten allein, sondern sind zu-

Wandteller »Gloria Victoria – Mit Herz und Hand fürs Vaterland«, Entwurf: Ludwig Hohlwein, Großherzogliche Majolika Manufaktur Karlsruhe (um 1915) – BLM Karlsruhe: Inv. Nr. M 216

sammen mit Symbolen oder Herrscherporträts oder auf Figuren zu finden.

Besonders beliebt waren die Lieder »Ich hatt' einen Kameraden«, »Gloria Viktoria, mit Herz und Hand fürs Vaterland« und »Die Wacht am Rhein«, das im Kaiserreich fast schon die Bedeutung einer Nationalhymne hatte. Bei den Kleinplastiken »Landsturmmann« und »Infanterist« aus den Zeller Keramischen Fabriken, in die jeweils eine Zeile des Refrains der »Wacht am Rhein« eingraviert ist, gerät die militärische Aussage des Liedes zunächst stärker in den Blickwinkel als die nationale, allerdings wird sie durch die Haltung der Figuren – Gewehr geschultert bzw. bei Fuß – die nicht martialisch, sondern defensiv wachsam wirkt, wieder abgeschwächt. So kann man Landesverteidigung demonstrieren – »zum deutschen Rhein, wir alle wollen Hütern sein!« Das Leitmotiv des Verteidigungskrieges findet sich auch beim Teller von Wächtersbach, auf dem Soldaten zum Abschied winkend die Heimat verlassen, »zu halten dem Lande die treuliche Wacht«, hier wird allerdings auch Angriffslust signalisiert »wir ziehen hinaus in den Krieg in die Schlacht«, ebenso wie bei Ludwig Hohlweins trommelndem Landsturmmann, der »mit Herz und Hand fürs Vaterland« mutig und siegesgewiss (»Gloria Viktoria«) voranstürmt.

Zitate aus Reden Bismarcks, Wilhelm II. und Bethmann-Hollwegs dienten ebenfalls dazu, die Zustimmung der Bevölkerung zum Krieg zu gewinnen oder zu bestärken. Das Zitat »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche«, die »Burgfriedensformel« Wilhelms II., rief zur politischen Geschlossenheit jenseits aller Parteigrenzen auf und war vor allem an die Sozialdemokraten gerichtet. Aus Bismarcks berühmter Reichstagsrede von 1888 fanden die Worte »Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt« Wiederverwendung für die neue Situation. Sie sind ein Beispiel dafür, wie militärische Aktionen bzw. »kampfesfreudige Vaterlandsliebe« mit Religiösem verwoben und so legitimiert wurden.[30] Auch das Eiserne Kreuz bediente sich ja einer traditionell christlichen Symbolik. Ähnlich motiviert sind die Worte aus dem sog. Friedensangebot des Reichskanzlers im Dezember 1916 und deren Darstellung auf Kriegsdevotionalien »Gott wird richten. Wir wollen furchtlos und aufrecht unsere Straße ziehen: zum Kampfe entschlossen, zum Frieden bereit«.[31] Dass sowohl beim Lied- als auch beim Redezitat die Kurzform ausreichte und der »Rest« sozusagen mitgedacht wurde, verweist auf den hohen Bekanntheitsgrad dieser Texte im Volk.

Personenkult

»Von den führenden Persönlichkeiten musste natürlich Hindenburg am meisten herhalten«,

beschrieb Philipp Rosenthal seinen Eindruck von der »Kriegsmesse« in Leipzig 1915. Hindenburg kämpfte bereits 1870/71 im Deutsch-Französischen Krieg. Seine große Beliebtheit geht jedoch auf die »Schlacht bei Tannenberg« in Ostpreußen zurück. Das Konterfei des Generalfeldmarschalls war allgegenwärtig, gefolgt in der Rangfolge der beliebtesten Porträts vom Abbild Kaiser Wilhelm II. Doch auch »Seehelden«, Heerführer und Kronprinzen gehörten zum Bildrepertoire von Tellern, Vasen und Bierkrügen und mit Auguste Victoria im Spiegel eines Tellers erinnerte sogar ein weibliches Mitglied des Herrscherhauses »an die Kriegsjahre 1914–17«. Wilhelm II. wurde oft mit einem seiner Aussprüche oder mit seinem Bündnispartner Kaiser Franz-Joseph von Österreich-Ungarn abgebildet. Ihn und Hindenburg gab es zudem als Porzellanfigur für den Schreibtisch oder die Wohnzimmervitrine. All diese Führer-Personen verwiesen entweder auf die militärische Stärke Deutschlands oder eine kriegerische und siegreiche Dynastie und dienten somit ebenfalls der Festigung der Siegesgewissheit und der Identifikation des Volkes mit der Einheit aller Deutschen als Nation.

Porzellanfigur Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg (Höhe: 24 cm; um 1915) – Königliche Porzellanmanufaktur Meißen, BLM Karlsruhe: Inv. Nr. 95/1244

Kriegsweihnachten

Von den großen Porzellanherstellern Meißen, KPM Berlin und Rosenthal wurden seit ca. 1910 Weihnachtsteller herausgebracht. In den Jahren 1914–1917 zeigten diese auch Kriegsmotive: Soldaten mit Tannenbaum im Schützengraben, Soldaten auf Wache in einer Winternacht etc.

Die Porzellanmanufaktur Carl Tielsch in Altwasser produzierte ein Kaffeeservice zur Kriegsweihnacht. Die Kanne zeigt einen Soldaten im Schnee, der, mit seinem langen Bart an Nikolaus erinnernd, sehnsüchtig ins Fenster einer Stube schaut, in der eine Frau mit ihrem Kind den Weihnachtsbaum betrachtet. Auf der dazugehörigen Tasse sind Kinder vor dem häuslichen Herd dargestellt und ein

Teller: Kriegsweihnachten 1915, Soldatengrab, Georg Schmider, Zeller Keramische Fabriken, Stadt Zell am Harmersbach, Inv. Nr. 939

Soldat mit Weihnachtsbaum, der sich aus der Ferne nähert.

Kriegerischer muten die Motive der Weihnachtsserie 1915 der Zeller Keramischen Fabriken an, bei der nur die Beschriftung den Bezug zu Weihnachten herstellt. Hier sind Dragoner, Kriegsgerät, Kriegsschiffe und ein Soldatengrab Bildthema. Das Spritzdekor mit scherenschnittartig schwarzen Silhouetten vor winterlichem Abendhimmel nimmt den Motiven jedoch die Schärfe und taucht sie in ein diffuses Licht, das eine melancholische Stimmung verbreitet. Einsam und opferbereit, so könnte die Botschaft dieses Bildgeschirrs lauten, kämpft und wacht der deutsche Soldat im Niemandsland der Fremde für die Sicherheit seiner Familie in der Heimat, während diese zu Hause unterm Weihnachtsbaum ihrer Männer im Felde gedenkt.

Mit der Darstellung des (heimischen) Weihnachtsbaumes im Schützengraben oder der imaginären Schaffung eines »draußen im Felde« und »daheim in der Stube« werden Front und Heimat emotional miteinander verwoben zur Schicksalsgemeinschaft eines »deutschen Volkes in Waffen gegen eine Welt von Feinden«.[32]

Kriegsfront

Kampfszenen, Schlachtenplätze und Soldaten waren ebenfalls beliebte Motive und dienten zur Darstellung der militärischen Überlegenheit Deutschlands. Die Porzellanmanufaktur Meißen hielt auf Tellern siegreiche Schlachten und berühmte Kriegsschiffe des Ersten Weltkriegs fest.[33] Von Rosenthal gab es eine Reihe von Porzellanfiguren mit Soldaten »in Aktion« und eine Tellerserie, die den Waffengattungen gewidmet war.[34] Durch die Abbildung der Kruppschen Artillerie wurde moderne Kriegsführung zwar sichtbar, doch der industrielle Massen- und zermürbende Stellungskrieg blieb ausgeblendet. Präsentiert wurden Landwehrmänner und Dragoner, die ihre Angriffe mit Bajonetten und Säbeln führen, Soldaten in Siegerpose auf Ruinen, beim Sturmangriff auf den Feind, der am Boden liegt oder flieht. Diese Soldatenfiguren und -bilder haben nichts Individuelles, sondern stehen stellvertretend für die jeweilige Truppengattung. Dem Infanteristen, dem Grenadier, dem Landwehrmann wurde ein Denkmal gesetzt, was wiederum die Kampfbereitschaft des so Geehrten stärken sollte.

Verletzung oder gar Tod wurden nur selten im Bild thematisiert und wenn, dann nicht im schlammigen Schützengraben oder Bombentrichter, sondern im weißen Schnee, im tröstlichen Abendrot oder im Lazarett. Der deutsche Soldat – so die beruhigende Bildaussage – wird entweder von Sanitätern oder Schwestern des Roten Kreuzes gepflegt,[35] oder

Porzellanfigur »Skiläufer«/»Soldat« (um 1915), Porzellanfabrik Philipp Rosenthal, Kunstabteilung Selb, Porzellanikon – Staatliches Museum für Porzellan Hohenberg a. d. Eger/Selb, Dauerleihgabe Oberfrankenstiftung Bayreuth: Inv. Nr. 438/79

er stirbt, gestützt von einem »treuen Kameraden« und würdevoll bestattet in einem eigenen Grab, auf dem das Schwert noch als Kreuz dienen kann. Mit dieser Symbolik von Kameradschaftsmythos und religiöser Sinngebung (»für Gott, Kaiser und Vaterland«) wird nicht umsonst gestorben. »Dem stillen treuen Held«[36] gebührt Ruhm bis über den Tod hinaus.

»Heimatfront«

Selbst Kinder wurden in die Kriegsbegeisterung mit einbezogen. Die militärische Präsenz im Kinderzimmer zeigte sich nicht nur in Bilderbüchern und beim Spielzeug, sondern auch auf Geschirr, das für Kinder bestimmt war. Spielerisch oder essend lernten schon die Kleinsten Waffen und »Kriegsspiel« als etwas Alltägliches wahrzunehmen. Gleichzeitig suggerierten Bildteller mit Kindern in Uniform und Holzgewehr auch dem Erwachsenen die Vorstellung vom Krieg als ungefährlichem Kinderspiel und dienten so der Verharmlosung oder Beruhigung.

Doch der Krieg zeigte schnell sein wahres Gesicht. In den frontnahen Städten trafen die Verwundeten bald massenhaft ein. Lazarette wurden in Schulen und Stadthallen eingerichtet und von Rot-Kreuz-Schwestern und dem Vaterländischen Frauenverein betreut. Um diese Kräfte zu mobilisieren und ihnen anschließend »ein künstlerisches Andenken an ihre segensreiche Tätigkeit zu verschaffen«, hatten – wie oben bereits berichtet – Rosenthal, Cadin und andere Porzellan- und Steinguthersteller Krankenschwesternfiguren,

Porzellanfigur »Krankenschwester« (um 1915), Hersteller unbekannt – BLM Karlsruhe: Inv. Nr. 95/1027

Teller mit Rot-Kreuz-Motiven oder Lazarettwidmungen produziert, von deren Reinerlös ein Teil »den Soldaten im Felde und den Witwen und Waisen der Gefallenen zugute« kam. So hatten auch diejenigen, die selbst nicht helfend tätig werden konnten, die Möglichkeit, ihre Vaterlandsliebe durch den Erwerb dieser Keramiken zu beweisen.

Der Aufruf zu materiellen Opfern beschränkte sich jedoch nicht auf diverse Spenden,[37] sondern betraf ganz konkret auch die Versorgung. Denn entgegen den Beteuerungen, dass in Deutschland genügend Vorräte an Nahrungsmitteln vorhanden seien, um die Versorgung der Militär- und Zivilbevölkerung auf lange Zeit zu gewährleisten, kam es schon Anfang 1915 zu Rationierungsmaßnahmen, Preissteigerungen und dem Appell an die Bevölkerung, ihre Lebensführung kriegsbedingt umzustellen. Dazu gehörte die Propagierung des sog. K-Brotes, das nur wenig Weizen, dafür umso mehr Kartoffelwalzmehl enthielt. Von Wächtersbach gibt es einen Teller, auf dem ein Mädchen in Schwälmer Tracht für dieses Notbrot wirbt, und auch die Einführung von Lebensmittelmarken im Jahr 1915 wurde von einem unbekannten Porzellanhersteller auf einem Brotteller dokumentiert.

Teller »Unser täglich Brod gieb uns heute« (1915), Hersteller unbekannt – BLM Karlsruhe: Inv. Nr. 90/358-16

Das Ende der keramischen Kriegsandenken und der Umschwung in der Porzellan- und Steingutindustrie

1916 flaute das Geschäft mit den Kriegssouvenirs ab. Von der vierten Leipziger Kriegs-

messe wurde als »angenehm« vermerkt, »dass die Kriegsandenken gegen die früheren Messen mehr in den Hintergrund traten, dass man unter ihnen eine kritische Sichtung vorgenommen und vieles Geschmacklose ausgemerzt hatte […].«[38] Als »geschmackvoll« galten der Fachwelt die noch 1917 beworbenen Muster der Porzellanfabrik Fraureuth (Sachsen): Sammelteller nach Meißener Rokokomustern, die mit handgemalten Medaillonbildern des Kaisers, der Kaiserin, des Kronprinzen oder Hindenburgs geschmückt waren, aber auch Wandteller mit den Darstellungen eines auftauchenden U-Bootes und eines durch Wolken fahrenden Zeppelins, mit deren Hilfe man die Kassen der Fürsorgeeinrichtungen füllen wollte. Denn ein Teil des Erlöses dieser für eine zahlungskräftige Klientel bestimmten Preziosen wurde an die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der Gefallenen überwiesen.[39]

Diese Produktion kam allerdings einem letzten Aufbäumen gleich. Die Mehrheit der Bevölkerung war kriegsmüde, ernüchtert und litt Not, auch wenn es in einem Artikel über die Leipziger Messe 1916 noch vollmundig hieß: »Während der Donner der deutschen Geschütze vor Verdun der aufhorchenden Welt den unbeugsamen, ungebrochenen Siegeswillen unseres Volkes in Waffen verkündet und sein Widerhall die Herzen unserer Feinde erzittern lässt, haben sich rund 2500 neutrale Ausländer in Leipzig davon überzeugt, wie es in dem seit 19 Monaten eingekreisten und ausgehungerten Deutschland aussieht. Einen Unterschied gegen Friedenszeiten werden sie kaum bemerkt haben. Die Speisekarten waren so reichhaltig wie früher, die Preise kaum höher, die Portionen nicht kleiner. Brot gab es so viel, wie man haben wollte, und selbst an Butter war kein Mangel.« Entweder muss dieser Artikel oder die Versorgung der Messe auf eine propagandistische Außenwirkung gezielt haben, denn das strenge Rationierungs- und Verteilungssystem hatte den Hunger nicht aufhalten können. Der Existenzkampf war schärfer geworden. Im berüchtigten »Steckrübenwinter« 1916/17 gab es nur noch Rüben anstelle von Kartoffeln und die Liste der Surrogate und Streckungssubstanzen wurde immer länger. Dies veranlasste eine Lüneburger Kunsttöpferei dazu, Wandteller mit folgenden Inschriften herauszubringen: »Allen, die zu nörgeln haben, nur drei Tage Schützengraben« und »Das Essen ist knapp! Gewöhnt es euch ab! 1916–17«. »Kriegshumor auf deutschen Kunsttöpfereien« nannte dies die Keramische Rundschau.[40]

So war mit anhaltender Dauer des Krieges aus den keramischen Andenken, die zunächst vorrangig zur patriotisch-stolzen Nachkriegserinnerung an »die große Zeit« gedacht waren, immer mehr ein Benefizartikel für Hinterbliebene und Andenken an die Gefallenen geworden und – wie die letzten Beispiele zeigen – sogar ein Ventil für den schwarzen Humor, den man zur Alltagsbewältigung brauchte.

Doch von Anfang an waren die Kriegsandenken mehr als nur ein Mittel der Propaganda gewesen – als Sinnbilder stolzer Selbstdarstellung, der Heimatverteidigung und patriotischer Vaterlandsliebe, der Verharmlosung des Krieges, aufopfernder Pflege, ja selbst des Heldentods – dienten sie auch der Nervenberuhigung und dem Nähebedürfnis zu den angehörigen Soldaten an der Front. Als emotionale und mentale Verbindung zwischen Front und Heimat waren sie somit auch ein Medium des Trostes in angsterfüllten Zeiten. Aber vielleicht ist gerade darin ein besonders perfider Aspekt ihrer propagandistischen Wirkung zu sehen.

In der feinkeramischen Industrie, die in den ersten Kriegsjahren große Einbußen

hinnehmen musste, hatte sich viel verändert. Ein Teil der Betriebe war stillgelegt worden und ein anderer Teil der Porzellanindustrie war – auf der Suche nach Ersatz für fehlende kriegswichtige Metalle – zur Kriegsindustrie geworden, da man feststellte, dass Porzellan diese Metalle oft ersetzen konnte. »Alle Arten von Gegenständen«, schrieb Dr. Sering von Rosenthal-Porzellan im Dezember 1917 zur Wirtschaftslage, »Montierungsartikel, die wir im Frieden gewohnt waren, nur aus Metall zu beziehen, können als Ersatz aus Porzellan hergestellt werden […]. Ganz besonders wichtig aber ist das Porzellan als elektrotechnisches Isoliermaterial für die verschiedenartigsten Zwecke geworden und viele Fabriken die früher nur feine Gebrauchsgeschirre und Luxuswaren hergestellt haben, sind zum guten Teil heute damit beschäftigt, die technischen Gegenstände auszuführen […].«[41]

Bereits ab 1917 gab es auch für Gebrauchsgeschirr wieder eine bessere Auftragslage und vor allem die Zeit nach dem Krieg war geprägt von Nachholbedarf im In- und Ausland, so dass sich die Keramikindustrie schnell erholte – der Absatzmarkt USA war ihr jedoch infolge des Krieges zu einem großen Teil an den Konkurrenten Japan verlorengegangen.

»›Mit Herz und Hand fürs Vaterland‹ – Propaganda-Keramik aus der Zeit des Ersten Weltkriegs« ist Thema der Sonderausstellung des Badischen Landesmuseums in seinem Zweigmuseum, dem Keramikmuseum Staufen, 79219 Staufen, Wettelbrunnerstr. 3. Sie ist vom 6. Juli bis 30. November 2014 zu sehen, sowie nach der Winterpause des Keramikmuseums vom 1. Februar bis 14. Juni 2015.

Anmerkungen

1 Zusicherungen darüber gaben die meisten Porzellanfabriken; S. Keramische Rundschau 1914, Nr. 38, S. 367.
2 Keramische Rundschau 1914, Nr. 43, S. 387 f.
3 Rosenthal produzierte seit ca. 1900 Hoch- und Niederspannungsporzellan (Isolatoren). Vgl. auch Ellen Mey: Porzellan aus Hof und Oberkotzau. Hof 2002, S. 43; zur Majolika s. Monika Bachmayer/Peter Schmitt: Karlsruher Majolika 1901 bis 2001. 100 Jahre Kunstkeramik des 20. Jahrhunderts. Karlsruhe 2001.
4 Keramische Rundschau 1915, Nr. 39, S. 235.
5 Sprechsaal 1915, Nr. 12 v. 25. März, Titelseite.
6 Sprechsaal 1914, Nr. 52, S. 685.
7 Sprechsaal 1915, Nr. 10, S. 93.
8 Sprechsaal 1915, Nr. 47, S. 418.
9 Aus: Schwarzburger Werkstätte für Porzellankunst. Werkverzeichnis. Ein Handbuch für Sammler, Kunsthandel und Museen. Hg. v. Thüringischen Landesmuseum Heidecksburg. Rudolstadt 2013.
10 »Meldereiter«, »Requirierung«, »Treue Kameradschaft«, »Rast«, »Abschied«, »Ostpreußische Familie auf der Flucht«; s. GLA Karlsruhe, 69 Majolika A 715, Kleinplastik, Militärische Titel, ca. 1914.
11 Der Welt-Spiegel. III. Halbwochenschrift d. Berliner Tagblattes 1915, Nr. 15 v. 21. Februar.
12 Dies betrifft vor allem auch die Produktion von Bildpostkarten. Als grundlegende Studie zu den »populären Bilderwelten« des Ersten Weltkriegs und deren Symbolkraft ist hier folgende Dissertation zu nennen: Christine Brocks: Die bunte Welt des Krieges. Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg 1914–1918. Essen 2008.
13 Keramische Rundschau 1914, Nr. 53, S. 440.
14 Keramische Rundschau 1915, Nr. 44, S. 269.
15 Wie Anm. 11.
16 Werbeprospekt der Karl Schuhmann Porzellanfabrik »Patriotische Porzellan Neuheiten Kriegs-Andenken«, o. J., Porzellanikon, Selb, Archiv.
17 Der Deutsche Werkbund wurde 1907 in München mit dem Ziel gegründet, hohe handwerkliche Qualität in die damals beginnende Massenproduktion einzubringen.
18 Der Kunstwart 29 (1915), S. 32.
19 Dekorative Kunst, XVIII v. 7. April 1915, S. 224.
20 Ebd., S. 225.
21 Keramische Rundschau 1915, Nr. 20, S. 119.
22 Dekorative Kunst XVIII v. 7. April 1915, S. 225.

23 Damit könnten die oben beschriebenen Rosenthalfiguren und -teller gemeint sein.
24 Keramische Rundschau 1915, Nr. 49, S. 303.
25 Frankfurter Zeitung v. 8. September 1915, vgl. Bachmayer/Schmid 2001, S. 33, Anm. 17. Hier wurden wohl die Künstler Münch und Hohlwein verwechselt, da Wandteller zum Thema nur von Hohlwein bekannt sind.
26 Mascha: Kriegsgraphik. In: Das Plakat 8 (1917), S. 2, aus: Brocks 2008, S. 41.
27 Vgl. Brocks 2008, S. 195.
28 Sowohl Material als auch Form dieses Ordens waren symbolträchtig: Die Auszeichnung aus schwarzem mit Silber eingefasstem Gusseisen stand für ritterliche Pflichterfüllung und Zurückhaltung eines preußischen Soldaten und spielte zudem auf das Eiserne Zeitalter der antiken Mythologie an. Bewusst wurde auch die Form an das Balkenkreuz des Deutschen Ordens angelehnt: ein schwarzes Tatzenkreuz mit zum Ende hin breiter werdenden Balken auf einem weißen Mantel, wie ihn die Deutschritter seit dem 14. Jahrhundert tragen. Damit sollte der Krieg in die Tradition der Kreuzzüge gerückt und so sakralisiert werden; vgl. Lemma »Eisernes Kreuz« im Onlinelexikon Wikipedia.
29 S. hierzu Harm-Peer Zimmermann: Wie mit Vereinsfahnen Politik gemacht wurde. Preußische Zustände 1871 bis 1914. In: Andreas C. Bimmer (Hg.): Das Militärische im Volksleben. Marburg 2001, S. 67–81.
30 Es heißt dort: »Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen lässt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, dass die kampfesfreudige Vaterlandsliebe […] heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist […].«
31 Theobald von Bethmann Hollweg: Reichstagsrede. 80. Sitzung des Reichstags v. 12. Dezember 1916.
32 Nach Monathefte für deutsche Sprache und Pädagogik. Organ des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes XV (1914), H. 7 (September), Überschrift.
33 Z. B. die »Erstürmung von Lüttich«, die »Einnahme von Antwerpen«, den »Kreuzer Emden in Seeschlacht« und das U-Boot »U 9«. Die Entwürfe stammen von William Baring aus dem Jahr 1915.
34 Wie Anm. 11.
35 S. Teller von Rosenthal, Selb und Karlsruher Majolika.
36 Titel eines Keramikleuchters von Willy Münch Khe (Karlsruher Majolika) der den Gefallenen des Ersten Weltkriegs gewidmet ist.
37 Kriegsanleihen, U-Bootspende, Gold für Eisen, Deutsche Frauenhaar-Spende etc.
38 Sprechsaal, 1916, Nr. 13.
39 Sprechsaal 1917, Nr. 34, S. 249.
40 Keramische Rundschau 1917, Nr. 34, S. 210, Kunstgewerbe (aus »Neue Badische Landeszeitung«).
41 Weltspiegel 1917, Nr. 88.

Anschrift der Autorin:
Elisabeth Haug M.A.
Badisches Landesmuseum
Karlsruhe
Außenstelle Südbaden
Hauptstraße 11
79219 Staufen
Elisabeth.Haug@landes-
museum.de

»Verbündete im Himmel«

Religiöse Motive in Bildwerken des Ersten Weltkrieges

Hendrik Stössel

Obwohl der Kriegsausbruch auf die europäische Bevölkerung im schönen Sommer 1914 wie ein Schock wirkte, kam er nicht aus heiterem Himmel. Lange zuvor hat er sich angebahnt. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Frau Sophie von Hohenberg am 28. Juni 1914 durch einen bosnischen Attentäter war nicht Ursache sondern nur eben Anlass: der Funke, der das bereitgestellte Pulverfass explodieren ließ. Die ganze Energie und menschliche Perversion, die sich dabei entlud, wird exemplarisch erkennbar am deutschen Kriegsminister und Chef des großen Generalstabs Erich von Falkenhayn, der am 5. August 1914 gegenüber dem konsternierten Reichskanzler Bethmann-Hollweg zu der Formulierung fand: »Wenn wir auch darüber zugrunde gehen, schön war's doch.« Natürlich gab es auch weniger suizidal-aggressive Protagonisten, wie eben Theobald von Bethmann-Hollweg. Aber ebenso gab es auf allen Seiten den klaren Willen zum Krieg. Er bezog seine Dynamik aus national-chauvinistischen Ressentiments in Verbindung mit den Weltmachtambitionen der europäischen Zentralmächte, insbesondere Deutschlands und Englands. Gleichzeitig allerdings – so der australisch-britische Historiker Christopher Clark – fühlten sich alle getrieben, spätestens nach dem Sarajewo-Attentat. Alle – insbesondere in Deutschland – glaubten, unter Druck zu handeln bzw. einem ersten Schlag von außen zuvorkommen zu müssen. Alle – insbesondere der deutsche Kaiser – meinten, der Krieg werde ihnen gegen den eigenen Willen aufgezwungen. Gleichzeitig hat die politisch-militärische Klasse in Deutschland – aber nicht nur da – die Eskalation aktiv befeuert und so die Katastrophe herbeigeführt. 1914 war Europa mit Clarks Worten »unfähig zum Konsens«. Was dies konkret bedeutet hat, zeigen vor allem die individuellen Quellen wie sie im Projekt »Europeana 1914–1918« im Internet veröffentlicht sind, die Chroniken, Tagebucheinträge und individuelle Erlebnisberichte in staatlichen und kirchlichen Archiven. In z. T. erschütternder Weise befassen sie sich mit den Auswirkungen des Krieges im Alltag der Menschen und legen die Stimmungslage in der Bevölkerung offen. Aus ihnen entsteht ein gültiges Bild davon, wie die Betroffenen den Krieg erlebt haben und was er jenseits aller Propagandaschreierei für sie bedeutet hat.

Die Evangelische Kirche im Ersten Weltkrieg

1. Orientierung

Der Krieg von 1914 bis 1918 war der bis dahin größte in der Geschichte der Menschheit. Er hat in Europa begonnen, aber schnell die ganze Welt in Brand gesetzt: Den Nahen Osten ebenso wie Asien, Afrika und die Weltmeere. Mehr als 60 Millionen Menschen standen unter Waffen.[1] Fast 30 Länder auf allen Kontinenten waren in die militärischen Auseinandersetzungen verstrickt und rund 17 Mil-

lionen Tote[2] sind zu beklagen.[3] Die direkten Kriegsausgaben betrugen insgesamt über 950 Milliarden Goldmark.[4] Das entspricht etwa 2,5 Billionen Euro.[5] Davon entfielen allein 40% auf das britische Empire und das Deutsche Reich und weit über 13% auf die USA.[6] Die Wirtschaftskraft aller beteiligten Länder war mit solchen Größenordnungen heillos überfordert. Die soziale und politische Ordnung der am Krieg beteiligten Staaten wurde ebenso grundlegend erschüttert wie das internationale System.[7] In der Folge wandelte sich das britische Empire von einem der größten Gläubiger der Welt zu einem ihrer größten Schuldner. Das Deutsche Reich versank in einer monströsen Inflation. Die Kriegsgebiete – insbesondere in Nordfrankreich und Belgien – waren verwüstet und blieben auf Jahre hinaus verwundet. Im Gegensatz zu Deutschland, wo der noch katastrophalere Zweite Weltkrieg deutlicher in Erinnerung steht, bewahrt das kollektive Gedächtnis in Belgien, Frankreich und England bis heute den Ersten Weltkrieg als »den großen Krieg«: »La Grande Guerre« bzw. »The Great War«. 1918 hatte Europa seine Vormachtstellung in der Welt verloren.

Obwohl der Kriegsausbruch auf die europäische Bevölkerung im schönen Sommer 1914 wie ein Schock wirkte, kam nicht aus heiterem Himmel. Lange zuvor hat er sich angebahnt. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Frau Sophie von Hohenberg am 28. Juni 1914 durch einen bosnischen Attentäter war nicht Ursache sondern nur eben Anlass: der Funke, der das bereitgestellte Pulverfass explodieren ließ.[8] Die ganze – man kann es nicht anders sagen – kriminelle Energie und menschliche Perversion, die sich dabei entlud, wird exemplarisch erkennbar am deutschen Kriegsminister und Chef des großen Generalstabs Erich von Falkenhayn, der am

Betende Soldaten in einer zerstörten Kirche (Wehrgeschichtliches Museum Rastatt)

5. August 1914 gegenüber dem konsternierten Reichskanzler Bethmann-Hollweg zu der Formulierung fand: »Wenn wir auch darüber zugrunde gehen, schön war's doch.«[9]

Natürlich gab es auch weniger suizidal-aggressive Protagonisten, wie eben Theobald von Bethmann-Hollweg. Aber ebenso gab es auf allen Seiten den klaren Willen zum Krieg. Er bezog seine Dynamik aus nationalchauvinistischen Ressentiments in Verbindung mit den Weltmachtambitionen der europäischen Zentralmächte insbesondere Deutschlands und Englands. Gleichzeitig allerdings – so der australisch-britische Historiker Christopher Clark[10] – fühlten sich alle getrieben, spätestens nach dem Sarajewo-Attentat. Alle – insbesondere in Deutschland – glaubten, unter Druck zu handeln bzw. einem ersten Schlag von außen zuvorkommen zu müssen. Alle

– insbesondere der deutsche Kaiser – meinten, der Krieg werde ihnen gegen den eigenen Willen aufgezwungen.[11] Gleichzeitig hat die politisch-militärische Klasse in Deutschland – aber nicht nur da – die Eskalation aktiv befeuert und so die Katastrophe herbeigeführt. 1914 war Europa – mit Clarks Worten – »unfähig zum Konsens«.

✶

Das Gedenken an die 100-jährige Wiederkehr des Jahrestags des Kriegsausbruchs von 1914 fällt in das Reformationsdekadenjahr »Reformation und Politik«. 100 Jahre nach Beginn des Ersten Weltkriegs werden wir von Neuem vor die neuralgische Frage gestellt, wie es sich verhalte mit der evangelischen Kirche und der Politik. Neuralgisch ist die Frage, weil sie seit der Reformation im Grunde ungeklärt ist. Das zeigt sich daran, dass es bis zur Stunde jedes Mal Probleme gibt, wenn es auf der Kanzel politisch wird. Man denke an den Nachhall den Margot Käßmann 2010 ausgelöst hat mit ihrer Neujahrspredigt und dem Satz »Nichts in Afghanistan ist gut.« Viele Sätze aus vielen andern Predigten sind vergessen. Der nicht!

Die Frage nach ihrer Beziehung zur Politik zielt auf den Auftrag der Kirche. Der besteht darin, Jesus Christus zu verkündigen, »wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, als das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.« Die zeitlose Autorität der »Ersten Barmer These« besteht darin, dass sie die kirchliche Aufgabe unter allen Bedingungen und für alle politischen Verhältnissen bleibend gültig benennt. An ihrer bekenntnishaften Wahrheit – selbst wenn die am Vorabend des Ersten Weltkriegs noch unausgesprochen war – muss sich die Kirche immer schon und immer wieder messen lassen.

Daher beschäftigen wir uns im Folgenden
- mit den staatskirchenrechtlichen Rahmenbedingungen des Großen Krieges;
- mit der Mentalitätslage in der Gesellschaft und der Frage, wie die Evangelische Kirche in diesem Kontext mit ihrem Auftrag umgegangen ist;
- wir fragen nach Äußerungen des christlichen Glaubens zum Krieg;
- nach pazifistischen Impulsen;
- am Ende fassen wir die Grundlagen der Kriegstheologie in Deutschland zusammen.

Dabei konzentrieren wir uns auf den Protestantismus, werden aber auch einen Seitenblick auf die katholische Kirche werfen.

2. Zu den staatskirchenrechtlichen Rahmenbedingungen

Weil offizielle, kirchenamtliche Äußerungen, wie wir sie kennen, relativ selten sind, kann der Eindruck entstehen, die Evangelische Kirche habe zum Ersten Weltkrieg im Wesentlichen geschwiegen. Doch dieser Eindruck täuscht. Sie hat keineswegs geschwiegen sondern laut und deutlich gesprochen. Und zwar durch die Landesfürsten. Allen voran durch Wilhelm II.

2.1 Der Kaiser als *summus episcopus*

Zu den Regentenpflichten des Kaisers als preußischem König und *summus episcopus* gehörte die Verantwortung für den äußeren und inneren Bestand der evangelischen Kirche der älteren Provinzen Preußens.[12] Darin war selbstverständlich auch ein Kanzelrecht eingeschlossen.[13] Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass viele der öffentlichen Äußerungen

Wilhelms II. zum Krieg kirchlich bzw. christlich-theologisch konnotiert sind. Er setzte Gottesdienste an und ließ von ihm verfasste Kanzelerklärungen verlesen.[14] Er formulierte und verordnete Kirchengebete.[15]

Besonders eindrücklich ist in diesem Zusammenhang eine pastoraltheologische Ansprache, mit der sich der Kaiser 1916 an die Feldgeistlichen wendet.[16] Ihre Aufgabe sei es, daran zu arbeiten, dass das deutsche Volk lerne, den Krieg als Prüfungszeit hinzunehmen: »Wir brauchen praktisches Christentum. Die Beziehung unseres Lebens auf die Persönlichkeit des Herrn. […] Man muss sich täglich mit dem Herrn beschäftigen. Er muss zum Maßstab für die Praxis des Lebens werden. Nehmen Sie sich immer wieder vor, die Worte des Herrn für das alltägliche Leben nutzbar zu machen! Die Person des Herrn, die jetzt ganz entscheidend – vielleicht richtend – durch die Welt schreitet, sollen Sie uns achten lehren! Sie sollen sie vergegenwärtigen. […] Jedenfalls wird der größte Gewinn für unser Volk sein, dass es den Blick für den Herrn zurückgewonnen hat. Dass es begriffen hat: Man kommt ohne ihn nicht aus. Man muss mit ihm rechnen.«

So hat es geklungen, wenn der landesherrliche Bischof, wenn die evangelische Kirche der älteren Provinzen Preußens gesprochen hat. Und da es der Kaiser war, hat es der deutsche Protestantismus in seiner vielfältigen Gesamtheit gehört, zur Kenntnis genommen und selbstverständlich für sich akzeptiert.

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuss etwa – ein wenig holzschnittartig könnte man sagen: ein Vorläufer der heutigen EKD – erklärte 1917 in einer Grußadresse zum Geburtstag Wilhelms II.:

»[A]uch in schwerster Not früherer Tage hat das deutsche Volk zu seinen erhabenen Herrschern […] gestanden. In der Treue zu dem irdischen Herrn die Treue zu dem himmlischen Herrn bewährend. So auch jetzt zu Eurer Majestät zu stehen, ist nicht nur das Gelübde, das die evangelischen Kirchen Deutschlands Eurer Majestät in feierlicher Stunde aussprechen. Sondern auch das heiße Bemühen ihrer Gemeinden in dem Vaterlande aufgezwungenen Kampfe […].

Die evangelische Kirche ist in das Erinnerungsjahr der Reformation[17] eingetreten. Gegen eine Welt von Feinden erscholl des größten deutschen Mannes Siegeslied: ›Ein feste Burg ist unser Gott!‹ Treues Festhalten an den Gütern der Reformation verbürgt auch treues Festhalten an Kaiser und Reich und die Kraft zum siegreichen Durchhalten auch im furchtbarsten Weltkrieg der Weltgeschichte«.[18]

2.2 Die Allianz von Thron und Altar

Politisch hat sich das landesherrliche Kirchenregiment – der Summepiskopat – realisiert in der Allianz von Thron und Altar. Ein wichtiger Grundlagenbestandteil war Martin Luthers Lehre von den zwei Regimenten als Begründung und Legitimation vorfindlich christlicher Obrigkeit. Man sah in ihr eine durch Gottes Gnade gesetzte,[19] naturnotwendige und also unhinterfragbare Schöpfungsordnung. In diesem Kontext war der deutsche Protestantismus mit seinen Gliederungen, waren die Landeskirchen mit ihren landesherrlichen Bischöfen so umfassend in die kaiserlich-staatliche Kriegspropaganda eingebunden, dass er in seiner verfassten Form mit einer eigenständigen Botschaft kaum mehr erkennbar war. Darin liegt seine Katastrophe.

Tiefgreifende Auswirkung hatte dies u. a. auf das *munus ecclesiae propheticum*, das prophetische Amt der Kirche. Denn wie dem

prophetischen Amt Christi, so wohnt dem daraus abgeleiteten prophetischen Amt seiner Gemeinde eine herrschaftskritische Dimension inne. Sie wendet sich gegen Selbstüberhöhung und Selbststilisierung politischer Macht und umfasst darin den Ruf zu Umkehr und Buße. Ebenso richtet sie sich gegen jede Form der Privatisierung bzw. Entpolitisierung des Evangeliums und bewahrt dadurch – positiv gesprochen – seinen öffentlichen Anspruch.[20]

Auf diesem Hintergrund muss man sagen, dass die verfasste Kirche der wilhelminischen Ära – von wenigen Ausnahmen abgesehen – ihrem prophetischen, ihrem Wächteramt in Gestalt des Auftrags zur Friedensmahnung nicht nur nicht nachgekommen. Aufs Ganze gesehen war sie sich nicht einmal bewusst, ein solches Wächteramt überhaupt zu haben. Kaum hat sie über die innere Unabhängigkeit verfügt, die dazu erforderlich gewesen wäre. Kaum über jenes unverzichtbare Minimum an Distanz zu den Herrschern, geboren aus dem Bewusstsein, dass »die Herren dieser Welt gehen, aber unser Herr kommt«.[21]

2.3 Der Katholizismus im Kaiserstaat

Das gilt auch für den Katholizismus. Zwischen ihm und dem Protestantismus haben sich seit der Reformation unterschiedliche Auffassungen von der Beziehung der Kirche zur Nation bzw. zum Staat entwickelt.[22] Während Nation und Glaube für die katholische Kirche in ihrem Selbstverständnis als »societas perfecta« Konkurrenzbegriffe waren, standen sie im Protestantismus in grundsätzlich spannungsfreier und einander befruchtender Beziehung. Hierher gehört das Stichwort vom sog. Kulturprotestantismus. Deutscher Protestantismus und deutsche Kultur wurden zu Synonymen im Gegenüber zum angeblich antinationalen und damit antideutschen Katholizismus.[23] Dies begünstigte ein sublimes Konkurrenzverhältnis zwischen den großen Konfessionen und beförderte die deutsch-katholische Bemühung sich als besonders kaiser- und vaterlandstreu zu erweisen.

Verschärft wurden die Spannungen zudem durch Wilhelm II. selbst. Öffentlich betonte er zwar immer wieder,[24] nicht zwischen Katholiken und Protestanten zu unterscheiden.[25]

Andererseits gab es schroff antikatholische Äußerungen, beispielsweise gegenüber seiner Großtante, Anna von Preußen.[26] Sie war als Landgräfin von Hessen 1901 zum Katholizismus übergetreten. Die Reaktion des Kaisers als Herr des Hauses Hohenzollern bestand darin, sie kurzerhand aus der Familie auszustoßen: »Ich hasse die Religion, die Du angenommen hast; du bekehrst Dich also zu jenem ›römischen Aberglauben‹, dessen Vernichtung ich als meine Lebensaufgabe ansehe.«[27] Die Versöhnung zwischen den beiden kurz vor Annas Tod im Jahr 1918 änderte nichts an der Wirksamkeit des Gesagten, übrigens auch in Frankreich. Dort gab es nach der deutschen Beschießung der Kathedrale von Reims intensive katholische Versuche, den Krieg als Aggression des religiös degenerierten Deutschland gegen das angeblich »wahre Christentum« Frankreichs als der »ältesten Tochter der Kirche« darzustellen.[28] Die Vorwürfe gipfelten in der Behauptung, die deutsche Kultur sei atheistisch und heidnisch, roh und barbarisch und stehe der katholischen Kirche grundsätzlich feindlich gegenüber. Daher sei der Krieg ein Vernichtungskampf des Protestantismus gegen den Katholizismus, dem die deutschen Katholiken willig die Hand böten. Damit würden sie »Hochverrat an ihrer Religion« betreiben. Denn, so der Pariser Erzbischof Léon-Adolphe Amette, gegen Frankreich kämpfen, heiße, gegen Gott kämpfen.[29]

Mag diese Religionskrieg-These in Form und Inhalt sachlich falsch gewesen sein. Mag sie im deutschen Episkopat wütenden Widerspruch und starke Bekenntnisse zur kaiserlichen Kriegs- und Kriegszielpolitik hervorgerufen haben:[30] An antikatholischen Affekten national-protestantischer Ausprägung hat es nichts geändert. In manchen Kreisen sprach man etwa von der »Katholischen Internationalen« und meinte damit die Kriegsgegner Frankreich und den Papst im Verein mit dem deutschen Katholizismus. Später wurde daraus die sog. Schwarz-Rot-Goldene Internationale, in der sich Katholizismus, Kommunismus und Judentum gegen das Deutsche Reich verschworen hätten.[31]

3. Zur Bewusstseinslage Deutschlands im Ersten Weltkrieg

Insgesamt war die Bewusstseinslage in Kirche und Gesellschaft durch zwei Axiome geprägt, die vielfältig Eingang in Predigten und andere Äußerungen gefunden haben.

3.1 Das Axiom der jahrhundertelangen politisch-militärischen Bedrohung

Da war zunächst die Idee, Deutschland sei bereits seit langem bedroht und verfolgt. Es sei durch seine Nachbarn eingekreist und verraten worden. Aus Neid auf seine Stärke in Europa und den Kolonien wolle man es nun in seinem Machtanspruch beschneiden. Dass freilich von ebendiesem Deutschland mindestens seit 1870 – nicht zuletzt für Frankreich – eine erhebliche Bedrohung ausgegangen ist, wurde vollständig ausgeklammert.

Eindrücklich dokumentiert dies der »Aufruf deutscher Kirchenmänner und Professoren an die evangelischen Christen im Ausland« aus dem Jahr 1915.[32] Es handelt sich um die Generalrechtfertigung der deutschen Haltung zum Krieg, verbunden mit der kaum verdeckten Anklage gegen die anglikanische Kirche in Großbritannien. Ihr wird die alleinige Verantwortung zugewiesen für den Bruch der bisherigen ökumenisch-missionarischen Gemeinschaft, für die »Verrohung der Völker […] in mörderischem Kriege durch Hass und Verbitterung, [sowie dafür, dass] in den germanischen Protestantismus ein schier unheilbarer Riss gebracht ist [und] das christliche Europa ein edles Stück seiner Weltstellung einbüßt.«[33]

Am Beginn eines »brudermörderischen Krieges, in dem die christlichen Völker Europas im Begriff [sind], sich gegenseitig zu zerfleischen«[34] stehe Deutschland als Opfer eines »planmäßigen Lügengewebes, das den internationalen Telegraphenverkehr beherrscht, im Auslande unser Volk und seine Regierung mit der Schuld an dem Ausbruch des Krieges zu belasten [versucht] und es gewagt [hat], uns und unserem Kaiser das innere Recht zur Anrufung des Beistandes Gottes zu bestreiten.«

Niemand, der die Wahrheit sehen wolle, könne anzweifeln, dass Deutschland 43 Jahre lang Frieden gehalten habe. Doch nun müsse es sich schützen gegen die »Verwüstung durch asiatische Barbarei.«

Hier ist Russland gemeint, wobei man nicht vergessen sollte, dass der russische Zar Nikolaus II. (1868–1918) ein Vetter (und übrigens der bereits 1910 verstorbene britische König Edward VII. [1841–1910] ein Onkel) Wilhems II. war.

Auf England bezieht sich die Klage, selbst »die, die dem Blute, der Geschichte und dem Glauben nach unsere Brüder sind, und denen wir uns in der gemeinsamen Weltaufgabe wie kaum einem anderen Volk der Erde nah ver-

bunden fühlten«, hätten sich nun gegen das Deutsche Reich verschworen.[35]

3.2 Das Axiom der slawischen Bedrohung

Neben diese Verfolgungsängste trat als weiteres Element deutscher Selbst- und Wirklichkeitswahrnehmung die Idee, Deutschland und seine Kultur seien der Schutzwall gegen russische Hegemonialansprüche[36] und die daraus erwachsende Gefahr einer russisch-asiatischen Überfremdung Europas. Der Umstand, dass sich Russland seit der Jahrhundertwende zunehmend als Schutzmacht der slawischen Staaten – einschließlich Bosniens und Serbiens – verstanden hat, führte auf deutscher Seite u. a. zu dem Vorwurf, der Zar habe die serbisch-bosnischen Attentäter von Sarajewo protegiert und damit den Krieg herauf beschworen.[37]

Seinen förmlich-manifesten Ausdruck hat insbesondere das Kulturkampfargument, bereits im Jahr zuvor gefunden, am 4. Oktober 1914 in jenem verheerenden »Aufruf der 93: An die Kulturwelt« und seinem katastrophalen Bekenntnis zum deutschen Militarismus, hinter dem sich praktisch die gesamte kulturell-akademische einschließlich der theologischen Elite des Kaiserreichs versammelt hat. In zehn Sprachen übersetzt ist es in vielen tausenden Exemplaren in alle Welt gegangen.[38]

Der Aufruf versteht sich als Protest »gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde Deutschlands reine Sache in dem aufgezwungenen schweren Daseinskampfe zu beschmutzen trachten.« Dies wird in sechs thesenhaften Punkten entfaltet.[39] Das Zentrum bilden die Thesen 5 und 6. Kaum sonst irgendwo findet man den kulturellen Kontext dieses Krieges so deutlich formuliert wie hier. Es handelt sich nur um wenige Zeilen, deshalb seien sie wörtlich zitiert:[40]

»Es ist nicht wahr, dass unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts missachtet. Sie kennt keine zuchtlose Grausamkeit. Im Osten aber tränkt das Blut der von russischen Horden hingeschlachteten Frauen und Kinder die Erde, und im Westen zerreißen Dum-Dum-Geschosse unsern Kriegern die Brust. Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen. […]

Es ist nicht wahr, dass der Kampf gegen unseren sog. Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutz ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande das jahrhundertelang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins. […] Glaubt uns! Glaubt, dass wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.«

Im Ergebnis war es diese Mischung aus politischer Paranoia und kultureller Hybris, die das innere Selbstbild und die kollektive, auch kirchliche Mentalitätslage geformt hat, mit denen Deutschland in den Ersten Weltkrieg gezogen ist.

4. Weitere Formen kirchenaffiner Äußerung im Ersten Weltkrieg

Wenn man also in kirchlichen Archiven sucht,[41] findet man zwar keine Hirtenworte,

wohl aber Chroniken, Tagebucheinträge und individuelle Erlebnisberichte, die sich in z. T. erschütternder Weise mit den Auswirkungen des Krieges im Alltag der Menschen befassen und die Stimmungslage in den Gemeinden offenlegen.[42] Man begegnet wachsender Ernüchterung, weil die anfangs lebhafte Hoffnung nicht getragen hat, Not und Elend des Kriegs würden die Menschen gewissermaßen Gott in die Arme treiben und sich in der Verlebendigung des gemeindlich-gottesdienstlichen Lebens dauerhaft niederschlagen.[43]

Gleichzeitig gibt es Belege für umfängliches diakonisch-fürsorgliches Engagement – insbesondere der gemeindlichen Frauenvereine – zugunsten der Soldaten und ihrer verwaisten Familien.[44] Man findet Kirchen- und Gedenkbücher, Dokumentationen von Trauergottesdiensten mit Predigten und den Lebensläufen Gefallener; nicht zuletzt auch: Personalakten und Nachlässe von Pfarrern, die im Kriegsdienst eingesetzt waren.

Aus alldem entsteht ein gültiges Bild davon, wie die Menschen den Krieg erlebt haben und was er – jenseits aller Propagandaschreierei – für die Gemeinden bedeutet hat.

4.1 Die Gattung der religiösen Feldpostkarte

Zu diesen individuellen Quellen gehört nicht zuletzt die Feldpost.[45] In ihr kommt die Kriegsdeutung gleichsam zurück, die zuvor von den Kanzeln gepredigt und an theologischen Fakultäten gelehrt worden ist. Im Individuellen wird hier – gewissermaßen invertiert wie auf einem alten Fotonegativ – »die« Kirche mit ihrer Haltung zum Krieg erkennbar. Da sind z. B. rege Briefwechsel zwischen den Pfarren und ihren Gemeindegliedern im Feld. Man erfährt von den Sorgen und Nöten, Haltungen und inneren Auseinandersetzungen der Soldaten, nicht selten »sub specie aeternitatis« im Licht des unmittelbar bevorstehenden Todes.

Bei der Feldpost wiederum nimmt die Gattung der religiösen Feldpostkarte einen besonderen Rang ein.

In Aufnahme dessen, was zuvor von den Kanzeln verkündet wurde, variiert die religiöse Feldpostkarte das Thema »Gott ist mit uns«. Kriegserfahrung wird formuliert als Glaubens- bzw. religiöse Erfahrung.[46] Man findet – neben Gebetsmotiven und deutschnational geprägten Gesangbuchversen – nicht wenige, die den Krieg als Kampf gegen den Antichristen stilisieren, inkarniert im jeweiligen Gegner. Während die Postkarten in der Entente das Deutsche Reich im Allgemeinen und Wilhelm II. im Besonderen als mit dem Teufel im Bunde sehen, war es aus deutscher Sicht vor allem England, auf das Gottes Zorn herabgerufen wurde.

Das Empire war nach dem Überfall deutscher Truppen auf Belgien seinen Bündnisverpflichtungen folgend gegen Deutschland in den Krieg eingetreten. Dies interpretierte man in deutschen Kreisen als Verrat.[47]

Auf diesem Hintergrund entwickelte sich eine damals populäre Grußformel, die auf religiösen Feldpostkarten als vielfach variiertes Motiv erscheint.[48] Auf den Satz: »Gott strafe England!« erwartete man die bekräftigende Antwort: »Er strafe es!«

Ihren Ursprung hat diese Formel in dem schrecklichen sog. »Hassgesang gegen England«, eine Art Volkslied von Ernst Lissauer. Man sträubt sich, dieses unschuldige Wort hier zu verwenden. Doch die Verse fanden tatsächlich in der deutschen Bevölkerung schnelle Verbreitung. Sie brachten ihrem Verfasser den Roten Adlerorden ein:[49] Die zweithöchste Auszeichnung, die das Reich

zu vergeben hatte, verliehen durch den Kaiser selbst.

Lissauer war Mitbegründer der radikalliberalen Berliner Jüdischen Reformgemeinde.[50] Sie vertrat das Konzept einer »Enthebraisierung des Judentums«, d. h. der vollständige Assimilation. Lissauer war unter denen, die dabei entschieden vorangingen. Genützt ihm hat es ihm freilich nichts. So wenig wie andern Juden deren deutschnationale Gesinnung. Gleichwohl inspirierte sie ihn zu folgenden schlechterdings abartig anmutenden Reime:

»Was schert uns Russe und Franzos? / Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß / Wir lieben sie nicht / Wir hassen sie nicht / Wir schützen Weichsel und Wasgaupaß / Wir haben nur einen einzigen Haß« und am Schluss heißt es: »Haß zu Wasser und Haß zu Land / Haß des Hauptes und Haß der Hand / Haß der Hämmer und Haß der Kronen / drosselnder Haß von siebzig Millionen / Sie lieben vereint, sie hassen vereint / Sie haben alle nur einen Feind: / England«.[51]

Wie gesagt: ein Volkslied. Es schmerzt beim bloßen Hören. Und doch ist es wichtig. Es bringt eine Kraft zum Ausdruck, die in engem Zusammenhang mit der religiösen Dynamik des Ersten Weltkriegs steht und eigentlich die Kirche in ihrer Gesamtheit auf den Plan hätte rufen müssen. Stattdessen fand die Gottstrafe-England-Rhetorik Eingang nicht wenige Bibelauslegungen[52] und Predigten.[53]

4.2 Die Gattung der Kriegspredigt

Damit sind wir bei der Gattung der Kriegspredigt.[54] Wenn man die deutsche Predigtpraxis der Kriegsjahre in ihrer ausufernden Vielfalt zu überblicken versucht, wird jedenfalls dieses eine klar: Vor allem während des deutschen Vormarschs war der homiletische *common sense* über die Konfessionsgrenzen hinweg geprägt durch die religiöse Überhöhung des Krieges. Wie schon bei der religiösen Feldpostkarte, so auch hier: Gotteserfahrung im und durch den Krieg. Man sah ihn als »Gottes Stunde«, der den Glauben des deutschen Volkes prüfe und es zur Buße rufe. Der biblische wurde zum germanischen Gott.[55] Vom germanischen Protestantismus war schon die Rede. Das Christentum ging auf im Deutschtum und im Dienst der nationalen Erhebung bzw. des staatlich-militärischen Widerstands gegen die vermeintliche Bedrohung von außen.[56] Sinn- und begründungstiftend war dabei wesentlich ein geradezu gläubiges Kaiservertrauen.[57] Zu seinen theologischen Wurzeln gehört die Abhandlung »Von der weltlichen Obrigkeit«, die Martin Luther 1523 verfasst hat. Soweit es um Frage des Glaubens geht, wird hier die Macht des Landesherrn zwar insofern begrenzt, als man zum Glauben niemanden zwingen solle und zwingen könne.[58] Gleichzeitig wird ihm das Recht eröffnet und die Pflicht auferlegt, im Auftrag Gottes weltliche Zwangsgewalt auszuüben, um Ordnung und Frieden herzustellen bzw. zu bewahren.[59] In diesem Sinne – so Luther – habe der Fürst das weltliche Regiment zu führen und handelt es sich um »Gottes eigentliches Werk, Ordnung und Schöpfung«.[60] In der Ära des Wilhelminismus führte dies zu der fatalen Umkehrung: Wie auf Erden, so Himmel – wahrscheinlich die größte Gefahr menschlichen Handelns überhaupt.

Die Übertragung dieses Konzepts auf den militärischen Kontext ist dann Luthers Schrift »Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können« (1526) ein weiteres Begründungselement.

Die Aufgabe des Kriegsdienstes besteht danach in der Herstellung bzw. Wahrung äuße-

rer Gerechtigkeit nach dem Willen des von Gott eingesetzten Herrschers. Deshalb hat dieser den Gehorsam der Untertanen zu beanspruchen. Für den Soldaten bedeutet dies, dass er guten Gewissens sein Handwerk verrichten kann, solange er es als Erfüllung des auf Gehorsam gerichteten göttlichen Willens versteht und in diesem Sinne vollzieht. Es handelt sich dabei um einen Akt der Selbstnicht der Fremdinterpretation: Der Soldat interpretiert sein Tun für sich vor Gott. Zuerst als Gehorsam diesem und seiner Ordnung gegenüber und dann – in zweiter Linie – gegenüber dem Herrscher bzw. dessen Befehl. Dass der Grat zwischen Selbstinterpretation und Selbstrechtfertigung ein schmaler ist, lässt sich kaum bestreiten.

Für Luther ist das entscheidende Kriterium das gute Gewissen. Es erwächst aus dem Gehorsam gegenüber der weltlichen Herrschaft und damit gegenüber Gott. Entsprechend empfiehlt er dem Soldaten, sich Gott im Gebet anzubefehlen. Und er fügt hinzu: »Willst Du darauf das Glaubensbekenntnis und ein Vaterunser sprechen so kannst du's tun. […] Damit befiehl Leib und Seele in seine Hände. Dann ziehe vom Leder und schlage dazwischen in Gottes Namen.«[61]

So waren es maßgeblich diese beiden Gesichtspunkte, die zur Gleichsetzung von »irdischem Herrn« und »himmlischem Herrn« geführt haben – wir erinnern uns der Grußadresse des Kirchenausschusses zum Kaisergeburtstag – sowie zu der verheerenden Interpretation des Krieges als Willen Gottes bzw. theonomes Erziehungsprogramm für das Volk, wie es Wilhelm II. in seiner Ansprache an die Feldgeistlichen entwickelt hat.

Als repräsentatives Beispiel der homiletischen Umsetzung dieser doppelten akzentuierten Kriegstheologie mag eine evangelische Predigt dienen, am Neujahrstag 1915 gehalten wurde. In Auslegung der Vaterunserbitte »Dein Reich komme« (Mt 6, 10b) – übrigens war das Vaterunser ebenfalls ein häufiges, z. T. kriegsadaptiertes Motiv auf Feldpostkarten – heißt es dort u. a.:[62] »Unsere fernsten Nachkommen werden singen und sagen von diesem Jahre des furchtbarsten Völkerkampfes der auf Erden getobt hat, von dem Überfall der halben Welt auf das friedliche Deutschland, von der deutschen Einigkeit und Opferfreudigkeit, von deutscher Kraft und deutschem Heldentum, von nie geahnten Siegen deutscher Waffen und vom zähen, ergreifenden Ringen im Osten und Westen, zur See und in den Lüften. Blutrot ist der Strahlenkranz in dessen Schmuck das Jahr 1914 ins Meer der Zeiten gesunken ist; aber ein Strahlenkranz ist's, der allen kommenden Geschlechtern den Weg zu deutscher Größe weisen wird.« Und am Schluss hörte die versammelte Neujahrsgemeinde: »Der lange verdunkelte Glaube an höchstes Heldentum ist uns ja neu erstanden. Setzen wir den Fall, unsere Heere wären vernichtend geschlagen […]. Wer zweifelt, dass dann deutsche Frauen und Mädchen ihre Söhne und Brüder […] ihre Gatten und Väter […] anfeuern würden, in den gewissen Schlachtentod zu gehen? […] [Und] wo wären sie dann? In der Sprache der Religion lautet die Antwort: im Himmel! Und sie meint die wirklichste Wirklichkeit damit. Und dass sie Wahrheit meint, lehrt die Gegenwart, die sich für unsichtbare, doch darum nicht minder wirkliche Güter […] Millionen ihrer besten Söhne kosten lässt in dem gewaltigsten Anschauungsunterricht, der Menschen je zuteil ward. Und damit sind wir am Ende.«

Soweit das Zitat. Man kann sagen: Der einzig richtige Satz in alldem ist – und war auch damals! – dieser letzte. Insgesamt markiert der Ausschnitt ein Stück evangelischer Normalhomiletik im Großen Krieg. So ähnlich

konnte man es überall hören. In Brandenburg und Baden, in München und Hamburg, auch in London, Paris oder anderswo.

»Ausflug nach Paris« – »Auf Wiedersehen auf dem Boulevard« – »Auf in den Kampf! Mir juckt die Säbelspitze!« – Solche Darstellungen haben den Eindruck einer flächendeckenden Kriegsbegeisterung im deutschen Volk des Kaiserreichs nahegelegt und lange aufrechterhalten. Zahlreiche kriegshistorische Regional- und Mentalitätsstudien haben diesen Eindruck jedoch deutlich korrigiert.[63]

5. Die Stimme des Pazifismus in den Kirchen und ihrem Umfeld

Man kann manchen Namen nennen, der zeigt, dass es in den Kirchen und ihrem Umfeld auch dezidiert pazifistische Stimmen gegeben hat. Von außerhalb fällt vielleicht zuerst Bertha von Suttner ein. Sie wurde 1905 als erste Frau mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet und starb unmittelbar vor Kriegsausbruch am 21. Juni 1914.

Aus dem kirchlichen Kontext und weniger bekannt ist der Leipziger Pfarrer Georg Liebster,[64] der beklagte, es sei im »religiösen Kriegsfuror« jedes Verständnis für Jesus, Demut und Feindesliebe erloschen. Im verbreiteten Beten um den Sieg der deutschen Waffen erkannte er einen »Schlag gegen die Jesusreligion«.

Ebenso Papst Benedikt XV.: Am 28. Juli 1915 veröffentlichte er das apostolisches Schreiben »An die im Kriege sich befindenden Völker und ihre Leiter«.[65] Darin geißelt er mit scharfen, klaren Worten den Krieg und ruft die politisch-militärische Klasse zu Buße und Umkehr. Aber auch er hatte – wie man weiß – keinen Erfolg. Der deutsche Episkopat distanzierte sich vom eigenen Papst[66] und der französischen Seite galt er nach einem weiteren vergeblichen Friedensappell im Jahr 1917[67] als »pape boche«, was doppeldeutig ist und so viel bedeutet wie »Schweinepapst« und »Papst der Deutschen«.[68]

Nennen könnte man gewiss auch manchen badischen Namen – doch wir brechen hier ab und beschränken uns auf zwei besonders exponierte Beispiele überregionaler Bedeutung.

5.1 Das Konstanzer Friedenskonzil[69]

Der Internationale Versöhnungsbund

Man stelle sich vor: Mitten im »militärischen Getümmel jener Jahre« kommen am Tage des Kriegsausbruchs im badischen Konstanz 80 Delegierte aus zwölf Nationen und 30 Konfessionen zusammen und gründet den Internationalen Versöhnungsbund, der bis heute existiert und umfangreiche Friedensaktivitäten entfaltet.[70] Unter den Initiatoren befinden sich – neben dem englischen Quäker Henry Hodgkins und dem evangelischen Pfarrer Friedrich Siegmund-Schulze[71] – der evangelisch-lutherische Erzbischof von Schweden Nathan Söderblom und George Bell, der spätere Bischof von Chichester, mit dem Dietrich Bonhoeffer während der Nazi-Herrschaft in Deutschland enge Kontakte unterhalten wird.

Und während die Welt sich taub und heiser schreit in ihrem Willen zum Krieg, artikulieren die Konstanzer Delegierten unter Gebet und dem Hören auf Gottes Wort einen internationalen Willen zum Frieden.

Dass Siegmund-Schultze und Hodgkins beim Abschied einander in die Hand versprachen, Krieg und Gewalt nicht zu rechtfertigen noch sich gegeneinander aufhetzen zu lassen, ging im Kanonendonner unter. Aber es blieb gesagt, als Verpflichtung wie als Zeugnis – wirksam bis in unsere Tage –, dass einzelne Menschen gegen den Strom geschwommen

sind. Sie haben nicht nachgelassen, dem Wort Jesu zu folgen, das die Friedfertigen seligpreist und Gottes Kinder nennt.[72]

5.2 Weihnachten 1914

Eine andere noch erstaunlichere Geschichte handelt vom Weihnachtsfest 1914. Vor allem in Deutschland und Frankreich lange als unpatriotische Entgleisung[73] verschwiegen, wurde sie bekannt durch den britischen Gefreiten Frederick W. Heath. Was aus ihm geworden ist, ob er den Krieg überhaupt überlebt hat, ist unbekannt. Sicher ist nur, dass seine Schilderung am 9. Januar 1915 in der britischen »North Mail« erschien.[74] Es handelt sich um ein Wunder, das allein deshalb wahr ist, weil auch in diesem Großen Krieg die Kirche Jesu Christi lebendig war. Lebendig, wo man weder sie noch ihren Herrn erwartet hätte: Inmitten von Blut und Tod, Hochmut, Lüge und Gewalt. Lebendig mit ihrer Botschaft, dass Gott nicht den Tod des Sünders will, sondern seine Umkehr, damit er lebe. Weihnachten 1914 in Flandern an der Marne reichen Briten und Deutsche, in einigen Frontabschnitten auch Franzosen, Belgier und Deutsche einander zum Frieden die Hand.

Es beginnt damit, dass einer in einer Mischung aus Heimweh und Sentimentalität am Heiligen Abend – mehr für sich selbst als für andere – ein Weihnachtslied singt. Und dann noch eins. Und noch eins. Und weil es allen irgendwie ähnlich geht, klingen bald – man stelle es sich vor – aus den Schützengräben auf beiden Seiten abwechselnd Weihnachtslieder: englische, französisch, deutsche. Schließlich klettern zaghaft ein paar noch oben und dann werden es immer mehr. Man vereinbart, die Gefallenen zwischen den Linien in einem gemeinsamen Grab zu bestatten. Misstrauen ist immer dabei. Man achtet genau darauf, dass der andere keine Möglichkeit hat, die eigenen Stellungen auszuspionieren. Aber Weihnachten feiern sie trotzdem. Sie zeigen einander ihre Familien- und Hochzeitsfotos. Sie tauschen Zigaretten und Adressen, englischen Christmas-Pudding gegen ein Fass Bier, das die Deutschen in einer nahegelegenen Brauerei requiriert haben. Manchmal treffen sich auch alte Bekannte. Etwa der britische Restaurantgast und der Deutsche, der vor dem Krieg in London als Kellner gearbeitet hat. Alle miteinander sind sie es leid. An manchen Orten wird – ausgehend von den unteren Dienstgraden[75] – eigenmächtig für Weihnachten Waffenstillstand vereinbart.

Am ersten Weihnachtstag feiern sie einen gemeinsamen Gottesdienst in der Nähe von Fromelles, einem kleinen Dorf im äußersten Nordosten Frankreichs. Kurz vor der belgischen Grenze – und nur halbes Jahr später Schauplatz von Kampfhandlungen, bei denen in 24 Stunden 5400 vor allem australische [!] Soldaten ihr Leben lassen werden. Da versammeln sie sich im Niemandsland zwischen den Linien und beten gemeinsam: Der Herr ist mein Hirte. Zuerst auf Englisch vom Regimentspfarrer und dann auf Deutsch von einem Studenten. Engländer auf der einen und Deutsche auf der andern Seite, die Offiziere ganz vorn. Später gibt es ein Fußballspiel. Das ist nicht zuletzt deshalb ein besonderes Erlebnis, weil – wie ein deutscher Soldat nach Hause schreibt – die Männer jedes Mal in Gelächter ausbrechen, wenn ein Schotte zeigt, dass er keine Wäsche unterm Rock trägt.[76] Am Abend spendiert der deutsche Kompaniechef ein weiteres Fass Bier, das die Mannschaft zum britischen Graben rollt, während die Engländer sich mit einem gebratenen Schwein revanchierten. Zum Schluss spielt ein Schotte seinen Dudelsack.[77]

Am zweiten Weihnachtstag – ist Schluss. Als Befehl der Obersten Heeresleitung hat der Kompaniechef zu verkünden: Jegliche Verbrüderung mit dem Feind sei zu unterlassen. Falls die Freundschaftsbesuche weitergingen, solle auch auf die eigenen Kameraden geschossen werden. Und an seinen britischen Kollegen schickt er die Botschaft: »Gentlemen, wir teilen ihnen mit, dass wir um Mitternacht das Feuer wieder eröffnen müssen«.[78] So geschieht es. Über den englischen Gräben weht eine Flagge mit der Aufschrift »Merry Christmas« und über den deutschen eine mit der Aufschrift »Thank You«. Darunter geht das Morden weiter.

Das war die Weihnacht 1914 an der Marne: Ein erstaunliches Beispiel für Kirche an der Front und Pazifismus im Großen Krieg.

6. Die Kirche und der Krieg

Theologische Aspekte

Von Karl Barth ist die Äußerung überliefert, mit jenem unseligen »Aufruf der 93« sei ihm eine ganze bis dahin grundsätzlich für glaubwürdig gehaltene Welt von Exegese, Dogmatik und Ethik ins Wanken geraten. Denn wenn seine »sämtlichen theologischen Meister in Deutschland […] sich in geistige 42-Zentimeter-Kanonen« verwandeln konnten, dann konnten auch ihre theologischen Grundlagen nicht in Ordnung sein.[79]

Wir fassen diese Grundlagen nun noch einmal zusammen, indem wir an uns an den drei Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses orientieren.

6.1 Der erste Artikel

Die durchschnittliche Kriegstheologie hat auf die Frage nach Gott im Wesentlichen mit dem Offenbarungscharakter der Geschichte geantwortet. Nicht aus der Erforschung seines Wortes, nicht im »Murmeln über seinem Gesetz bei Tag und Nacht«, wie es im ersten Psalm heißt, erfahren Menschen etwas über Gott und seinen Willen, sondern – die hegelsche Metaphysik aufnehmend – aus der sich nach vorn entwickelnden Weltgeschichte. Sie ist als Quelle für Gottes Handeln mit seinem erwählten – d. h. hier: deutschen – Volk auszudeuten und auszubeuten.

»Über die endgültige Gerechtigkeit entscheidest nicht Du, sondern die Weltgeschichte«,[80] so lautete die bemerkenswerte Predigtbotschaft. Dass es am Ende womöglich zweierlei sein könnte: Menschenhandeln und Gotteshandeln, sein Wort und das des Kaisers, sein Wille und das Walten der Geschichte – dies lag weithin außerhalb des Plausibilitätshorizonts dessen, was man damals unter Theologie und Predigt im Lichte des ersten Artikels verstand.

Die Dialektik vom verborgenen und offenbaren Gott, die Luther als zentrales Element der Christusbeziehung verstand, wird aufgelöst in die vor Augen liegende Kriegswirklichkeit bzw. das sich wandelnde Kriegsglück. Es wird zur theologischen Normalaussage, dass der Gott, der im Frieden verborgen gewesen sei und geschwiegen habe, nun im Krieg und durch ihn von Neuem seinem (deutschen) Volk sich zeige, zu ihm spreche, und es zur Buße rufe.

In speziell diesem Sinne konnte selbst ein Christoph Friedrich Blumhardt seine Gemeinde dazu auffordern, »in allem dunklen Schicksalswalten den dahinter stehenden Herrn« zu erkennen. Von anderer, weniger prominenter Seite war zu hören: »Nicht Gründe und Gegengründe, nicht theologische Philosophie, nicht Bücher überzeugen. Gott selbst, der lebendige Gott im Wandel der Geschichte, im Einzelschicksal des Sol-

daten und der Familien, im Kriegsschicksal. Gott überwiegt. Er lebt, er redet [und] ich darf auch, ich muss mit ihm reden.«[81]

Abgesehen von der katastrophalen Verzweiflung, in die der schlichte Appell, den Herrn im Dunklen zu suchen, jene Millionen stoßen musste, die tatsächlich davon betroffen waren, gibt es hier offenkundig kein Bewusstsein, vom Unterschied zwischen Gott und seinem Handeln und dem Menschen und dessen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Interessen. Wie selbstverständlich fand man auf dieser Grundlage zu Formulierungen der folgenden Art: »Seinem Volke drückt Gott selbst das Schwert in die Hand; wir müssen es zücken, um unsere heiligsten Güter zu verteidigen. Wir hatten geglaubt ihrer uns im Sonnenschein erfreuen zu dürfen. Gott hat es anders gewollt.«[82]

Besonders markant ist die Verknüpfung des ersten Artikels mit populär-darwinistischem Gedankengut. »Alles Leben besteht nur als Raub am Leben anderer. So biete dein Leben als Einsatz dar für dein Recht, an das Leben der anderen zu tasten […]. Setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein! Und siehe zu, daß Du der Stärkere bleibst mit all den Mittel die dir das Leben an die Hand gibt […] und hilf deinem Volke dazu, daß es da bleiben kann wohin seine geschichtliche Entwicklung, wohin Gott selbst es gewiesen hat.« [83]

Wohlgemerkt und noch einmal: Wir reden hier nicht von Spitzensätzen, sondern von einer Durchschnittstheologie, die den Krieg als notwendiges Mittel des verborgenen Schöpfergottes versteht und als »Gericht der Zerstörung über alles Lebensunfähige«.[84]

6.2 Der zweite Artikel

Als Voraussetzung wie als Folge entspricht dem, dass der zweite Artikel für den theologisch-homiletischen Mainstream irrelevant war. Ob unter Absehung von Jesus Christus überhaupt christlich von Gott geredet werden könne, erschien weithin noch nicht einmal als Frage. »Die Christliche Welt«, eine der wichtigsten theologischen Publikationen der Zeit, bringt diese Eigentümlichkeit treffend – freilich nicht beklagend sondern befürwortend – auf folgenden Punkt: »Das Christentum, das zurzeit besteht und gepflegt wird, ist nicht dogmatisch und hat mit dem kirchlichen ›Bekenntnis‹, gar mit den Einzelheiten des zweiten Glaubensartikels nichts zu tun; aber es wird von der treibenden Grundkraft aller echten, ursprünglichen Frömmigkeit getragen, von Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe zu dem allmächtigen, barmherzigen, heiligen und gerechten Gott!«[85] Soweit Jesus Christus in homiletisch-theologischen Äußerungen überhaupt eine Rolle spielte, geschah dies vor allem im Zusammenhang mit dem Topos seiner stellvertretenden Selbsthingabe. Darüber wurde er zum Helden ohnegleichen und den Soldaten zur Identifikation und Nachahmung vor Augen gestellt. Als biblischer Anknüpfungspunkt erfreute sich Joh 15,13 großer Beliebtheit, wo es heißt: »Niemand hat größere Liebe als der sein Leben lässt für seine Freunde«.

Einer der wenigen, die sich damit kritisch auseinandergesetzt haben, war Hermann von Bezzel,[86] der Leiter der Diakonissenanstalt Neuendettelsau und einer der Unterzeichner des »Aufrufs an die evangelischen Christen im Ausland«. Er beklagte bereits 1914 die seichten, geringen Zeiten, durch die der Protestantismus gehe. Man habe den Namen Jesu zu rasch, zu unvermittelt und zu einseitig betont und ernte nun als die Frucht die Bagatellisierung. Bezzel nennt es die »Entthronung« und »Depotenzierung Christi«.[87]

Zurecht, denn das Christusbild der deutschen Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg

stellt sich dar als Rechtfertigung und Überhöhung der von den Soldaten als Pflichterfüllung geforderten Selbsthingabe und Opferwilligkeit[88] und damit als katastrophale Missdeutung und Reduzierung.

6.3 Der dritte Artikel

Unser letzter Abschnitt führt uns zum Ausgangspunkt zurück: Wenn die Kirchen im Kontext des Großen Krieges auch nicht geschwiegen haben, so haben sie doch zum Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit wenig zu sagen gehabt. Wie zu vielem andern auch. In diesem Zusammenhang ist auf den spezifischen Transformationsprozess hingewiesen worden, dem der dritte Artikel unterworfen war.[89] In einer Predigt von 1915 heißt es, der Heilige Geist wecke auf aus der Welt- und Kulturvergötzung der Vorkriegszeit. Er belebe zur Erneuerung deutscher Pflichttreue und zwinge zum Hören, zu welchem sich freilich das Gehorchen zu gesellen habe. Das ist alles, was vom dritten Artikel des »Apostolischen Glaubensbekenntnisses« übriggeblieben ist. So instruiert sind sie dann in den Krieg gezogen und millionenweise gefallen. Dabei mag für viele, die äußerlich einigermaßen überlebt haben, gelten, was ein unbekannter Maschinistenmaat im April 1915 aus dem Feld an seinen Pfarrer geschrieben hat: »Es ist ja wahr, ich selber halte mich nicht für einen schlechten Menschen, aber ich vergleiche mich doch auch nicht mit dem […] Zöllner aus der Heiligen Schrift. Denn dieser glaubte wenigstens, dass ihm eine Vergebung gewährt würde. Ich dagegen glaube an keine Vergebung meiner eventuellen Sünden, da es mir unmöglich ist an einen Gott und ein ewiges Leben zu glauben. Diese gegen die Kirche gerichtete Sünde tut mir um Ihretwillen leid, da somit der von Ihnen mir erteilte Konfirmandenunterricht ohne jeden Erfolg geblieben ist.«[90]

Was dieser junge Mann geschrieben hat, hat auch damit zu tun, dass die Kirche in jener Zeit des Großen Krieges als Ganzes nicht wirklich gelebt hat. Jedenfalls nicht in der Weise, in der sie von ihrem Amt und Auftrag her eigentlich hätte leben müssen.

Dabei verkennen wir Heutigen nicht, dass wir vor derselben Frage stehen: Ob denn die Kirche, die wir repräsentieren, tatsächlich sei, was sie von ihren Amt und Auftrag her sein müsste. Der Erste Weltkrieg lehrt uns: Die Antwort hängt nicht zuletzt von der Theologie und damit von Art und Form des Glaubens ab, die unter uns wohnen.

Unter dem Titel »Verbündete im Himmel. Religiöse Motive in Bildnissen des Ersten Weltkriegs« wird das Melanchthonhaus Bretten ab September diesen Jahres der religiösen Kriegspropaganda u. a. durch Feldpostkarten eine eigene Ausstellung widmen.

Anmerkungen

1 Vgl. Bayrische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, online unter www.blz.bayern.de/blz/web/erster_weltkrieg/8.html.
2 Einschließlich der an Kriegsfolgen Gestorbenen.
3 Vgl. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, online unter www.lpb-bw.de/ersterweltkrieg.html.
4 Vgl. www.wie-sagt-man-noch.de/wissen/lexikon/2045/Erster-Weltkrieg-und-die-Kriegskosten.html.
5 Vgl. http://fredriks.de/HVV/kaufkraft.htm, Multiplikator für 1918: 2,6; daher 2,5 Billionen.
6 Vgl. http://www.wie-sagt-man-noch.de/wissen/lexikon/2045/Erster-Weltkrieg-und-die-Kriegskosten.html.

7 Vgl. Bayrische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, online unter www.blz.bayern.de/blz/web/erster_weltkrieg/8.html.
8 Vgl. ebd., online unter www.blz.bayern.de/blz/web/erster_weltkrieg.
9 Vgl. Bayrische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, online unter www.blz.bayern.de/blz/web/erster_weltkrieg/5.html.
10 So Clark im Umfeld der Veröffentlichung seines Buches »Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog« in Die Zeit, Nr. 38 v. 12. September 2013, S. 22 ff.
11 Vgl. Interview mit Christopher Clark. In: Die Zeit, Nr. 38 v. 12. September 2013, S. 22 ff.
12 Cura religionis, vgl. Jörg Winter: Staatskirchenrecht der Bundesrepublik Deutschland. Köln 2008, S. 32.
13 Ebd., S. 35 f.
14 Karl Hammer: Deutsche Kriegstheologie 1870–1914. München 1971, D 25, S. 205.
15 Ebd., S. 43 f.
16 Zum Folgenden ebd., S. 208.
17 Vgl. 400 Jahre Reformation.
18 Hammer 1971, S. 213.
19 Röm 13,1–4.
20 Gott in der Stadt. Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt, EKD-Texte 93 (2007), Abschnitt III: Die Kirche; 2.1.: Das dreifache Amt Christi und der Auftrag der Kirche, online unter http://www.ekd.de/EKD-Texte/ekd_texte93_4.html.
21 Gustav Heinemann, zit. n. Wolfgang Huber: Predigt am 2. Advent in der Friedenskirche zu Potsdam und der St. Matthäuskirche zu Berlin, online unter: http://www.ekd.de/predigten/huber/Huber_011209.html.
22 Dominik Burkhard: Mit dem Kaiser auf dem Weg durch die Zeit. Die Kirchen und ihr Selbstverständnis nach dem Kulturkampf im Kaiserreich. In: Heidrun Alzheimer (Hg.): Glaubenssache Krieg. Religiöse Motive auf Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs. Bad Windsheim 2009, S. 42.
23 Ebd., S. 44.
24 Ebd., S. 45.
25 Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Institut für westfälische Regionalgeschichte: Rede Kaiser Wilhelms II. bei einem Festmahl für die Provinz Westfalen am 31. August 1907 im Landesmuseum Münster, online unter www.lwl.org/westfaelische-geschichte/portal/Internet/finde/langDatensatz.php?urlID=1271&url_tabelle=tab_quelle.
26 1836–1918.
27 Hammer 1971, S. 78.
28 Burkhard 2009, S. 53.
29 Ebd., S. 51.
30 Hammer 1971, S. 78.
31 Burkhard 2009, S. 48 f.
32 Zum Folgenden s. Gerhard Besier: Die protestantischen Kirchen Europas im Ersten Weltkrieg. Göttingen 1984, S. 40 ff.
33 Ebd., S. 43.
34 Ebd., S. 40.
35 Besier 1984, S. 42.
36 Vgl. http://www.blz.bayern.de/blz/web/erster_weltkrieg/5.html, Ziff. 1.
37 Ernst Haeckel: Englands Blutschuld am Weltkriege, in Victor Franz (Hg.), Sein Leben, Denken und Wirken. Eine Schriftenfolge für seine zahlreichen Freunde und Anhänger, Jena 1943, S. 75, vgl. http://de.wikisource.org/wiki/Englands_Blutschuld_am_Weltkriege.
38 Zum Folgenden Besier 1984, S. 78 ff.
39 Die erste These reklamiert eine Art Staatsnotwehr für das Kaiserreich: Es habe den Krieg weder politisch noch militärisch gewollt, sei aber angesichts fremder Kriegsvorbereitungen zum Handeln gezwungen gewesen. Die Thesen zwei bis vier bestreiten nachdrücklich den Vorwurf, Deutschland habe die belgische Neutralität völkerrechtswidrig verletzt. Vielmehr sei man sei lediglich entsprechenden französischen und englischen – im Einverständnis mit Belgien gefassten – Plänen zuvorgekommen. Im Übrigen habe beim Einmarsch und während der Besetzung kein deutscher Soldat Leben und Eigentum der belgischen Bevölkerung angetastet. Auch treffe der Vorwurf nicht zu, deutsches Militär sei brutal gegen die Stadt Leuwen vorgegangen. Es sei vielmehr das Gegenteil von alldem richtig. Gewalt sei nur dort angewandt worden wo sie durch Not der gegen Angriffe aus der Bevölkerung gerechtfertigt gewesen sein. Dazu zähle auch die Beschießung von Teilen Leuwens. Sie sei ein Akt »schweren Herzens« geübter Vergeltung für Übergriffe einer »rasenden Einwohnerschaft«.
40 Zum Folgenden vgl. Besier 1984, S. 79.
41 Für z. B. die braunschweigische Landeskirche vgl. Friedrich Weber: 1913/1914 – Ein Blick auf die evangelische Kirche. Impuls zur Veranstaltungsreihe »1913: Jubeljahr? – Trubeljahr?« in der Abt-Jerusalem-Akademie zu Braunschweig am 11. September 2013. In: Theologisches Zentrum Braunschweig (Hg.): 1913: Jubeljahr? – Trubel-

jahr? Das Ende des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg. Braunschweig 2013, S. 8 f.

42 Dazu und zum Folgenden vgl. Manuskript von Udo Wennemuth: Quellen zum 1. Weltkrieg im landeskirchlichen Archiv, unveröffentlicht, zu beziehen über das Landeskirchliche Archiv Karlsruhe.

43 So etwa der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin in seiner Erklärung vom 11. August 1914 an die Geistlichen und Gemeinde-Kirchenräte. In: Hammer 1971, D 34, S. 211; s. dazu oben, Ziff. 2, Anm. 9.

44 Vgl. Weber 2013, S. 9.

45 Zum Folgenden vgl. Wennemuth, Quellen zum 1. Weltkrieg im landeskirchlichen Archiv.

46 Teresia Werner: »Gott mit uns«. Die Deutung des Ersten Weltkriegs im deutschen Katholizismus. In: Alzheimer 2009, S. 85 f.

47 Hammer 1971, S. 52.

48 Zum Folgenden vgl. Stephanie Böß: »Gott strafe England« – zur Kriegspropaganda auf Bildpostkarten. In: Alzheimer 2009, S. 225.

49 Vgl. http://www.j-zeit.de/archiv/artikel.85.html.

50 Ebd.

51 Vgl. http://www.volksliederarchiv.de/volksliedforschung-317.html.

52 Wie etwa – mindestens teilweise zustimmend – Martin Rade: Wissen wir, was wir tun (Lk 23,34). In: Hammer 1971 1870–1914, D 62, S. 248.

53 Böß 2009, S. 225 mit weiteren Nachweisen.

54 Zum Folgenden vgl. Hammer 1971, S. 50 ff.

55 Wolf Dieter Marsch: Die politische Predigt zu Kriegsbeginn 1914/1915. In: Evangelische Theologie 1964, S. 531 f., zit. n. Hammer 1971, S. 51.

56 Zit. n. ebd.; zum Folgenden vgl. dens.

57 Zit. n. ebd.; zum Folgenden vgl. dens.

58 Martin Luther: Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr gehorsam schuldig sei [1523]. In: Karin Bornkamm/Gerhard Ebeling (Hg.): Martin Luther Ausgewählte Schriften. Frankfurt a. M. 1982, Bd. 4, S. 36 ff. u. 63.

59 Martin Luther: Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr gehorsam schuldig sei [1523]. In: Bornkamm/Ebeling 1982, S. 40.

60 Martin Luther: Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr gehorsam schuldig sei [1523]. In: Bornkamm/Ebeling 1982, S. 54.

61 Martin Luther: Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können [1526]. In: Bornkamm/Ebeling 1982, S. 172 ff., 180 u. 220 f.

62 Zum Folgenden vgl. die Predigt von Eduard Le Seur, von 1913 bis 1916 Pfarrer in Berlin-Lichterfelde (www.petrus-giesensdorf.de/geschichte/pfarrer.htm). In: Hammer 1971, S. 50 u. Dokument 148, S. 334 f.

63 Peter Hoeres: Krieg und Pazifismus. Kriegslegitimationen im Krimkrieg – Ersten Weltkrieg – Kosovo-Krieg, S. 47; online unter www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb04/institute/geschichte/fachjournalistik/dateiordner/kriegundpazifismus.

64 Sebastian Kranich: Mit Gott in den Krieg. In: Kirchenamt der EKD (Hg.): Fürchtet Gott, ehrt dem König! Reformation. Macht. Politik. EKD-Magazin zum Themenjahr der Lutherdekade, Nr. 6 (2013), S. 81 f., online unter www.ekd.de/reformation-und-politik/download/20131118_reformation_und_politik.pdf.

65 Zum Folgenden vgl. www.vatican.va/holy_father/benedict_xv/apost_exhortations/documents/hf_ben-xv_exh_19150728_fummo-chiamati_ge.html.

66 Vgl. dazu und zum Folgenden vgl. Peter Bürger: Deutsch-katholischer Dschihad 1914–1918, online unter www.heise.de/tp/artikel/37/37531/3.html.

67 Ebd.

68 Vgl. www.kathpedia.com/index.php?title=D%C3%A8s_le_d%C3%A9but.

69 Dazu und zum Folgenden vgl. Weber 2013, S. 7.

70 In 40 Ländern tritt er für Frieden, Zivile Konfliktlösungen und Menschenrechte ein. Er ist beteiligt an der »Aktion Sühnezeichen«, an »Ohne Rüstung leben« und an der »Kampagne gegen Rüstungsexport«, um nur einiges Wenige zu nennen, vgl. www.versoehnungsbund.de/geschichte.

71 Einer der Pioniere der deutschen Friedensbewegung, vgl. Hans Greßel: Friedrich Siegmund-Schultze: Ein Pionier der Friedensbewegung, online unter www.zentralstelle-kdv.de/z.php?ID=114

72 Weber 2013, S. 7.

73 Vgl. www.museum-grafenwoehr.de/service/beitraege/weihnachtsfriede.

74 Vgl. www.welt.de/kultur/history/article13782421/Als-Briten-und-Deutsche-Weihnachtsfrieden-schlossen.html; vgl. auch die Begleitmaterialien zum Hörbuch »Der kleine Frieden im Großen Krieg. Westfront 1914: Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten« von Michael Jürgs, erschienen 2004 im Random House Verlag (Michael Jürgs: Der kleine Frieden im Großen Krieg. Westfront 1914. Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten. München 2003, S. 1 f.).

75 Vgl. www.museum-grafenwoehr.de/service/beitraege/weihnachtsfriede.
76 Vgl. www.welt.de/kultur/history/article13782421/Als-Briten-und-Deutsche-Weihnachtsfrieden-schlossen.html.
77 Vgl. www.museum-grafenwoehr.de/service/beitraege/weihnachtsfriede.
78 Ebd.
79 Zit. n. Eberhard Busch: Karl Barths Lebenslauf. München 1978, S. 93 f.
80 Hammer 1971, S. 109.
81 Ebd., S. 96.
82 Ebd., S. 98.
83 Zum Folgenden ebd., S. 99.
84 Ebd., S. 100.
85 Zit. n. ebd., S. 129 ff.
86 1910 in den Adelstand erhoben.
87 Hammer 1971, D 119, S. 314.
88 Ebd., S. 134.
89 Dazu und zum Folgenden ebd., S. 135.
90 Ebd., D 98, S. 286.

Pfarrer Dr. Hendrik Stössel
Theologischer Referent der Europäischen Melanchthon-Akademie Bretten
Melanchthonstraße 1–3
75015 Bretten
E-Mail: dr.stoessel@melanchthon.com
Tel. 07252 / 9441 19
www.melanchthon.com

Weltbilder vor 1914

Einflüsse auf die (Selbst-)Wahrnehmung des Kaiserreichs in Kunst und Technik um die Jahrhundertwende

Barbara Wagner

»In einer Spannung, die sich immer weiterer Kreise des Volkes bemächtigt und unter der nachgerade auch gute Nerven leiden, wartet man jetzt noch auf die Entscheidung, die unmöglich mehr lange ausbleiben kann.« – So spitzte die »Frankfurter Zeitung« vom 31. Juli 1914 die Ereignisse zu und heizte die Kriegsstimmung mächtig an. Sie stand mit diesem indirekten Aufruf nicht alleine da, viele andere Gazetten rührten eifrig und seit geraumer Zeit mit. Auch wenn sich die Kriegsbegeisterung in weiten Teilen der Bevölkerung als eine in den Massenmedien geschickt lancierte Propaganda erwies, waren kritische Stimmen kaum wahrzunehmen. Nicht wenige Künstler ließen sich von der Euphorie infizieren und traten freiwillig den Dienst an der Waffe an – in gewisser Naivität nicht ahnend, was tatsächlich auf sie zukommen würde. Sie gehörten einer Generation an, die selbst noch keinen Krieg erlebt hatte. Nur der Erfolg von 1870/71 stand deutlich in Form des Kaiserreichs vor Augen, gepaart mit einer ordentlichen Prise Nationalismus. Aus dem Blick geraten schien jedoch die kontinuierliche Aufrüstung zu sein, die eine ungeheure Kriegsmaschinerie hervorbrachte. Selbst die 1902 eingeführte »Schaumweinsteuer« für die Kaiserliche Kriegsmarine – diese Steuer wurde übrigens bis heute nicht abgeschafft – blieb zwar eine lästige zusätzliche Abgabe, doch ohne Folgen für die Haltung gegenüber Rüstung und Säbelrasseln.

So unkommentiert, wie oft suggeriert wird, blieben die Aktionen und vor allem die Propaganda nicht. Es gab Mittel und Wege, die Politik auf einen Prüfstand zu stellen – in der Karikatur. In den »Fliegenden Blättern« und dem »Simplicissimus« finden sich zahlreiche Beispiele einer kritischen Auseinandersetzung mit den in Massenmedien wie Tageszeitungen und Familienzeitschriften aufgebauten Feindbildern. In einer Gegenüberstellung sollen die eingesetzten Motive analysiert werden.

Aus Anlass des 100. Jahrestages gedenken unzählige Ausstellungen und Publikationen des Ersten Weltkriegs. Unterschiedliche Fragestellungen befassen sich mit dem Krieg selbst, dem Schicksal einzelner Menschen – seien es Soldaten, Politiker oder die Zivilbevölkerung verschiedener Nationen –, historischen Zeugnissen und deren Auswertung oder lokale Besonderheiten. Es scheint nicht mehr möglich zu sein, sich diesem Thema entziehen zu können. Noch immer gilt es, ungeklärten Fragen nachzuspüren und das Interesse an der (jüngsten) Geschichte wach zu halten. Ein Überdruss ist nicht zu befürchten. Vielmehr bezeugt diese Vielfalt an Fragestellungen und Annäherungsversuchen die Notwendigkeit, sich individuell mit dem Gegenstand auseinanderzusetzen. So wird sich auch der folgende

Beitrag dem Ersten Weltkrieg annähern, indem er die Zeit vor der Kriegserklärung in einigen Aspekten beleuchtet. Das vorgegebene Maß erlaubt nur einen Streifzug, der einen groben Überblick über die Meinungsbildung der Bevölkerung geben kann.

Ganz unabhängig von den Zeitungsmeldungen über Krisen in Osteuropa, Ostasien oder Afrika war nicht nur die deutsche Bevölkerung 1914 auf kriegerische Auseinandersetzungen gut vorbereitet. Während der Weltausstellungen lieferten sich die Industrienationen einen Ideenwettstreit und überboten sich mit Präsentationen neuester (wehr-) technischer Errungenschaften. Mit der immer schneller voranschreitenden Industrialisierung stand nicht nur die europäische Gesellschaft um die Jahrhundertwende vor neuen Herausforderungen. Auch die Imperial- und Kolonialpolitik ebnete die Basis für weitere Konfliktfelder, auf denen die Großmächte mit allen Mitteln ihre Ansprüche geltend zu machen versuchten. Hier galt es zudem, innenpolitische Instabilitäten durch außenpolitische Ersatzhandlungen zu kaschieren. Sämtliche europäischen Großmächte sahen sich vor die Herausforderung gestellt, die sich emanzipierende, bürgerliche Gesellschaft mit dem aufstrebenden Geldadel, der durch die zunehmende Technisierung zu Vermögen und Ansehen gelangt war, in die Grenzen zu verweisen und einen – wie auch immer gearteten – nationalen Zusammenhalt zu beschwören.

Im Folgenden versucht der Beitrag einen kurzen Überblick über die gesellschaftliche Entwicklung vor Ausbruch des Großen Krieges zu skizzieren. Aspekte aus der Wissenschaft und Wirtschaft spielen dabei ebenso eine Rolle wie Utopien und Fantasien, aus welchen weiterführende Überlegungen angestellt werden. Zunächst richtet sich der Blick auf die zunehmende Technisierung der Umwelt mit ihren weitreichenden Einflüssen auf die Gesellschaft und ihre Wahrnehmung. Einen besonderen Schwerpunkt nimmt hier die Auseinandersetzung mit dem neuen Medium Film ein, weil mit den bewegten Bildern der Eindruck von Authentizität vermittelt werden konnte und gerade deshalb die Suggestion und die Manipulation der Wahrnehmung eine neue Herausforderung für das Publikum bedeutete. Im nächsten Schritt widmet sich der Beitrag dem zerstörten Weltbild in der Kunst und der bildhaften Rezeption, die auf die Technisierung der Umwelt reagierte. Hier interessieren insbesondere die zeitgenössischen Karikaturen seit 1900 als Quellenmaterial einer kritischen Hinterfragung politischer oder historischer Ereignisse und die Berichterstattung darüber. In der künstlerisch-ironischen Brechung erfährt die Meinungsmanipulation eine ganz eigene Interpretation.

1. Die technisierte Welt im Blick

Wenn eine sich in der Modernisierungsphase befindliche Gesellschaft auf einen Regenten trifft, der sich für die Neuerungen der Technik begeistert, kann man von einem wahren Glücksfall ausgehen. So traf dies augenscheinlich auf die Situation im Deutschen Kaiserreich zu. Wilhelm II. interessierte sich schon im Knabenalter für Technik und richtete dabei sein Hauptaugenmerk auf den Schiffsbau. Insbesondere die Kriegsmarine fand seine Aufmerksamkeit, was nicht immer konfliktfrei verlief. Unmittelbar nachdem Wilhelm die Kaiserwürde und damit auch das Oberkommando über die Reichsmarine erlangte, erschien in den USA eine Publikation, in der die Bedeutung der Seemacht für die Weltpolitik im historischen Rückblick vorgestellt wird. Alfred Thayer Mahans (1840–1914) Schrift

»The Influence of Sea Power upon History« fand nach 1890 rasch weite Verbreitung und dürfte auch Wilhelm II. in seiner Affinität bestärkt haben.[1] Gerade aber auch die persönlich bedingte Konkurrenzsituation mit Großbritannien wirkte sich auf die Flottenpolitik des Kaisers aus. Eigenhändig angefertigte Skizzen für Schiffskonstruktionen bezeugen ein bis ins Detail reichendes Interesse Wilhelms für den Aufbau der Kriegsflotte. Unter dem Namenskürzel »L.« mischte er sich 1904 in den Expertenstreit um die richtige Strategie im Schiffsbau ein, der in der Zeitschrift »Marine-Rundschau« ausgetragen wurde.[2]

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts war die Welt – zumindest für einen begrenzten Zeitraum – enger zusammengerückt. Auf den seit 1851 stattfindenden Weltausstellungen präsentierten einzelne Länder, das was ihnen als typisch oder repräsentativ erschien. Dies konnten Produkte aus Landwirtschaft und Industrie sein, aber auch Kunstwerke zeitgenössischer Herkunft. In späteren Jahren ergänzten Völkerschauen das Bild von der Welt, wie man sie sich vorstellte. Inmitten des Sammelsuriums aus Objekten entstand eine künstliche Warenwelt, die aus Alltagsgegenständen neue Fetische machte, denen die Besucher huldigen konnten.[3]

Ein besonderes Augenmerk galt schon damals den technischen Errungenschaften vielfältigster Art. Hier konnten die Industriestaaten vorführen, zu welchen Entwicklungen sie in ideeller wie materieller Hinsicht fähig waren. Gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeichnet sich die Tendenz ab, das »Mängelwesen Mensch« mit Hilfe der Technik zu optimieren. Die Maschine soll ausgemachte Defizite ausgleichen – sie wird zum »Prothesengott«, den man huldigt und Respekt zollt. *Homo faber* konnte sich seine Welt neu und selbst gestalten.[4] Dank der von ihm entwickelten Maschinen gelang dies auch immer besser, nicht nur für die Bewältigung des Alltags und der Arbeitswelt. So diente die Weltausstellung in erster Linie dazu, diese Entwicklungen einem breiten Publikum vorzustellen und es damit vertrauter werden zu lassen – und im nächsten Schritt auch einen neuen Absatzmarkt für die Massenproduktion zu sichern.[5]

Gerade auf dem Gebiet der Rüstung taten sich schon früh Industrielle hervor, die sich auf den Weltausstellungen einen globalen Absatzmarkt sicherten. Die Firmen Krupp und Siemens & Halske waren von Anfang an dabei. Krupp hatte für die Ausstellung in Wien 1873 erstmals einen eigenen Pavillon errichtet, um dort die Kanonengießerei vorzuführen.[6] Zudem hatte sich der Konzern an allen Weltausstellungen beteiligt und war meist auch ausgezeichnet worden, obwohl Deutschland an mehreren Weltausstellungen aus Protest die offizielle Teilnahme abgesagt hatte.[7] Solche internationale Ausstellungen stachelten den nationalen Ehrgeiz enorm an, die Entwicklung immer weiter voranzutreiben. Zwar wurden während der Weltausstellung die Produkte nur vorgeführt und nicht verkauft, doch trafen wie auf einer Warenmesse hier auch Hersteller auf Interessenten aus der ganzen (industriellen) Welt.

Technische Errungenschaften in der Rüstungsindustrie fanden nicht nur zahlungskräftige Abnehmer – sie musste auch vorgeführt werden. In regelmäßigen Abständen standen die Maschinengewehre, Kanonen, Panzer und andere Fahrzeuge auf dem Prüfstand während der Manöver. Auch die neuen Schiffstypen, die auf besonderes Betreiben des Kaisers vom Stapel liefen, wurden Funktionstests unterzogen und dies unter der strengen Beobachtung der »Öffentlichkeit«, die mit zahlreichen Fotografien, Postkarten, Stereokopien und Filmaufnahmen »informiert« blieb.

Nicht nur die Rüstungstechnologie machte große Fortschritte und stellte diese öffentlich zur Schau. Auch die Bildmedien erfuhren um die Jahrhundertwende eine enorme Entwicklung in Form von Reproduzierbarkeit und dadurch in der Verbreitung von Bildern in den Massenmedien. Immer schneller konnten immer aktuellere Nachrichten visuell vermittelt werden. Als ab 1896 die Bilder auch noch in Form von Filmen in Bewegung kamen, schufen sie ihre ganz eigene Realität. Hatte man schon zuvor der Fotografie die Fähigkeit zugesprochen, die Realität abbilden zu können, da ja nur das auf dem Abzug zu sehen ist, was sich auch vor dem Objektiv der Kamera befunden habe, so galt dies noch mehr für den Film, in dem sich die Menschen tatsächlich – zumindest auf der Projektionsfläche – auch bewegten.

Dass sich solche Filmaufnahmen nicht nur dafür eigneten, das Kinopublikum mit Heiterem, Erstaunlichem und Dramatischem zu beeindrucken, war recht schnell bekannt. So bauten die ersten Filmverleger immer wieder informative Beiträge in das Programm ein, die über fremde Länder berichteten. Zudem gelangten auch bald Nachrichten bzw. »Aktualitäten« in die Kinos. Erste Wochenschauen wurden ab 1908 zunächst in Frankreich produziert. Das Journal »Pathé-Faites-Divers« wurde nicht nur für Frankreich hergestellt, sondern weltweit produziert und vertrieben. Seit 1902 hatten die Brüder Charles, Émile, Théophile und Jacques Pathé nach dem Erwerb der Rechte an den Geräten der Lumières ein globales Netz für Aktualitäten aufgebaut.[8] Weltweit agierten Kameraleute im Auftrag der Pathés und dokumentierten in Filmaufnahmen Land und Leute sowie wichtige Ereignisse. Da diese Filme ohne Sprache auskamen, hatten sie gegenüber den Zeitungen einen entscheidenden Vorteil: Es konnte tatsächlich weltweit die gleichen Bilder vermittelt werden, ohne auf Sprachbarrieren zu stoßen, wie dies bei Printmedien der Fall war.[9] Mit der Einführung von Langfilmen noch vor dem Ersten Weltkrieg wurden die Aktualitäten zunehmend in ein eigenes Genre zusammengefasst. Seit 1908 zeigte das Beiprogramm »Wochenschau« Nachrichten aus aller Welt.[10] Mit der Einführung des Verleihsystems konnte sich das »Pathé-Journal« zunächst noch als konkurrenzlose Produktion behaupten, doch bald entstanden national eigene Wochenschauen, wenn auch die Pathé-Filme weiterhin dominierten.[11] Ab 1911 gab es erste deutsche Wochenschauen einer Freiburger Produktionsgesellschaft, die damit warb, »die interessantesten Vorkommnisse auf dem Gebiet der Kunst, Wissenschaft und Technik, ferner höfische Begebenheiten, Interviews, Militär-, Reise-, Sport- und Industriebilder, Weltreisen, Spezialreisen seiner Reporter, Expeditionen, Modeberichte, Rätselaufgaben« zu bieten.[12]

Was so vollmundig als »Aktualität« gepriesen wurde, hatte meist schon einen langen Weg von der Filmaufnahme über die Entwicklung und das Kopieren des Films bis hin zum Vertrieb in die einzelnen Kinos hinter sich gebracht. Nur selten konnte der Film also wirklich ganz nah an den Ereignissen sein und flächendeckend ein Publikum finden. Zudem gab es eine weitere Hürde zu nehmen, bis der Film im Kino gezeigt werden konnte – die Zensur erfasste auch die Filmmedien der Wochenschauen, gerade wegen ihres politischen Inhalts.[13] Genau hierin wird deutlich, wie auch im vermeintlich »realistischen«, beweglichen Bild von Anfang die Bedeutung in den Filmen interpretierbar war. Alleine die Schnittfolge konnte bereits die Wahrnehmung in eine bestimmte Richtung lenken und das Meinungsbild beeinflussen. Dennoch war die Wochenschau bald zu einem wichtigen Massemedium gerade in der (Selbst-)Darstellung des Kai-

sers geworden. In den Bildern, die Wilhelm II. zeigten, war nichts dem Zufall überlassen. Ob es sich dabei um den Besuch der Kieler Woche, einen Schiffsstapellauf oder Manöver handelte – es kamen nur die vorteilhaften und der offiziellen Politik entsprechenden Bilder in die Kinos. So verinnerlichte das Publikum ein vom Hof bewilligtes und von den Polizeibehörden genehmigtes Kaiserbild, von seiner Macht und Omnipräsenz in allen Kinosälen.

Der Kaiser reiste aber auch in einem anderen Medium durch das Deutsche Reich. Seit 1880 zogen die »Kaiserpanoramen« von Stadt zu Stadt und zeigten ein umfangreiches Programm an Stereoskopien.[14] Die Welt zeigte sich in diesen Panoramen dreidimensional und zog an den Betrachtern vorüber. Hierzu wurde eigens eine große Installation eingerichtet mit Sitzplätzen, von denen aus die Betrachter durch die in den Gucklöchern eingebrachten Spezialbrillen die Stereoskopien anschauen konnten. In einem vorgegebenen Takt wechselten die Bilder und machten so die Runde innerhalb der Installation. Jeder Betrachter hatte ein jeweils eigenes Bild vor Augen, niemand sah gleichzeitig, was andere auch sehen konnten. Dies unterschied die Kaiserpanoramen in einem wichtigen Aspekt vom Kino. Denn dort war die simultane Rezeption und damit auch die Kommunikation über das Gesehene möglich.

Zu sehen waren Stereoskopien, die exotische Tiere, Flugschauen mit dem Zeppelin, und anderen Aviatikern wie Doppeldecker oder Fesselballone, aber auch klassische Skulpturen, Militärparaden, die Kieler Woche und Architekturansichten Berlins, die Siegesallee mit sämtlichen vorhandenen Skulpturen sowie die Stadtschloss-Räumlichkeiten zeigten.[15] Es war ein kunterbuntes Panorama in Schwarz-Weiß, das die Welt des Kaisers dem Volk zu vermitteln versuchte. Interessanter scheint, was nicht gezeigt wurde: Die Schattenseiten des Fortschritts in den Arbeitervierteln Berlins und die Rückständigkeit der Landbevölkerung blieben ausgespart. Was zählte, war die Zurschaustellung der technisierten Macht – sie sollte jeden Betrachter in Dreidimensionalität beeindrucken.

Die militärische Aufrüstung fand zudem in der Kinderstube statt. Waren bislang pädagogisch wertvolle Spielzeuge eigens für Kinder entwickelt worden, um aus ihnen intelligente, eigenständig denkende und aufgeweckte Persönlichkeiten zu machen, gelangten gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr Gewehre und militärisch-strategische Spiele in die Kinderstube der Knaben. Für sie gab es neben den obligatorischen Matrosenanzügen bereits maßgeschneiderte Uniformen. Selbst in Kinderbüchern vermittelten kurze Bildergeschichten ein militärisches Welt- und Feindbild, wie dies der Karikaturist Arpad Schmidhammer (1857–1921) ironisch in seinem 1914 erschienenen Buch »Lieb Vaterland magst ruhig sein! Ein Kriegsbilderbuch mit Knüttelversen« zeigt. Tapfere Soldatenbuben kämpfen darin gegen den bösen Nikolaus aus Russland oder den perfiden John aus England. Derart auf einfachste und formelhafte Klischees reduziert, konnten solche Bücher in Kinderhänden ihre intendierte Wirkung erzielen.

Schon in ganz jungen Jahren konnte die Vorbereitung auf die künftige Militärlaufbahn einsetzen. Der Knabe Wilhelm von Preußen bekam im zarten Alter von drei Jahren sein erstes Gewehr überreicht, mit zehn Jahren trat er als Kronprinz in das Erste Garde-Regiment ein.[16] So eiferten nicht wenige Eltern diesem Vorbild nach und erzogen ihren Nachwuchs zu »guten Soldaten«. Drill und Gehorsam war dabei obligatorisch, die freie Persönlichkeitsentwicklung dagegen nicht gewünscht. Gespielt wurde mit Holzgewehren, mit Zinn-

soldaten – das war an sich nicht neu. Um die Jahrhundertwende kamen aber auch Baukästen auf, mit denen die Flotte des Kaisers nachgebaut werden konnte. Ganze Burgenanlagen oder komplette Festungen vermittelten dem militärischen Nachwuchs einen Einblick in die Welt der Kasernen, der Geschütze und der Kriegsschiffe mit »fast unzerbrechlichen« Soldaten, wie es auf einer der Kartonagen lautet. Besser noch als im wahren Leben!

2. Das zerstörte Weltbild

Zerbrechlicher als die angepriesenen Spielfiguren erscheint in der Nachbetrachtung das Weltbild, wie es sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigte. Die Dynamisierung und Industrialisierung der Gesellschaft wirkte sich insbesondere auf die Wahrnehmung aus. Es blieb kaum noch Zeit für Kontemplation und Reflexion. Der stark rückwärtsgewandte Historismus mit den rein formal-ästhetischen und eklektizistischen Versatzstücken hatte ausgedient. Die sich neu formierende künstlerische Avantgarde setzte der Heroisierung und Mythologisierung neuartige Bilder entgegen, die mit den Seh-, Hör- und Lesegewohnheiten brachen. Was heute im bildungsbürgerlichen Verständnis als »Klassische Moderne« deklariert wird, stieß in weiten Teilen der damaligen Gesellschaft auf Unverständnis – und meist weiterhin auf Missverständnis.

Mit der freien Abstraktion entfernten sich die Bildgegenstände sukzessive von der Gegenständlichkeit und dem Anspruch, etwas abbilden zu wollen. Das gilt gleichermaßen für die Literatur und die Musik. Erzählerische, harmonische Motive weichen einer hastig wirkenden Dynamik, visuellen und akustischen Brüchen, die der nicht mehr zeitgemäßen Romantisierung durch die Historisierung ein Ende setzten. Mit der Jahrhundertwende traten gleichzeitig verschiedenste Phänomene in der Kunst auf. Die »Klassische Moderne« nahm im Grunde schon vorweg, was die »Postmoderne« im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts wiederaufleben ließ.

In der Kunst manifestierte sich die Zivilisationskritik in der Weigerung, das Wahrgenommene wiedererkennbar in Bilder zu fassen oder gar die Neuerungen der Technik zu heroisieren. Unterschiedliche Methoden führten zu einer Vielfalt an Ausdrucksvermögen. Während die Expressionisten in der Vereinfachung der Formen durch archaische – meist afrikanische – Vorbilder nach neuen Bildern suchten, hoben die Kubisten die Raum-Zeit-Grenzen auf. Die Futuristen verdichteten die Bewegung im Bildraum, dagegen verzichtete der Orphismus gänzlich auf die Abbildung von irgendetwas und widmete sich ganz der Wirkung von Farbe und Bildraum.

Gewaltiger in ihrer Breitenwirkung waren jedoch die populären Karikaturzeitschriften, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkamen. Neben satirischen Wortbeiträgen etablierten sich Zeichnungen, die mit einfachsten, bildsprachlichen Mitteln auf aktuelle Ereignisse Bezug nahmen. Meist bedienten sie sich einer Wort-Bild-Kombination, um Inhalte transportieren zu können. Zeitschriften wie »Fliegende Blätter« (ab 1845), »Der Wahre Jacob« (ab 1879), »Simplicissimus« (ab 1896) und »Jugend« (ab 1896) eröffneten Künstlern ein zusätzliches Betätigungsfeld neben ihrer freien Kunstausübung und damit oft auch ein gesichertes Einkommen. Mit spitzer Feder entwickelten die Karikaturisten eine je eigene Formensprache, die vom zeitgenössischen Publikum identifiziert werden konnte. Zu den bedeutendsten Karikaturisten jener Zeit zählen Thomas Theodor Heine (1867–1948), Olaf Gulbransson

Abb. 1: Der Wahre Jacob. Neujahrsnummer v. 2. Januar 1900, Seite 3150 (Universitätsbibliothek Heidelberg)

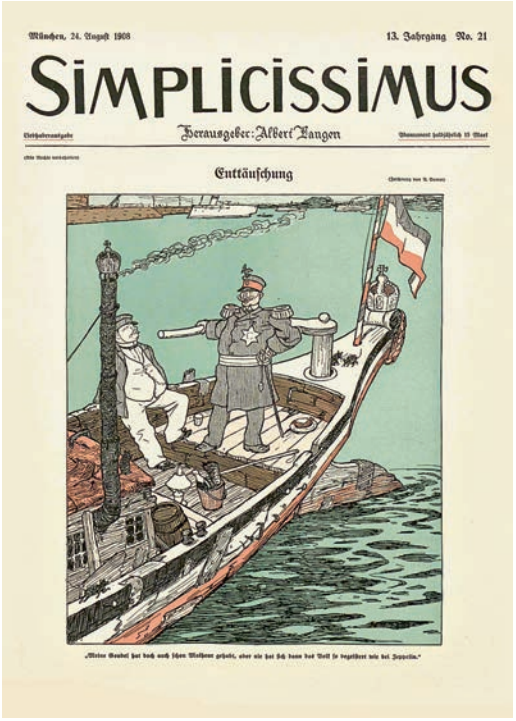
(1873–1958) und Eduard Thöny (1866–1950), die für die Zeitschrift »Simplicissimus« tätig waren. RataLonga – ein Anagramm des Namens Gabriele Galantara (1865–1937) – tritt häufiger in den Karikaturen des »Wahren Jacob« auf. Dort verzichtete man meist auf die Bezeichnung der Autorenschaft.

Aus der thematischen Vielfalt interessieren im Folgenden die politischen Aspekte seit 1900 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Hier finden sich Persiflagen auf Feindbilder, wie sie in den Massenmedien aufgebaut worden waren, aber auch Anspielungen auf aktuelle Tagespolitik und den Rüstungswahn, wie er insbesondere für die kaiserliche Flotte betrieben wurde. Bestehende Krisenherde vor der Kriegserklärung zeigen, dass es nur noch eines Anlasses bedurfte, bis die schon lange angesammelten Waffen zum Einsatz kamen.

Bezeichnend ist, dass diese Karikaturen meist keinen oberflächlichen Witz zu bieten haben. Aus der Überzeichnung einer Situation, aus der Wort-Bild-Kombination, aus der Verfremdung von Personen und Gegenständen persiflieren sie in kurzgefassten Bildgeschichten Gegebenheiten aus dem – meist nur über Massenmedien – erlebten Alltag der Rezipienten. Politische Ereignisse erfahren eine ganz eigene Interpretation, wenn quasi der Blick hinter die Kulissen eröffnet wird und der Betrachter vermeintlich erfährt, wie eine Entscheidung zustande kam. Karikaturen können keine Wahrheit aufdecken, aber doch zumindest eine andere Sichtweise auf das offiziell Gesagte und das vermutlich Gemeinte ermöglichen. Gerade deshalb liefern sie uns heute noch eine zeitgenössische Einschätzung der damaligen Lage, wenn sie auch nicht als offizielles Meinungsbild gelten können. Anders als in der freien künstlerischen Artikulation der Malerei ist der Interpretationsspielraum vorgegeben, weil die Bezugspunkte unmittelbar in der Karikatur thematisch definiert sind. Anhand einiger Beispiele lässt sich leichter nachvollziehen, wie die aktuelle Lage in den Zeichnungen beurteilt wurde.

Diese vorausschauende Analyse setzt mit dem Jahresbeginn 1900 an (Abb. 1). In einer anonym gebliebenen Zeichnung aus dem »Wahren Jacob« sind verschiedene Aspekte der Welt- und Landespolitik vereint. Ein Rückblick in die Situation nach 1848 – die Sonnenscheibe trägt die Jahreszahl in sich – mutet gleichzeitig wie ein Ausblick auf das noch ganz neue Jahrhundert an. Können die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestehenden Konflikte gelöst werden oder weiten sie sich aus? Das Reichstagsgebäude vor der Sonne gerät zur Silhouette, einer Kulisse ähnlich, die zu-

dem von einer Staubwolke umhüllt zu werden droht. Ausgelöst wird diese Staubwolke durch den Streitwagen der Reaktion, verkörpert von einer Medusa mit irrem Blick und Totenkopfzepter in der Rechten. Vor und hinter ihr marschiert eine Kolonne Soldaten mit Pickelhaube. Sie scheinen willfährig alle Parolen zu tragen, die man ihnen in die Hand gibt. Wie ein Stacheldraht begrenzt dorniges Gestrüpp den linken Bildrand. Darin sind Fähnchen mit Restriktionsankündigungen eingebunden. »Schutzzölle, »Liebesgaben«, »Militarismus« und »Ausnahme-Gesetze« klingen zwar harmlos, sind es aber bei näherer Betrachtung nicht. Auch die farbigen Bilder, die das dunkle Zentrum säumen, verweisen auf bestehende Konflikte, die bis in die USA reichten. Ganz gleich, ob es sich dabei um die Zusammenführung Ungarns mit Österreich handelte – die gemeinsame Hose wird zum Streitobjekt – oder ob sich Elsass-Lothringen mit dem Deutschen Reich vereinigen kann. Der geschlossene Friede ist höchst unfrei direkt neben einem Kanonenrohr gefangen gehalten. Die Juden-Befreiung mutet ebenso euphemistisch an wie der unfreie Friede. Der Großindustrielle Carl Ferdinand von Stumm-Halberg (1836–1901) hatte als Abgeordneter der freikonservativen Partei das Scheitern seiner im November 1899 vorgebrachten »Zuchthausvorlage« zu erdulden, die jene mit einer Zuchthausstrafe belangt hätte, die Streikbrecher am Arbeiten zu hindern versuchten.[17] Eher stoisch ertragen die beiden »Raubvögel des 19. Jahrhunderts« – Napoleon und Bismarck – das Geschehen, wogegen »Bruder Jonathan« als Verkörperung der USA die Auswirkungen des Spanisch-Amerikanischen Kriegs von 1899 um koloniale Besetzungen zu spüren bekam. Eines bleibt im neuen Jahrhundert wie im alten: Das Kamel »Deutscher Michel« hat eine enorme Steuerlast zu tragen.


München, 24. August 1908 13. Jahrgang No. 21

SIMPLICISSIMUS

Herausgeber: Albert Langen

Enttäuschung

Abb. 2: A. Durrer: »Meine Gondel hat doch auch schon Malheur gehabt, aber nie hat sich dann das Volk so begeistert wie bei Zeppelin.« (Simplicissimus v. 24.8.1908, Titelblatt)

Der Zeichner A. Durrer – vermutlich ein Pseudonym in Verfremdung Albrecht Dürers großem Namen – greift ein aktuelles Ereignis als Gegenstand seiner Karikatur auf (Abb. 2). Kaiser Wilhelm II. steht in staatsmännischer Pose am Ruder eines Seelenverkäufers und zeigt sich enttäuscht ob der Begeisterung seitens der Bevölkerung für ein Luftschiff, des Zeppelins LZ4, das bei Echterdingen am 5. August 1908 notlanden musste und dabei Feuer fing. Für Graf Ferdinand von Zeppelin (1838–1917) war dies zunächst die größte anzunehmende Katastrophe, wollte er mit diesem Demonstrationsflug doch die Tauglichkeit seiner Erfindung für den Kriegsdienst unter Beweis stellen.[18] Entgegen der Befürchtungen des

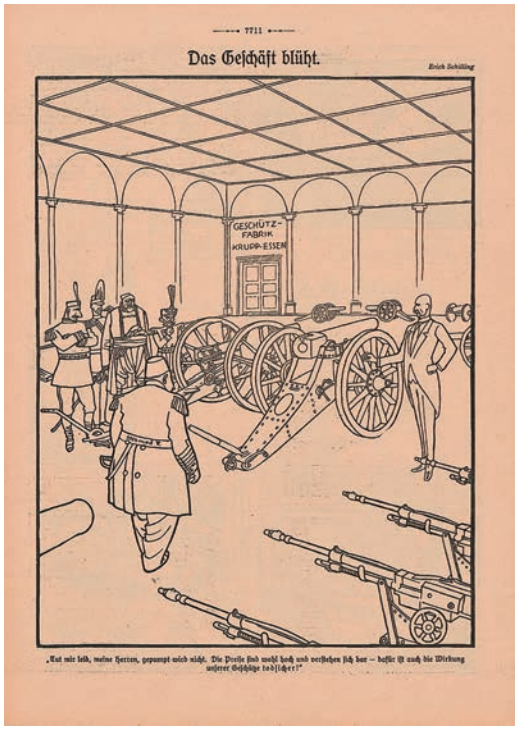


Abb. 3: Erich Schilling: »Tut mir leid, meine Herren, gepumpt wird nicht. Die Preise sind wohl hoch und verstehen sich bar – dafür ist auch die Wirkung unserer Geschütze todsicher!« (Der Wahre Jacob. Illustrierte Unterhaltungs-Beilage 24 [1912], S. 7711; Universitätsbibliothek Heidelberg)

Abb. 4: Arpad Schmidhammer: »Der König von England in Berlin. Auch bei den Begrüßungsherzlichkeiten der beiden Monarchen wurde das festgesetzte deutsch-englische ›Verhältnis‹ streng bewahrt: Kaiser Wilhelm kriegte 10 Küsse, König Georg aber – 16!« (Jugend 22 [1913], S. 634; Universitätsbibliothek Heidelberg)

Erfinders zeigte sich die Bevölkerung empathisch und sammelte freiwillig innerhalb kurzer Zeit eine enorme Summe an Spenden für die weitere Entwicklung des Luftschiffs. Schwer dagegen anzukämpfen hatte die vom Kaiser verordnete und 1902 eingeführte Sondersteuer auf Schaumweine zum Aufbau der kaiserlichen Kriegsflotte. Auch andere Maßnahmen, Gelder für die enorm kostenintensive Aufrüstung einzutreiben, stießen nicht gerade auf Begeisterung. In der Karikatur befindet sich auf dem Deck des arg in Mitleidenschaft gezogenen Schiffs ein Sektkübel mit einer extra besteuerten Flasche Sekt.

Dass sich mit der Rüstung sehr gute Geschäfte machen ließen, zeigt die Karikatur von Erich Schilling (1885–1945) für die Zeitschrift »Der Wahre Jacob« aus dem Jahr 1912 (Abb. 3). Hier geriert sich Gustav von Bohlen und Halbach (1870–1950) als »eisenhart« verhandelnder Industrieller, der gleich mehreren Interessenten sein Sortiment an Kanonen vorstellt. Dass es sich dabei um Vertreter von antipodischen Konfliktparteien rund um den Balkan handelt, kümmert ihn nicht. Alleine die harte Währung, in der die Ware sofort und in bar zu entrichten ist, hat Bedeutung. Dafür bürgt die Qualität der angebotenen Ware, die hält, was sie verspricht. Die Karikatur bezieht sich dabei vermutlich auf eine konkrete Begebenheit, wonach der türkische Sultan sich an den Kaiser gewandt haben soll

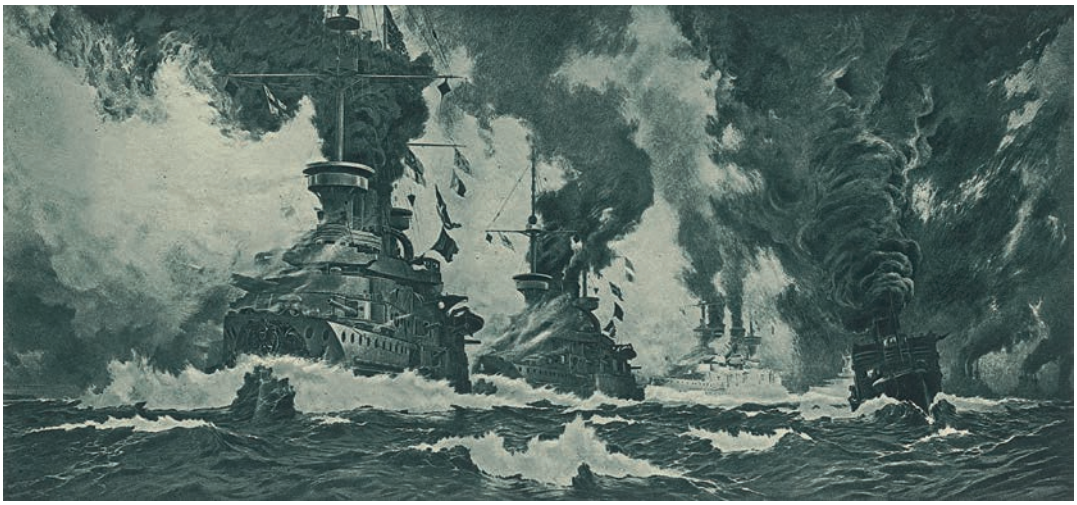


Abb. 5: Hans Bohrdt: Erstes deutsches Linienschiffgeschwader des Jahres 1903
Heliogravüre, 16,0 x 34,5 cm (MuseumLA8)

mit der Bitte, doch auf Herrn Krupp einzuwirken, mit den Preisen für die Kanonen herunterzugehen.[19]

Ein letztes Beispiel aus dem Vorkriegsjahr der Zeitschrift »Jugend« von Arpad Schmidhammer nimmt ebenfalls Bezug auf eine historische Begegnung (Abb. 4). Anlässlich der Vermählung der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit dem Kronprinzen Ernst August von Hannover im Mai 1913 traf sich noch einmal der europäische Hochadel vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Streng wurde dabei auf die Einhaltung der Etikette geachtet, wie die Karikatur vermuten lässt. Denn aus den Abweichungen hätten sich möglicherweise Ressentiments ablesen lassen, die im Bildkommentar zum Tragen kommen.

Neben den Karikaturen drangen auch andere Bilder in den Alltag der Bevölkerung ein. Viele Gegenstände des tagtäglichen Gebrauchs waren nicht nur mit dem Kaiserporträt verziert, auch Maschinen, Kriegsschiffe und Waffen als Motive suggerierten eine vermeintliche Unverwundbarkeit des deutschen Volkes. Kunst geriet zu Kitsch, der Kaiser und die Errungenschaften der Technik musste jeder wahrnehmen können, ganz gleich, ob es sich dabei um Trinkgläser, Aschenbecher oder Rasierutensilien handelte. Familienzeitschriften wie die »Gartenlaube«, »Daheim« oder »Über Land und Meer« machten alle mithilfe geschickt lancierter Bilder und großformatiger Drucke mit Maschinen vertraut. Kunstdrucke wie die Heliogravüre nach einem Gemälde aus dem Jahr 1905 des Marinemalers Hans Bohrdt (1857–1945), das einen Überblick über die bedeutendsten Schiffstypen der Kriegsflotte bietet, machten in den oft kleinbürgerlichen Stuben mächtigen Eindruck (Abb. 5).

3. Fazit

Das eingangs schon erwähnte Interesse an der Aufarbeitung der Geschichte rund um den Ersten Weltkrieg lässt sich vielleicht auch damit erklären, dass sich in den vergangenen hundert

Jahren hinsichtlich der Mentalität und Meinungsbildung nur wenig geändert hat. Rasante Entwicklungen (über-)fordern die Gesellschaft auch weiterhin in vielen Bereichen. Trotz oder gerade wegen der Vielfalt an Bezugsmöglichkeiten für Nachrichten geht der Überblick verloren. Die Annahme, durch breitgefächerte Informationen aus vielen verschiedenen Quellen, die nahezu direkt vom Ort des Geschehens in Umlauf gebracht werden, könne ein aktuelles und neutrales Meinungsbild geschaffen werden, schlägt fehl. Bildmedien sind weiterhin höchst manipulativ und kontextabhängig, Textnachrichten via Twitter geben nur einen begrenzten Einblick in die Geschehnisse und sind oftmals nicht verifizierbar. Meist lancieren die Nachrichten über Texte und Bilder eine bestimmte Botschaft, selbst wenn sie den Anspruch erheben, frei und unabhängig zu sein.

Das aktuelle Beispiel der zu Jahresbeginn ausgebrochenen Krim-Krise zeigt, wie brisant die Rolle der Medien bei der Einschätzung der Lage ist. Wieder werden Feindbilder aufgebaut und das Aufziehen eines neuen »Kalten Kriegs« beschworen. Wieder steht vermeintlich ein ethnischer Konflikt um Unabhängigkeit im Vordergrund und dahinter der eigentliche Streitherd um Rohstoffe – *ergo* wirtschaftliche Interessen. Wieder scheint es, wir müssten Position beziehen und eingreifen.

Nichts ist demnach notwendiger, als angesichts der aktuellen Situation einen Blick in die Vergangenheit zu werfen – und im Idealfall die Zeichen richtig zu deuten und aus der Geschichte zu lernen. Sie wiederholt sich noch immer!

Anmerkungen

1 Guntram Schultze-Wegener: Die Kaiserliche Marine 1871 bis 1919. In: Namen – Bilder – Schatten. Treibgut der Wilhelminischen Marine bis 1918 in Baden und Württemberg. Wehrgeschichtliches Museum Rastatt [Kat.]. Rastatt 2012, S. 13.
2 Wolfgang König: Wilhelm II. und die Moderne. Der Kaiser und die technisch-industrielle Welt. Paderborn 2007, S. 30.
3 Vgl. Werner Hofmann: Das Irdische Paradies. Motive und Ideen des 19. Jahrhunderts. München 1974, S. 86 ff.
4 Vgl. Günter Metken: Fest des Fortschritts. In: Christian Beutler (Hg.): Weltausstellungen im 19. Jahrhundert. München 1973, S. XII.
5 Petra Krutisch: Aus aller Herren Länder. Weltausstellungen seit 1851. Nürnberg 2001, S. 34.
6 Ebd., S. 49.
7 Ebd., S. 92.
8 Bernd Kleinhans: »Der schärfste Ersatz für die Wirklichkeit«. Die Geschichte der Kinowochenschau. St. Ingbert 2013, S. 31.
9 Ebd., S. 32.
10 Ebd., S. 40.
11 Ebd., S. 42.
12 Ebd., S. 43 f.
13 Ebd., S. 55.
14 Bernd Poch: Das Kaiserpanorama. Das Medium, seine Vorgänger und seine Verbreitung in Nordwestdeutschland, online unter www.massenmedien.de/kaiserpanorama/emden/emden.htm.
15 Eine Rekonstruktion des Kaiserpanoramas befindet sich im Deutschen Historischen Museum in Berlin. Auf der Web-Site des Museums können die damals gezeigten Bilder über eine Datenbank betrachtet werden (http://www.massenmedien.de/kaiserpanorama/emden/emden.htm).
16 König 2007, S. 16.
17 Vgl. http://www.dhm.de/lemo/html/kaiserreich/innenpolitik/index.html.
18 König 2007, S. 73 f.
19 Ebd., S. 161.

Anschrift der Autorin:
Barbara Wagner
Museum für Kunst und Technik
des 19. Jahrhunderts
Lichtentaler Allee 8
76530 Baden-Baden

Geschichte von unten

Die Kriegsbriefsammlung des Landesvereins Badische Heimat
Entstehung, Zusammensetzung und Präsentation

Kurt Hochstuhl

Der geschäftsführende Ausschuss des Landesvereins Badische Heimat beschloss in seiner Sitzung vom 14. Mai 1915, »eine Sammlung von Soldatenbriefen« zu »veranstalten«. Mit dieser Sammlungsaktion betrat der erst seit wenigen Jahren bestehende Verein für sich Neuland. Doch es war kein unbestelltes Feld, auf dem er sich tummeln wollte. Das Sammeln von Zeugnissen des Krieges, darunter die mit einer großen Authentizität ausgestatteten Feldpostbriefe, konnte schon auf eine längere Tradition zurückblicken, die mit Ausbruch des »großen Völkerringens« und der ihm zugeschriebenen welthistorischen Bedeutung einen erstaunlichen Konjunkturaufschwung verzeichnete.

Die übersteigerte Euphorie zu Kriegsbeginn hatte sich nach dem Erstarren der Fronten und dem unabsehbarem Ende des Krieges in Ernüchterung und Niedergeschlagenheit gewandelt, auch ausgelöst durch die wachsende materielle Not in der Heimat. Soldaten verschonten dennoch ihre Angehörigen in der Regel mit der Schilderung der unbeschreiblichen Grausamkeit des Stellungskrieges und damit verbunden mit der hohen Wahrscheinlichkeit des eigenen Todes. Die stereotype Wiederkehr beruhigender Formulierungen wie »aber im großen Ganzen geht es mir immer gut« oder »Seid aber ohne Sorgen um mich, denn ich bin gesund und munter«, dienten der Beruhigung der Angehörigen daheim, aber auch der eigenen Selbstvergewisserung und Verortung in einer aus den Fugen geratenen Welt.

Beide Seiten wussten, dass die Schilderungen wenig, ja oft nicht mit der tatsächlichen Realität übereinstimmten, aber beide Seiten klammerten sich mit Macht an die konstruierte Realität, war sie doch ein Mittel der Sinnstiftung und eine Möglichkeit, der offensichtlichen Sinnlosigkeit des Kriegserlebens zu entfliehen. Insofern spiegeln Feldpostbriefe – so auch die Erkenntnisse der Forschung über die Quellengattung – eine in mehrfacher Weise gefilterte Authentizität wider. Gleichwohl bleiben sie bis heute nachwirkende autobiografische Zeugnisse der ansonsten stummen Kriegsgeneration unserer Urgroßeltern und Großeltern.

Der geschäftsführende Ausschuss des Landesvereins Badische Heimat beschloss in seiner Sitzung vom 14. Mai 1915, »eine Sammlung von Soldatenbriefen« zu »veranstalten«.[1] Mit dieser Sammlungsaktion betrat der erst seit wenigen Jahren bestehende Verein für sich Neuland.[2] Doch es war kein unbestelltes Feld, auf dem er sich tummeln wollte. Das Sammeln von Zeugnissen des Krieges, darunter die mit einer großen Authentizität ausgestatteten Feldpostbriefe, konnte schon auf eine längere Tradition zurückblicken, die mit

Ausbruch des »großen Völkerringens« und der ihm zugeschriebenen welthistorischen Bedeutung einen erstaunlichen Konjunkturaufschwung verzeichnete. Einen ersten Aufschwung was das Sammeln und auch schon die Veröffentlichung von Kriegsbriefen betraf, hatte es im Umfeld des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 gegeben. Die auf dem deutschen Waffenerfolg gegründete Reichseinigung löste eine Welle der nationalen Begeisterung aus, die den »tapferen Kämpfern« und ihren Relikten des Krieges, darunter die Soldatenbriefe, eine hohe publizistische Aufmerksamkeit bescherte.[3] Auch wenn diese mit dem zeitlichen Abstand zum Ereignis nachließ, galten Soldatenbriefe fürderhin als anerkannte historische Quellengattung, deren Aufbewahrung als wichtige Aufgabe der Quellensicherung für zukünftige Generationen. Im August 1911 hatte der preußische Minister für geistliche und Unterrichts-Angelegenheiten einen Erlass an die Oberpräsidenten der Provinzen herausgegeben, der das Sammeln von Originalbriefen, Tagebüchern, Soldatenliederbüchern, Kriegsbüchern und sonstigen privaten Schriftstücken aus Kriegszeiten, aus dem Feld wie aus der Heimat, anregte und als Sammelstätten die Universitätsbibliotheken vorschrieb.[4] Damit sollte einer fortschreitenden Zersplitterung, ja des Verlustes der Überlieferung Einhalt geboten werden. Denn verwahrt und benutzt wurden insbesondere die Soldatenbriefe aus dem deutsch-französischen Krieg in erster Linie von den zahlreichen Veteranen- und Kriegervereinen, die sie zwar als Beweise für ihre militärischen Leistungen und als Beleg für ihren Anteil an der Reichseinigung verwendeten, auf deren dauerhafte Aufbewahrung jedoch keine besondere Sorgfalt verwendeten. Soldatenbriefe dienten in diesem Zusammenhang zur Legitimierung der eigenen Organisation und auch zur Abgrenzung von denen, die nicht an den kriegerischen Auseinandersetzungen teilgenommen hatten.[5] Die preußische Initiative, die sicher nicht zufällig zeitnahe zur Jahrhundertfeier der Völkerschlacht von Leipzig 1913, die als Geburtsstunde der sich seine Freiheit erkämpfenden Nation mythisiert wurde, ins Leben trat, hatte nicht die Absicht, sattsam bekannte historische Fakten durch weitere Quellen nachträglich zu untermauern. Sie hatte vielmehr das Ziel, durch das Sammeln dieser Art von Quellen »die Art und Weise, wie Menschen die Begebenheiten betrachteten«, deren Empfinden, deren Erleben und deren Reflexionen in ihren eigenen, unter dem Eindruck der Ereignisse entstandenen schriftlichen Zeugnissen für die Nachwelt zu überliefern, in der Absicht damit die Einmütigkeit des Volkscharakters im Kriegserlebnis zu dokumentieren.[6]

Derart von den Jahrhundertfeiern inspiriert, breitete sich mit Kriegsbeginn 1914 eine Sammelleidenschaft aus, die breite Schichten der Gesellschaft erfasste. Einer der Eifrigsten der privaten Sammler war der schwäbische Kaffeefabrikant Heinrich Franck, der mit Kriegsausbruch in Berlin begann, Bücher und Druckschriften, in- und ausländische Zeitungen und Zeitschriften der Kriegsjahre, Plakate, Maueranschläge, Flugblätter, Karten, Fotos, Briefe und Tagebücher zu sammeln, aus der die Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart, eine der größten Spezialbibliotheken für Zeitgeschichte in Europa hervorgehen sollte.[7] Doch nicht nur Private sammelten und tauschten ihre Funde auch mit Hilfe der seit November 1916 in Wien erscheinenden »Kriegssammler-Zeitung. Neuheiten- und Tauschanzeiger für Kriegssammler, Museen und Bibliotheken« untereinander aus,[8] auch eine Vielzahl von Museen, Bibliotheken, ja ganz »normalen« staatlichen Institutionen

widmeten sich neben ihrer normalen Verwaltungstätigkeit dem Sammeln ihrer im Krieg entstandenen Erzeugnisse.

Die Initiative der Badischen Heimat fügte sich also ein in eine Reihe vergleichbarer Aktivitäten im Deutschen Kaiserreich. Doch auch in Freiburg selbst genoss sie kein Alleinstellungsmerkmal. Allgemein bekannt war, dass der Freiburger Germanistikprofessor Philipp Witkopp eine Edition unter dem Titel »Kriegsbriefe deutscher Studenten« vorbereitete, die 1916 erscheinen und in modifizierter Weise als »Kriegsbriefe gefallener Studenten« zahlreiche Auflagen und Übersetzungen erfahren sollte.[9] Und auch Georg Pfeilschifter, Professor für Kirchengeschichte an der Albert-Ludwigs-Universität, sammelte eifrig Feldpostbriefe katholischer Soldaten, die er sowohl in seiner 1915 erscheinenden Propagandaschrift »Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg: eine Abwehr des Buches ›La guerre allemande et le catholicisme‹« verwendete wie auch in der dreibändigen Edition »Feldbriefe katholischer Soldaten«, die er noch 1918 herausgeben sollte.[10]

Trotz oder gerade wegen dieser Konkurrenzunternehmungen in der eigenen Stadt stieß der Beschlussvorschlag im engeren Vorstand, »eine Sammlung von Soldatenbriefen« zu veranstalten, auf einhellige Zustimmung. Initiatoren dieses Antrags waren wohl Prof. Dr. John Meier (1864–1953), Mediävist und Volkskundler, sowie der Freiburg-Haslacher Pfarrer Carl Kistner (1875–1946). Besonders John Meier verfügte dabei über einschlägige Erfahrungen. 1906 hatte er das Schweizerische Volksliedarchiv in Basel, 1914 das deutsche Pendant in Freiburg gegründet. Deren Aufgaben, wissenschaftliche Beschäftigung und nationale wie volkspädagogische Vermittlung des Kulturerbes der Vorfahren mit dem Ziel, den durch die Moderne entwurzelten Menschen einen Halt zu geben, war ohne das Sammeln dieses Kulturerbes nicht zu erfüllen.[11]

Mit der im Mai 1915 beschlossenen Sammlungsaktion verfolgte der Landesverein ein regional wie inhaltlich klar umrissenes Ziel. Ihm ging es darum, die »Einwirkungen des Krieges auf die badische Volksseele« zu zeigen. Damit trug er zum einen dem Umstand Rechnung, dass Baden in besonderer Weise in diesen Konflikt eingebunden war. Nirgendwo lagen in Deutschland Front und ziviles Hinterland räumlich so eng beisammen, nirgendwo war die Realität des Krieges so unmittelbar zu spüren wie entlang des Oberrheins.[12] Zum andern verfolgte er die Umsetzung seiner Vereinsziele, die explizit auf die Bewahrung der Traditionen und des Charakters des badischen Volkes, seiner Heimat und damit seiner »Seele« ausgerichtet waren, auch wenn dieser neue Tätigkeitsbereich sich einfügte in die Aufgaben des Vereins, die das breite Spektrum von »Volkskunde, ländlicher Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz« umfassten. Schließlich verband der Verein mit dieser Sammlung auch die Absicht, einen anerkannten Beitrag zu leisten im »Kreuzzug […] gegen Hass und Neid«, den das Vaterland zu führen gezwungen war.[13]

Im nächsten Heft der Vereinszeitschrift »Mein Heimatland« sollte ein Aufruf erscheinen, der die Geistlichen und Lehrer, die traditionellen Multiplikatoren des Vereins in den Städten und Dörfern des Landes, aufforderte, über ihr lokales Netzwerk zum Gelingen der Sammlungsaktion beizutragen. Ein eigens eingerichteter Ausschuss sollte die zentrale Koordination übernehmen. Ihm gehörten neben John Meier und Pfarrer Kistner weitere illustre Persönlichkeiten an wie der evangelische Pfarrer von Efringen Richard Nuzinger (1867–1950),[14] der Freiburger Stadtschulrat Franz Heilig,[15] der Direktor des Badischen Bauernvereins Heinrich Aengenheister,[16] der Heidelberger Volkskundler Dr. Eugen Fehrle (1880–1957),[17] der Freiburger Prälat und Gründer der Caritas Lorenz Werthmann sowie der Karlsruher Lehrer und Volkskundler Professor Othmar Meisinger.[18] Dieser »Sonderausschuss« entwarf den vorgesehenen Aufruf, der schon in der Vorstandssitzung vom 17. Juni verabschiedet werden konnte. Dort wurde auch der Auftrag erteilt, »eine große Anzahl von Sonderabdrücken« herzustellen und sie flächenweit zur Verteilung gelangen zu lassen.[19]

Nach diesem euphorischen Start blieb es fast ein Jahr still um das Feldpostbriefprojekt der Badischen Heimat. Erst in der Vorstandssitzung vom 3. April 1916 werden die Gründe dafür angedeutet. Das Stellvertretende Generalkommando des XIV. Armeekorps, an das nach den Bestimmungen des preußischen Gesetzes über den Belagerungszustand vom Jahre 1851 bei Ausbruch des Krieges die vollziehenden Gewalt übergegangen war, hatte offensichtlich den Planungen der Badischen Heimat einen Strich durch die Rechnung gemacht. Zwar wurde die Sammlung als solche geduldet, jede aktive Werbung, z. B. über die Tagespresse, jedoch untersagt. Die Gründe dafür sind nicht klar erkennbar. Die eigene Kriegssammlung des Generalkommandos in Karlsruhe schien selbst nicht so recht vom Fleck zu kommen, sodass jedes Konkurrenzunternehmen besonders kritisch beäugt und womöglich verhindert wurde. Offensichtlich, folgt man zumindest dem Vorstandsprotokoll der Badischen Heimat vom 3. April, war dies dem Stellvertretenden Generalkommando bei der Badischen Historischen Kommission erfolgreich gelungen, die nach Intervention vom Aufbau einer eigenen Kriegssammlung abgesehen hatte. Letztendlich duldete das Stellvertretende Generalkommando das Projekt der Badischen Heimat, nachdem Versuche, »den Verein zur Aufgabe seines Planes und zur Mit-

arbeit an der Sammlung des Generalkommandos zu gewinnen«, am Widerstand des Vereins gescheitert waren. Allerdings wurde es nur mit der Auflage gestattet, dass das Material »erst im Frieden verarbeitet« und in Buchform publiziert werden durfte.[20]

Im letzten Doppelheft des Jahres 1916 der Vereinspublikation »Mein Heimatland« erschien der Aufruf »Sammelt Soldatenbriefe«. Nach einer im nationalen Pathos gehaltenen Einleitung zur Bedeutung des Weltkriegs und den in ihm zu leistenden »Großtaten unseres Volkes«, vermittelte er in einer derartigen Klarheit den volkskundlichen und mentalitätsgeschichtlichen Ansatz dieses Sammlungsprojektes, dass er hier in voller Länge wiedergegeben werden soll:

»Sammelt Soldatenbriefe!
Im Oktober 1916
Ein ungeheures Ringen, ein Schauspiel, wie die Menschengeschichte noch nie es geschaut, geht über die Weltbühne! Millionen kämpfen in der Feld- und Heimatarmee und Millionen Menschenseelen beschäftigten sich lebhaft mit der gewaltigen Handlung. Dem mutigen Ringen eines hochstehenden Volkes um Sein oder Nichtsein, der Verteidigung der heiligsten Güter einer großen Nation!

Den kommenden Zeiten wird der unparteiische Griffel des Großen Generalstabes und die unbestechliche Feder des Geschichtsforschers die Großtaten unseres Volkes künden. Das Beginnen des Ringens, die Fortentwicklung und die großen Marksteine des Völkerkampfes, die Schlachten und Siege, sie alle werden ihren gewissenhaften Chronisten finden, und wetteifernd werden die großen Künstler unserer Nation die unsterblichen Augenblicke des Weltkrieges in farbensatten Bildern der Nachwelt überliefern!

Millionen handeln in diesem großen Drama als ein Mann, Millionen sind Zuschauer der gleichen Handlung, und doch wie

verschieden spiegeln sich die Zeit und ihre Ereignisse in den einzelnen Menschenseelen!

Sollen nur die nackten, wirklichen Begebenheiten, nur das rein Geschichtliche aus dieser großen Zeit ein Recht auf Unsterblichkeit haben?

Sollen jene herrlichen kostbaren Empfindungen und Schilderungen, jene Spiegelungen des großen Weltkriegs in der Volksseele der Vergessenheit anheimfallen?

Nein! Ein Recht auf Beachtung haben nicht bloß die Begebenheiten unserer Zeit, so wie sie waren, wertvoll ist geradeso die Art und Weise wie die Menschen unserer Tage diese Begebenheiten betrachten, empfinden, erleben!

Kostbar und unschätzbar für die Allgemeinheit, nicht nur für die Volkskunde und Kulturgeschichte, sind die in Kriegstagebüchern und Feldpostbriefen zerstreuten gelegentlichen Schilderungen des eigenen Lebens und Treibens im Kriege, Schilderungen des Feindes, seines Landes, seines Lebens, seiner Sitten und Gewohnheiten.

Wie wertvoll und köstlich erst ist die Verschiedenheit der Schilderung eines und desselben Vorganges durch Vertreter der verschiedenen Berufs- und Bildungsklassen!

Was hat der einfache Mann vom Lande geschaut und empfunden im Feindesland, wie hat er sich all das zurechtgelegt, was in den großen Tagen auf ihn einstürmte?

Welchen Eindruck machten die Kriegserlebnisse auf den Bürger und Handwerker der Kleinstadt, welche Empfindungen löste das Erlebte aus beim Arbeiter, Bürger, Beamten und Gelehrten der Großstadt?

Diese auf den ersten Blick nebensächlichen Dinge gehören notwendig zur Gesamthandlung, diese Züge beleben das Bild. Diese persönliche Note darf daher bei der Gesamtdarstellung nicht fehlen!

Wohlan, dieses wertvolle Material soll nicht untergehen!

Sammeln wir jetzt, wo alles noch lebendig vor uns steht, wo keine störenden Einwirkungen auf die Erinnerung fühlbar sind, diese kostbaren Dokumente, wenn sie auch erst in Friedenszeiten herausgegeben und als Spiegelbild der großen Zeit der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden sollen.

Geistliche, Lehrer, Bürgermeister, Beamte, die ihr mitten im Volke steht, denen hunderte solcher Feldpostbriefe durch die Hand gehen, sammelt das Wertvolle, stellt solche Briefe zur streng vertraulichen Abschrift uns zur Verfügung, damit wir der Nachwelt überliefern den großen Weltkrieg nicht nur wie er war, nein, auch wie er sich spiegelte in der Seele unseres badischen Volkes!«[21]

Eine Handreichung an die Einsender beschloss den Aufruf vom Oktober 1916. Darin wurden noch einmal diejenigen Briefinhalte spezifiziert, die die Initiatoren des Projektes besonders interessierten. So erwarteten sie Schilderungen, »die uns einen Blick tun lassen in die religiöse Gedankenwelt der Feld- und Heimatarmee (Trost der Religion, Feldgottesdienste, Feiern religiöser Feste: Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Fronleichnam usw.; Gedanken, die den Krieger an religiösen Festen fern der Heimat beschleichen: Erstkommunion, Konfirmation).« Ebenso waren willkommen »Äußerungen militärischen Empfindens« aus dem Alltagsleben der Soldaten an Front und in der Etappe, Erlebnisse in Lazaretten und Gefangenenlagern, aber auch die Begegnung mit dem Fremden, über »Land und Leute, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Lebens-, Erwerbs- und Wohnungsbedingungen sowie über das gegenseitige Verhältnis zwischen Truppen und Landeseinwohnern«. Gewünscht war eine große Bandbreite von

Feldpostbriefen, die es auch erlauben sollte, die Empfindungen der Soldaten nach Herkunft und beruflicher Sozialisation unterscheiden zu können.

Den Einsendern wurde »streng vertrauliche« Behandlung ihrer Briefe zugesagt. Die Originale sollten nach Abschrift wieder an sie zurückgegeben werden. Bei der beabsichtigten Veröffentlichung sollten die Namen der Einsender nur dann genannt werden, wenn eine entsprechende Zustimmungserklärung gegeben worden war.[22]

Im Oktober 1917 zog der Landesverein in »Mein Heimatland« eine erste, öffentliche Bilanz des Sammlungsprojektes. Über namentlich genannte Pfarrer, Lehrer und sonstige honorige Multiplikatoren und Repräsentanten des Vereins waren insgesamt 388 Briefe und ein Kriegstagebuch in der Sammelstelle, der Geschäftsstelle des Vereins am Rotteckplatz 2 in Freiburg eingetroffen. Diese Anzahl erfüllte keineswegs die Erwartungen der Initiatoren, was auch angesichts der Menge an geschätzten 29 Milliarden zwischen 1914 und 1918 allein in Deutschland beförderten Feldpostsendungen nachvollziehbar ist.[23] »Warm und dringend« wurden die Vereinsmitglieder aufgefordert, »weitere zahlreiche Mitteilungen« einzusenden, »denn nur dann, wenn der Umfang an Einsendungen ein Vielfaches des jetzigen Bestandes beträgt, können wir hoffen, ein farbiges und richtig gezeichnetes Bild der äußern und vor allem der inneren Erlebnisse unserer badischen Landsleute im großen Weltkrieg zu entwerfen«.[24] Doch auch diesem Aufruf war keine große Resonanz beschieden. Die übersteigerte Euphorie zu Kriegsbeginn hatte sich nach dem Erstarren der Fronten und dem unabsehbarem Ende des Krieges in Ernüchterung und Niedergeschlagenheit gewandelt, auch ausgelöst durch die wachsende materielle Not in der Heimat. Produzenten wie besonders die Empfänger der Feldpostbriefe hatten andere Sorgen, als sich um das Gelingen der Briefsammlung der Badischen Heimat zu kümmern. Der Krieg, anfänglich als Heldenepos vermittelt, hatte nach vier Jahren Blutbad alles Heldenhafte verloren, der Mensch in seinen Empfindungen und seinen Taten war hinter dem maschinenhaft-industriellen Massenkrieg fast vollständig verschwunden. Bei den wenigen Briefen, die noch bis Oktober 1918 bei der Badischen Heimat eintrafen, handelte es sich denn auch überwiegend um Einsendungen von bereits in Tageszeitungen veröffentlichten Feldpostbriefen, die den Richtlinien der offiziellen Propaganda entsprachen und teilweise durch Auslassungen »bereinigt« waren.

Überlieferung

Trotz des enttäuschenden Ertrags zeigte sich die Badische Heimat verantwortungsvoll in der Behandlung der an sie gelangten Soldatenbriefe. Um die Originale »ziemlich rasch« ihren Besitzern zurückgeben zu können, sah Max Wingenroth, der als Schriftführer des Vereins auch die Federführung für das Sammlungsprojekt übernommen hatte, schon im Oktober 1917 die Einstellung einer temporären Arbeitskraft vor, die aus den Briefen »die nötigen Abschriften und Auszüge« anfertigen sollte.[25] Auch wenn dafür im Finanzplan für das Jahr 1918 eine Summe von 2000 RM eingesetzt war, wurde erst Anfang der 1920er-Jahre mit der Umsetzung der Abschriften begonnen. Von einer Publikation, die das »große Erlebnis des Krieges in religiöser, sittlicher, politischer und volkswirtschaftlicher Hinsicht« der Zivilgesellschaft vermitteln sollte, war zu diesem Zeitpunkt schon keine Rede mehr. Dies hatte mehrere

Ursachen. Zum einen fand sich nach dem Tod Max Wingenroths (1922) kein Nachfolger, der sich im Verein der Kriegsbriefsammlung annahm und für deren Abschluss im projektierten Rahmen eintrat. Zudem zwang die damalige finanzielle Situation der Badischen Heimat den Vorstand dazu, einen rigiden Sparkurs zu fahren.[26] Zweifel regten sich auch was die von Wingenroth noch optimistisch eingeschätzten Absatzchancen einer »Volksausgabe« der Kriegsbriefsammlung betraf. Die badische Nachkriegsgesellschaft, weitgehend damit beschäftigt, die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen des verlorenen Krieges zu verarbeiten, hatte augenscheinlich andere Sorgen, als sich mit der »badischen Volksseele« während des Weltkriegs auseinanderzusetzen. Unterstützung durch das Ministerium des Kultus und Unterrichts in Karlsruhe, ansonsten wohlwollender Partner des Landesvereins, war ebenfalls nicht zu erwarten. Denn Erinnerung an den zurückliegenden Krieg war immer auch Erinnerung an die durch die Revolution 1918 hinweg gefegte Staatsform der Monarchie, was den erinnerungspolitischen Intentionen des sozialdemokratisch geführten Kultusministeriums zuwiderlief. Unter diesen Umständen verlor auch der Landesverein Badische Heimat die Lust am Projekt der Soldatenbriefe. Das Typoskript der exzerpierten Kriegsbriefe landete ebenso in der Altregistratur des Landesvereins wie die eingesandten Originalbriefe, die nicht an die Einsender zurückgegeben werden mussten, und die zahlreichen Zeitungsausschnitte mit bereits veröffentlichten Kriegsbriefen. Im Wege der Einrichtung und Erschließung des Gesamtarchivs der Badischen Heimat wurden sie in den 90er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts kursorisch erfasst, verzeichnet und in säurefreie Archivumschläge gelagert.

Digitalisierung und Präsentation

Dieser Fundus bildete die Basis des 2012 begonnenen Digitalisierungsprojektes. Zur Vorbereitung des Gedenkjahres 2014 war der Landesverein Badische Heimat mehrere Kooperationen eingegangen mit Einrichtungen und Organisationen, die sich der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg im Gebiet des Oberrheins widmen. Als Partner des Interreg-Projekts Netzwerk Museen am Oberrhein eröffnete sich für die Badische Heimat die Möglichkeit einer Digitalisierung ihrer Kriegsbriefsammlung und deren Aufbereitung sowohl für eine Präsentation im Internet wie in Auszügen auch in Buchform. In einem ersten Schritt wurden die maschinenschriftlich vorliegenden Abschriften der Kriegsbriefe als PDF- und JPG-Dateien sowie mit Hilfe einer OCR-Software als RTF-Dokumente digitalisiert. Diese RFT-Dokumente wurden anschließend in eine Word-Tabelle eingelesen und die – leider durch unterschiedliche Schrifttypen und Farbqualitäten des Schreibmaschinenbandes häufigen – Scanfehler korrigiert. Im zweiten Schritt wurden die vorhandenen handschriftlichen Originale transkribiert und ebenfalls in die Word-Tabelle übertragen. Im dritten Schritt wurden die Zeitungsausschnitte ebenfalls in die Word-Tabelle übertragen. Während der erste Schritt durch eine Digitalisierungsfirma ausgeführt wurde, übernahm ein junger Geschichtsstudent im Rahmen eines Werkvertrages die Umsetzung der Arbeitsschritte zwei und drei. Erst danach konnte der genaue Umfang der Kriegsbriefsammlung der Badischen Heimat festgestellt werden.

Insgesamt umfasst der digitalisierte Bestand 523 Kriegsbriefe sowie das Exzerpt aus dem Kriegstagebuch des Freiburger Seminaristen Max Meinzer. Von diesen 523 Briefen

sind bei 141 Briefen die Absender nicht mehr zu ermitteln. Von der Gesamtmenge wurden 48 Briefe in Tageszeitungen, aber auch in anderen Periodika publiziert, meist ebenfalls unter Weglassung des Absendernamens. Auch wenn eine komplette Zuordnung der Briefe zu ihren Absendern nicht möglich und damit die familiäre und lokale Kontextualisierung, geben doch alle diese Briefe individuelle Kriegserfahrungen und -erlebnisse badischer Kriegsteilnehmer wieder oder zumindest das, was die von sich geben wollten. Der überwiegende Teil der Briefe stammt von der Westfront, die durch den Stellungskrieg, die tagelangen Artillerieduelle, ihren nutzlosen Monsterschlachten mit unvorstellbaren Verlusten geradezu zum Symbol dieses ersten Maschinenkriegs der Menschheit geworden ist. Doch liegen von fast allen anderen Frontabschnitten, aus dem Osten (Ostpreußen, Russland), Südosten (Galizien, Ukraine) oder Süden (Italien) ebenfalls Briefe vor.

Entsprechend der Verbreitung des Landesvereins Badische Heimat und der für sie vor Ort tätigen Akteure wie Pfarrer, Lehrer usw., überwiegen Briefe von Landbewohnern und von im kirchlichen Milieu beheimateten Stadtmenschen. Jedermann und jedefrau – zwei Kriegsbriefe stammen aus der Feder zweier hinter der Front eingesetzten Krankenschwestern – verarbeitete seine Eindrücke und Auswirkungen des Krieges auf seine individuelle Art und Weise, sei es durch eine fast bigott anmutende Hinwendung zur christlichen Glaubenslehre und ihren Tröstungen für ein Leben jenseits des Todes, sei es durch konsequentes Ausblenden der Kriegsrealität durch Schilderung fast idyllischer Alltagsszenen im ›Feindesland‹. Wieder andere geben ihre Eindrücke und Erlebnisse wieder, als wären sie auf einer Bildungsreise, die sie in ferne Länder und fremde Kulturen geführt hat. Drastische Schilderungen des Kampfgeschehens, der »Knochenmühlen« Schützengraben

Alle Abbildungen: © StAF Freiburg T 1 Schmid, Hermann

und Unterstand, sind zwar ebenfalls zahlreich vorhanden, allerdings in einer fast bereinigten Form mit der expliziten Botschaft, dass ein gütiges und wohlgesonnenes Schicksal über den Briefeschreiber wache und ihn vor Schlimmerem behüte. Denn Briefe in die Heimat, dem so schmerzlich vermissten und schützenswerten Lebensraum der Frauen, Kinder, Familie und Freunde, dienten natürlich in erster Linie dem Informationsaustausch zwischen der Front, dem Kriegerdasein, und der zurückgelassenen zivilen Existenz. Gleichzeitig dienten sie aber auch der Rechtfertigung des Ausharrens in einem unbeweglichen Zustand, dessen tieferer Sinn sich kaum noch erschloss. Fast stereotyp kehren daher vor allem in den Briefen von der Westfront Schilderungen über zerstörte Städte, Dörfer und Landschaften wieder, immer verbunden mit der Notwendigkeit des Aushaltenmüssens, um die Heimat und die dort wohnenden geliebten Menschen vor den zerstörerischen Auswirkungen des Krieges zu schützen. Die Feldpostbriefe in die eine, die Liebesgabenpakete und Antwortschreiben in die andere Richtung waren oftmals der einzige Kontakt zwischen den an den Fronten stehenden Soldaten und ihren Angehörigen, Freunden und Bekannten in der Heimat. Sie galten gerade wegen ihrer Intimität als besonders authentische und damit glaubwürdige Zeugnisse. Doch dies waren sie nur zum Teil. Geflissentlich vermieden in der Regel beide Seiten, den jeweils anderen zu beunruhigen. Aus der Heimat erreichten nur wenige Klagen über die schlechte Ernährungslage die Front. Und die Soldaten verschonten ihre Angehörigen in der Regel mit der Schilderung der unbeschreiblichen Grausamkeit des Stellungskrieges und damit verbunden mit der hohen Wahrscheinlichkeit des eigenen Todes. Die stereotype Wiederkehr beruhigender Formulierungen wie »aber im großen Ganzen geht es mir immer gut«, »Seid aber ohne Sorgen um mich, denn ich bin gesund und munter«, dienten natürlich der Beruhigung der Angehörigen daheim, aber auch der eigenen Selbstvergewisserung und Verortung in einer aus den Fugen geratenen Welt. Beide Seiten wussten, dass die Schilderungen wenig, ja oft nicht mit der tatsächlichen Realität übereinstimmten, aber beide Seiten klammerten sich mit Macht an die konstruierte Realität, war sie doch ein Mittel der Sinnstiftung und eine Möglichkeit, der offensichtlichen Sinnlosigkeit des Kriegserlebens zu entfliehen. Insofern spiegeln Feldpostbriefe – so auch die Erkenntnisse der Forschung über die Quellengattung[27] – eine in mehrfacher Weise gefilterte Authentizität wider. Gleichwohl bleiben sie bis heute nachwirkende autobiografische Zeugnisse der ansonsten stummen Kriegsgeneration unserer Urgroßeltern und Großeltern.

Anmerkungen

1 Archiv des Landesvereins Badische Heimat (= A LaBH) 1/239, Sitzungsprotokolle des engeren Vorstands, S. 107 f.

2 Zur »Badischen Heimat« vgl. Sven von Ungern-Sternberg/Kurt Hochstuhl (Hg.): 100 Jahre für Baden. Chronik des Landesvereins Badische Heimat 1909–2009. Karlsruhe 2009.

3 Manfred Hettling/Michael Jeismann: Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops »Kriegsbriefe gefallener Studenten«. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.): Keiner fühlt sich hier als Mensch. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs. Essen 1993, S. 175–195, hier: S. 176, online unter www.erster-weltkrieg.clio-online.de/default.aspx?tabid=40208180.

4 Michael Herkenhoff: Die Sammlung Kriegsbriefe der Universitäts- und Landesbibliothek Bonn. In: In: Rheinische Vierteljahrsblätter 77 (2013), S. 158–177, hier: S. 161 f.; online unter www.ulb.uni-bonn.de/die-ulb/publikationen/dokumente/sammlungen-kriegsbriefe.

5 Zur Verarbeitung der Kriegserfahrung 1813 wie 1870/71 durch Memoiren und Erlebnisberichte vgl. Thomas Rohkrämer: Der Militarismus der »kleinen Leute«. Die Kriegervereine im deutschen Kaiserreich 1871–1914. München 1990, S. 141–146.

6 Übernommen wurde dieser Ansatz vom Dänen Karl Larsen, der 1897 eine Sammlung von Briefen und Tagebüchern aus dem Deutsch-Dänischen Krieg 1864 veröffentlich hatte, die 1907 auch in deutscher Übersetzung erschien. Einleitung zur Larsen-Edition zit. n. Herkenhoff 2013, S. 160.

7 Vgl. www.wlb-stuttgart.de/sammlungen/bibliothek-fuer-zeitgeschichte.

8 Susanne Brandt: Kriegssammlungen im Ersten Weltkrieg: Denkmäler oder Laboratoires d'histoire? In: Hirschfeld/Krumeich/Renz 1993, S. 251–258, hier: S. 242; Bernd Ulrich: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933. Essen 1997; Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander (Hg.): Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpostbriefe im Zeitalter der Weltkriege. Essen 2011.

9 Hettling/Jeismann 1993, passim.

10 Georg Pfeilschifter: Feldbriefe katholischer Soldaten. 3 Bde. Freiburg i. Br. 1918.

11 Heinrich Walle: Kistner, Carl Wilhelm. In: Badische Biographien N.F. 4 (1996), S. 158–159; zum methodischen Ansatz Meiers vgl. Waltraud Linder-Beroud: Von der Schriftlichkeit zur Mündlichkeit? Untersuchungen zur Interdependenz von Individualdichtung und Kollektivlied. Frankfurt a. M. 1989, S. 59–71.

12 Roger Chickering: Totalitärer Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn 2009, S. 83 ff.

13 Wolfgang Hug: In Baden daheim: Von den Wurzeln der »Badischen Heimat«. In: Ungern-Sternberg/Hochstuhl 2009, S. 325–346; Bernhard Oeschger: Der Landesverein Badische Heimat 1909–1933. In: Ebd., S. 347–369, hier: S. 355 ff.

14 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Richard_Nutzinger_sen.

15 Vgl. http://wiki-de.genealogy.net/Hof-_und_Staatshandbuch_des_Großherzogtums_Baden_(1910)/570.

16 Vgl. http://wiki-de.genealogy.net/Hof-_und_Staatshandbuch_des_Großherzogtums_Baden_(1910)/711.

17 Vgl. www.s197410804.online.de/Personen/FehrleEugen.htm.

18 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Othmar_Meisinger.

19 A LABH 1 Nr. 239: Sitzung v. 17. Juni 1915.

20 Ebd., Sitzungen v. 3. April 1916 und v. 21. Juli 1916.

21 Mein Heimatland 3 (1916), Heft 3/4, S. 103 f.

22 Ebd., S. 105.

23 Vgl. http://jens-ebert-berlin.de/bilderschlachten.html.

24 Mein Heimatland 3 (1916), Heft 3/4, S. 106.

25 A LaBH Nr. 1, S. 165 u. 233.

26 Zu Wingenroth s. Angelika Ott: Die Schriftleiter des Landesvereines Badische Heimat. In: Ungern-Sternberg/Hochstuhl 2009, S. 493.

27 Vgl. Bernd Ulrich: »Eine wahre Pest in der öffentlichen Meinung«. Zur Rolle von Feldpostbriefen während des Ersten Weltkrieg und der Nachkriegszeit. In: Gottfried Niedhart/Dieter Riesenberger (Hg.): Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918 und 1945. Beiträge zur historischen Friedensforschung. München 1992, S. 319–330; ders.: Feldpostbriefe des Ersten Weltkriegs. Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 53(1994), S. 73–83; Aribert Reimann: Die heile Welt im Stahlgewitter: deutsche und englische Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg. In: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hg.): Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Essen 1997, S. 129–145; Susanne Asoronye: Feldpost eines Badischen Leib-Grenadiers 1914–1917. Königsbach-Stein 2012.

Anschrift des Autors:
Dr. Kurt Hochstuhl
Am Morgengraben 4
76532 Baden-Baden

Die deutsche Feldpresse 1914/18

Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek bis 2. Oktober 2014

Julia Freifrau Hiller von Gaertringen

Die Badische Landesbibliothek zeigt bis Anfang Oktober 2014 eine Ausstellung zum Thema »Die Feldpresse des Ersten Weltkriegs« (Abb. 1 ist das Plakatmotiv der Ausstellung). Soldatenzeitungen, die an der Front mit mobilen Vervielfältigungsapparaten oder in den Druckereien besetzter Städte hergestellt wurden, spielten im Ersten Weltkrieg eine besondere Rolle, da der Angriffskrieg an allen Fronten sehr schnell in einen langwierigen Stellungskrieg überging. In den Gefechtspausen nahmen Langeweile und Überdruss überhand. Das Bedürfnis nach Zerstreuung befriedigten vor allem auch die Feldzeitungen, die von Soldaten für Soldaten hergestellt wurden. Schon die Zeitgenossen rühmten ihren hohen Wert als »Wellenbrecher gegen geistige Abspannung im grausamen Kriegslärm«.[1]

Manche Redaktion von Feldzeitungen in den besetzten Gebieten entwickelte sich zur kleinen Verlagsfirma mit Buchsortiment. Mit 30 solcher Unternehmen von allen Fronten, aus Schützengräben, Etappenorten, Genesungsheimen und Internierungslagern präsentiert die Badische Landesbibliothek in ihrer Ausstellung beispielhaft das ganze Spektrum der Feldpresse des Ersten Weltkriegs und den Ehrgeiz deutscher Frontsoldaten, den ersten Medienkrieg der Weltgeschichte publizistisch wirksam zu unterstützen.

Die Kriegssammlung der Badischen Landesbibliothek

Zwischen 1914 und 1918 legten Bibliotheken, Archive, Museen und Privatpersonen überall im Deutschen Reich Weltkriegssammlungen an, in denen der Erste Weltkrieg als »große Zeitenwende« akribisch dokumentiert wurde. Nie zuvor hatte die Publizistik eine vergleichbare Rolle gespielt, nie zuvor die Propaganda so entscheidenden Einfluss gehabt. Und dieses Material wurde umfassend gesammelt.

Auch die Badische Landesbibliothek baute damals eine Weltkriegssammlung auf, in der sie eine Vielzahl von Feld-, Lazarett- und Lagerzeitungen, Besatzungs- und Auslandszeitungen und andere Druckerzeugnisse versammelte. Die Kriegszeitungen waren unter der Sammelsignatur *Aa 61.2° geschlossen abgelegt. Die zahlreichen Auswahl- und Erinnerungsbände, die die deutsche Feldpresse in den Frontgebieten herausgab, waren ebenfalls fast alle vorhanden.

In der Nacht zum 3. September 1942 wurde die Badische Landesbibliothek am Friedrichsplatz durch Brandbomben vollständig zerstört. Die Weltkriegssammlung ging verloren. Eine repräsentative Auswahl der Feldpresse-Erzeugnisse konnte seither wiederbeschafft werden und wird in der Ausstellung gezeigt – ergänzt um wichtige Stücke aus der Lippischen Landesbibliothek Detmold und

um einige Leihgaben aus der KIT-Bibliothek und den Universitätsbibliotheken Freiburg, Mannheim und Tübingen.

Start an der Ardennenfront

Die ersten deutschen Feldzeitungen erschienen bald nach Kriegsbeginn im Herbst 1914 an der Westfront. Dort saßen die deutschen Truppen schon nach der Marneschlacht im September in den Schützengräben fest. Das humoristische Wochenblatt *Der Landsturm* mit dem Untertitel *Einziges deutsches Militair-Wochenblatt auf Frankreichs Flur* ernannte sich selbst zur »ersten deutschen Feldzeitung des Weltkriegs«. Es wurde ab dem 11. Oktober 1914 im französischen Vouziers gedruckt – die Stadt im Département Ardennes war bei der deutschen Offensive im September 1914 von Einheiten der 3. Armee eingenommen worden. Das Unterhaltungsblatt wurde in der Druckerei der Zeitung *L'Impartial de Vouziers* produziert, die für die Dauer der deutschen Besetzung ihr Erscheinen »entgegenkommenderweise eingestellt« hatte.

Der schnelle Erfolg der ersten Feldzeitungen führte zu rasanten Auflagensteigerungen und ließ bald bei vielen Truppenteilen an der Westfront ähnliche Blätter entstehen. In kurzer Zeit wurde daraus eine Angelegenheit der Heeresleitung, die für den Frontdienst untaugliche Redakteure, Setzer und Drucker zur Feldpresse abkommandierte und für regelmäßige Papierlieferungen sorgte. Außer den Zeitungen kleinerer Heeresverbände, die mit einfachen Mitteln unweit der Schützengräben erstellt wurden, entstanden bald auch die Zeitungen der Armeen. Namhafte Verleger wie Ludwig Munzinger (3. Armee) und Anton Kippenberg (4. Armee), erfahrene Blattmacher wie Paul Oskar Höcker von *Velhagen & Klasings Monatsheften* (6. Armee) und angesehene Künstler wie Lucian Bernhard (4. Armee) und Karl Arnold vom *Simplicissimus* (6. Armee) leisteten in den Redaktionen der Armeezeitungen ihren Kriegsdienst.

»Mon Dieu, mon Dieu, – Sie kommt!«
Aus: Vogesenwacht Nr. 8 vom 19. März 1918.
Karikatur von Rudolf Eberle.
Foto: Lippische Landesbibliothek Detmold

Die Westfront reichte über 700 Kilometer von der Nordsee bis zur Schweiz. Hier fanden die großen Materialschlachten statt. Hier forderte der erste Giftgaseinsatz im April 1915 das Leben von 5000 französischen und britischen Soldaten. Die Zerstörungskraft von Granaten, Minen und Bomben hinterließ zerfurchtes Gelände mit tiefen Granattrichtern, zerfetzten Baumstümpfen und unbewohnbaren Ortschaften. Der Verwüstung standen nur minimale Geländegewinne gegenüber, die oft

Höher als der Eiffelturm. 450 Meter Somme-Wacht – 1 Million Exemplare. Aus: Die Somme-Wacht, Kriegszeitung der 1. Armee, Nr. 49 vom 29.4.1917. Grafik von Robert Emil Stübner. Foto: Badische Landesbibliothek

schnell wieder verloren gingen. Doch in den Ortschaften hinter den Operationsgebieten entstanden personalintensive Zeitungsunternehmen wie der *Champagne-Kamerad,* die *Somme-Wacht* oder die *Liller Kriegszeitung* mit dem Ehrgeiz, die Soldaten an der Front durch Bildung, Belehrung und Unterhaltung mental aufzubauen und den Gemeinschaftssinn zu stärken.

Finanzierung und Vertrieb

Zu ihren Lesern in den Schützengräben gelangten die Zeitungen üblicherweise über die armeeinterne Verteilung oder im Sammelbezug über die Feldpost. Erhältlich waren sie selbstverständlich auch in den Feldbuchhandlungen. Und sie lagen in den Lesezimmern der Soldatenheime aus.

Die Kosten für die Herstellung einer Feldzeitung waren denkbar gering. Betriebskosten für die im Normalfall requirierten Maschinen und Gebäude fielen nicht an. Gehälter an Redakteure, Setzer und Drucker und Honorare an Autoren – allesamt Militärpersonen – wurden nicht gezahlt. Vertriebskosten entstanden nicht. Allerdings mussten die Verbrauchsmaterialien Papier, Gießmetall und Druckerfarbe und die Löhne für dienstverpflichtete einheimische Zivilisten finanziert werden.

Einnahmen wurden im Wesentlichen durch Bezugsgelder erzielt. Häufig wurde die Zeitung an die eigenen Truppenteile unentgeltlich abgegeben und gegen Bezugsgebühr auch anderen Formationen überlassen. Und im Regelfall war der Bezugspreis für Abonnenten in der Heimat höher als der für Abnehmer an der Front – der *Champagne-Kamerad* etwa, die Zeitung der 3. Armee, finanzierte sich vor allem über seine 3000 zah-

Die *Champagne-Kriegszeitung* im Schützengraben, 1915/1917. Aus: Von Aubérive bis Brimont. Bilder aus der Champagne. 3. Folge. Hrsg. von der Schriftleitung der Champagne-Kriegszeitung. Gedruckt im Felde 1918, S. 142. Foto: Badische Landesbibliothek

lenden Abonnenten im Reich. Einnahmen aus dem Akzidenzdruck und dem Verlagsgeschäft dienten der Refinanzierung der Zeitungen. Überschüsse wurden mit Stolz der Verwundeten- oder Hinterbliebenenfürsorge der eigenen Truppe zugewandt.

Unterhaltung und Belehrung

Inhaltlich hatten die Feldzeitungen ein unterschiedliches Profil. Manche waren vor allem Nachrichtenblätter, die über die neuesten politischen und militärischen Entwicklungen informierten. Andere boten eher Platz für Erlebnisberichte von Kompanieangehörigen und für Geschichten aus der Heimat; sie druckten kleine Erzählungen und Gedichte von Soldaten, belehrten über die Geschichte der eroberten Städte, lieferten Anekdoten und die neuesten »Grabenwitze«, boten eine Schach- oder Rätselecke.

Mit Preisausschreiben wurden die Soldaten immer wieder zur Einlieferung eigener Beiträge animiert. Es war erklärtes Ziel, dass die Feldzeitungen »von Kameraden für Kameraden« gemacht werden sollten. Zweck war, ihnen »eine geistige Entspannung des unter der Wucht und Last des furchtbaren Krieges niedergedrückten Gemüts- und Gefühlslebens zu bringen.«[2] Diese Unterhaltungsfunktion verlieh den Zeitungen ihren eigentlichen Wert für die Leser.

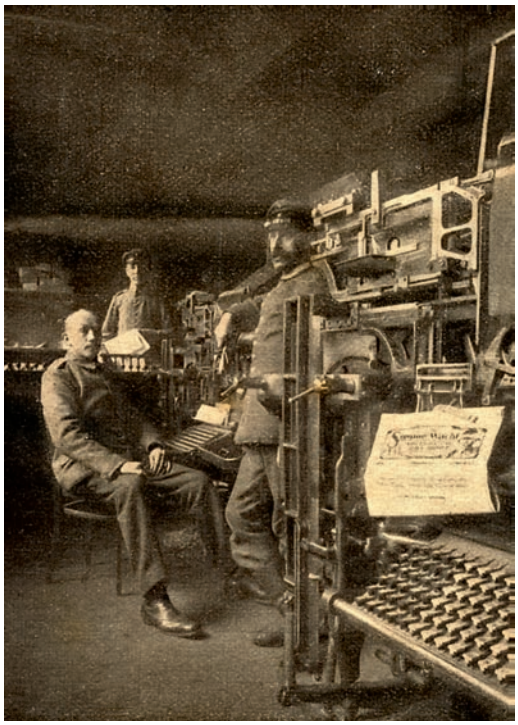
Immer betont wurde auch die Bildungsfunktion der Feldzeitungen. Die Lebensgefahr führe bei allen Frontsoldaten zu einer Selbstbesinnung, »deren Auswirkung eine verstärkte Empfänglichkeit für das Gute und Schöne und ein offenbarer Hunger nach geistiger Nahrung«[3] sei, hieß es. Es sei die vornehmste Aufgabe der Feldpresse, diesen Hunger zu stillen. Wie das Konzert- und Theaterleben hinter den Frontlinien, wie das Feldbüchereiwesen suggerierte sie den Soldaten, es gebe so etwas wie die Aufrechterhaltung der deutschen Kultur bis in die letzten Minuten vor dem Heldentod und jeder Einzelne habe die Möglichkeit sie mitzugestalten.

Authentizität

Der Vorzug der Feldpresse vor den Unterhaltungsblättern aus der Heimat war, dass sie die Gemütslage ihrer Leser genau kannte. Redakteure, Einlieferer und Leser waren Kriegskameraden, durch die gleichen Erfahrungen verbunden. Gegenüber den Heimatblättern hatte die Feldzeitung, so zumindest wurde von ihren Befürwortern immer wieder behauptet, den Vorteil größerer Authentizität:

»Sie gilt den Soldaten als Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut, ist ›ihre‹ Zeitung

Bilderrätsel. Aus: Champagne-Kamerad Nr. 99 vom 4.11.1917.
Foto: Badische Landesbibliothek



Setzmaschinenbetrieb der *Somme-Wacht*.
Aus: Die Somme-Wacht Nr. 49 vom 29.4.1917.
Foto: Badische Landesbibliothek

und aus ihrem Geist heraus geboren. Keine andere Zeitung kennt die Freuden und Leiden der Truppe so gut wie sie; kein anderes Blatt weiß so gut Bescheid in ihren Schützengräben, lebt die alltäglichen Vorgänge so warm mit wie sie. Von ihr holt man sich Rat, ihr trägt man seine kleinen und großen Anliegen vor, aus ihr schöpft man denn auch am sichersten Freude und Trost; von ihr fordert man aber auch Unterhaltung, Unterweisung, Erbauung, Erheiterung.«[4]

Der Authentizitätsanspruch war gleichwohl eine Stilisierung. Keiner der Redakteure gehörte zur kämpfenden Truppe. Und von »echter Nachbildung« des Krieges kann keine Rede sein. Dafür, dass die Feldzeitungen nichts enthielten, was dem Gegner sachdienlich sein könnte, sorgte schon die Zensur, die in der Regel beim zuständigen Nachrichtenoffizier lag. Über militärische Details schwiegen sich die Zeitungen selbstverständlich aus. Und wenn auch die Alltagsprobleme und Entbehrungen der Schützengräben vielfältig thematisiert wurden, so diente dies immer der Beschwichtigung und dem Ziel, der wachsenden Kriegsmüdigkeit entgegenzuwirken. Das grauenvolle Massensterben, das Trommelfeuer und der Gastod blieben außen vor. Ein wirklichkeitsnahes Bild von der zermürbenden, abstumpfenden und demoralisierenden Kraft des Grabenkrieges ist aus den Feldzeitungen nicht zu gewinnen.

Propaganda

Die Feldzeitungen waren vor allem ein Instrument der Propaganda, eine publizistische Kriegswaffe, die zur siegreichen Beendigung des Krieges beitragen sollte. Wir sehen, was den Soldaten an geistiger Nahrung angeboten wurde, welche Denkmuster verstärkt, welche Einstellungen geprägt werden sollten. Die Feldpresse offenbart, welches Verhalten der kämpfenden Truppe empfohlen und als der Kampfmoral förderlich angesehen wurde. Unermüdlich festigte sie die bekannten Feindbilder, die Stereotypen des nationalen Selbstverständnisses.

Die Kriegswichtigkeit solcher Pressearbeit nahm spätestens seit Mitte 1916 immer mehr zu, weil die Durchhalte- und Opferbereitschaft der Soldaten rapide sank. Und so hieß es: »Man darf sie heute getrost mit als die dritte große Kriegswerkstatt ansprechen; denn wenn die Proviantmagazine dazu da sind, den Leib unserer Soldaten zu erhalten, wenn die Munitionsfabriken die Aufgabe haben, sie zu bewaffnen, so ist es die Feldpresse vor allen, die den Geist stärkt, den Willen

Wie munter noch des Krieges Feuer loht.
Im Thermometer steigt das blutige Rot.
Auf Stufe fuenf ist es schon angelangt.
John Bull legt nach. Doch eine kalte Hand
Packt den Brandstifter eisern im Genick
Und spricht: »Halt inne! Ich bin dein Geschick!«

Der Brandstifter. Aus: Kriegsflugblätter. Beilage zur Liller Kriegszeitung 5 (1918) Nr. 1 vom 1.8.1918. Englandfeindliche Karikatur von Rudolf Schiestl. Foto: Badische Landesbibliothek

schmiedet und stählt, und dergestalt dem Heere die geistige, ethisch-moralische Rüstung schafft und pflegt.«[5]

Ostfront

An der Ostfront, die von der Ostsee bis zur Schwarzmeerküste reichte und im Norden von deutschen Truppen, im Süden von österreichisch-ungarischen Verbänden gebildet wurde, entstanden Ende 1915, nach dem Großen Rückzug des russischen Heeres, in kurzer Zeit mehrere Feldzeitungen mit hohen Auflagen für deutsche Armeeangehörige: in Lida die *Wacht im Osten,* in Biala die *Feldzeitung der Bugarmee,* weiter östlich die *Kriegszeitung von Baranowitschi.* Bei ihnen stand immer der Nachrichtenaspekt im Vordergrund, weil Zeitungen aus dem Deutschen Reich nicht oder nur mit großer Verzögerung verfügbar waren.

Die Druckorte im Baltikum und Weißrussland lagen im Besatzungsgebiet »Ober-Ost« und standen unter deutscher Militärverwaltung. Dieses Territorium erklärte die deutsche Propaganda zu »urdeutschem Gebiet«, entsprechend rief auch die *Zeitung der 10. Armee*, die seit Dezember 1915 in Vilnius er-

Ein »Markstein des Deutschtums im Auslande« – St. Annenkirche und die Klosterkirchen von St. Bernhardin und St. Michael in Wilna. Bearbeitet von Landsturmmann Walter Jäger. Wilna: Zeitung der 10. Armee, 1918. Foto: Badische Landesbibliothek

schien, immer wieder zur Achtung der vorgefundenen Kultur auf. Doch gleichzeitig plünderte die Militärverwaltung das Gebiet für die deutsche Kriegswirtschaft und wütete insbesondere gegen die jüdischen Einwohner durch Zwangsarbeit und vielfältige Misshandlungen.

Mit dem Kriegseintritt Rumäniens auf Seiten der Entente im August 1916 verlängerte sich die Ostfront um weitere 500 Kilometer. Noch auf dem Vormarsch erschien am 29. September 1916 in Sebeş (Mühlbach) in Siebenbürgen die erste Nummer der *Kriegszeitung der 9. Armee.*

Kunstsinnige Blätter in Farbe

Eine wichtige Rolle in den Feldzeitungen spielten die Bilder. Sie zeigten Land- und Ortschaften aus den besetzten Gebieten, Episoden aus den Schützengräben oder Skizzen aus dem Niemandsland dazwischen. Sehr oft aber karikierten sich die Soldaten selbst in ihren Freizeitbeschäftigungen, ihren Urlaubswünschen, ihrer Findigkeit bei der Lebensmittelbeschaffung oder den Eigenheiten der Soldatensprache.

Einige Zeitungen räumten der künstlerischen Gestaltung Vorrang ein und beschäftigten namhafte Zeichner. Dazu gehörte *Die Sappe,* die der Münchener Zeichner und Theatermaler Karl M. Lechner für das Bayerische Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 19 an wechselnden Kriegsschauplätzen, unter anderem in Rumänien, herausgab; im Steindruck, mit je einem zweifarbigen Bogen hergestellt, war das Blatt künstlerisch ausgesprochen ambitioniert.

Auch dazu gehörte die *Vogesenwacht* der Bayerischen Landwehr-Sanitätskompanie Nr. 19, die ebenfalls im Zweifarbendruck lithografisch produziert wurde. Ihr künstlerischer Leiter, der Zeichner Rudolf Eberle, betätigte sich im Blatt auch als politischer Karikaturist. Von ihm stammt die Karikatur, die sich die Ausstellung als Leitmotiv erwählt hat: die Maske, die – zugleich vermeintlich als Schnecke gestaltet – im vierten Kriegsjahr dann doch noch den Drahtverhau der französischen Frontlinie überwindet: die deutsche Frühjahrsoffensive im März 1918 als visuelles Symbol der Täuschung – ein beziehungsreiches Sinnbild für den Kriegsverlauf.

»Und immer wenn sie am Teilen sind, kommt der deutsche Michel dazwischen.«
Aus: Die Sappe Nr. 20 vom April 1917.
Karikatur zum U-Bot-Krieg von Karl M. Lechner.
Foto: Lippische Landesbibliothek Detmold

Sammlung

Ihrer Sammelwürdigkeit und ihres Andenkencharakters waren sich die Feldzeitungen von Anfang an bewusst. Es wurden »Sammel-

KRIEGS-ZEITUNG

DRUCK-VERLAG-SCHRIFTLEITUNG LT. D. RES. VOLZ
KRAFTFAHRSTELLE A.O.K.9 FELDPOSTEIO.

9. ARMEE

BEZUGSPREIS FÜR DIE HEIMAT MK. 3 VIERTELJ. VORAUSZAHLBAR MK. 1,50 MONATLICH BEI VOREINSENDUNG

Nr. 245. Für Truppenteile kostenlos | Freitag, den 31. Mai 1918. | Einzelpreis 10 Bani. | 2. Jahrg.

600. Ein Jubiläum der Kriegszeitung der 9. Armee. 600.

DER SAMMLER

600. 600.

Jubiläumsnummer 600 mit Sammelappell. Titelseite der Kriegszeitung der 9. Armee Nr. 245 vom 31.5.1918. Foto: Lippische Landesbibliothek Detmold

Mappen mit patentierter Einklemmvorrichtung« verkauft oder auch vorgefertigte Einbanddecken. Es erschienen aus Einzelbeiträgen zusammengestellte Sammelhefte und ab 1916 auch Auswahlbände, entweder themenbezogen oder nach Art der Beiträge unterschieden in Fotoalben, Gedichtbände, Karikaturensammlungen etc. »Zu jedem Büchlein wird ein Briefumschlag zur Versendung in die Heimat unentgeltlich mitgeliefert«, warb die *Champagne-Kriegszeitung* beim Erscheinen ihrer Foto-Auswahlbände. Ziel war immer, »das Beste der Kriegszeitung als dauernden Besitz für später zu erhalten«.

In kurzer Zeit entstand ein Sammlermarkt, der noch während des Krieges die Preise in die Höhe schnellen ließ und Fälschungen hervorrief, für die nun ihrerseits wieder extraordinäre Preise bezahlt wurden. Gleich die erste Feldzeitung des Krieges, der *Landsturm von Vouziers,* wurde als Nachdruck vertrieben. Anfang 1918 kostete ein vollständiges Exemplar der *Liller Kriegszeitung,* der berühmtesten Feldzeitung dieses Krieges, 1300 Mark.

Nach Kriegsende brach der Sammlermarkt schnell zusammen. Der verlorene Krieg ließ das Interesse an seinen Dokumenten schnell erlahmen. Doch das Kalkül der Presseleute, ihre Feldzeitungen zu prominenten Zeugnissen der Erinnerungskultur zu machen, ist aufgegangen. Sie wurden so breit gesammelt und so umfassend aufbewahrt, dass ihre Überlieferung ihnen bis heute ein Stück der Deutungshoheit über das Kriegsgeschehen sichert, die schon damals ihr substanzielles Ziel war.

Anmerkungen

1 C. Schaeffer:Graphische Pionierarbeit im Felde. In: Typographische Mitteilungen. Offizielles Organ des Verbandes der Deutschen Typographischen Gesellschaften 12 (1915) S. 23.
2 Ebd.
3 Die Stellung der Feldzeitungen im geistigen Leben des Heeres. In: Die Fachpresse 1 (1917) S. 273.
4 Ebd., S. 272.
5 Ebd., S. 273.

Anschrift der Autorin:
Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen
Badische Landesbibliothek
Erbprinzenstraße 15
76133 Karlsruhe

Die Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.

Martin Eckert, Theresa Ehret, Valentina Escherich, Aibe-Marlene Gerdes, Julien Grub, Saskia Hornstein, Yasmin Maaß, Anna Mashi, Marcus Schröter, Hannah Schultheiß, Lena Wallenfang und Anton Weber

Die Verankerung des Ersten Weltkrieges im kollektiven Gedächtnis begann nicht erst anlässlich späterer Gedenktage an dieses Ereignis, sondern bereits unmittelbar nach Kriegsausbruch: Öffentliche und staatliche Einrichtungen sowie Privatpersonen versuchten, den Krieg mit Hilfe aller erreichbaren Dokumente umfassend für künftige Generationen in sog. Kriegssammlungen zu dokumentieren und Kriegsteilnehmern wie Zeitgenossen ein Denkmal zu setzen.

Dem Vorbild der Königlichen Bibliothek zu Berlin folgten zahlreiche deutsche Bibliotheken, unter ihnen auch die Universitätsbibliothek Freiburg, die über eine außerordentlich interessante Weltkriegssammlung im Umfang von etwa 5000 Dokumenten verfügt.

1. Zur Geschichte der Kriegssammlung

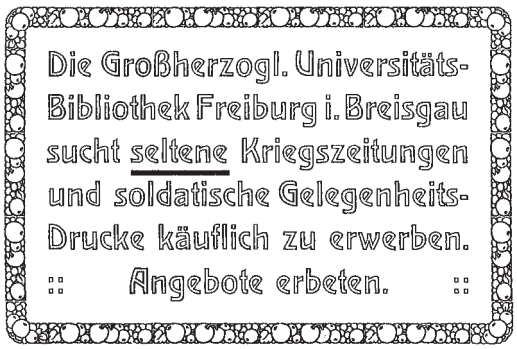
Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, waren sich die Menschen sicher, Zeugen einer historisch bedeutenden Zeitenwende zu sein. Museen, Archive, Bibliotheken und Privatpersonen begannen sofort, in sog. Kriegssammlungen dieses historische Ereignis systematisch für die Nachwelt zu dokumentieren, indem sie alles sammelten, was in irgendeiner Form mit dem Krieg in Verbindung stand.[1] Insbesondere die vielfältigen papierenen Erzeugnisse in den Sammlungen der Bibliotheken zeigen, in welchem Maße dieser Krieg als ein Medienkrieg wahrgenommen wurde. So standen vor allem die Kriegsdrucksachen im Interesse der Sammler, ihrem Credo entsprechend: »[D]ie Hauptwaffe des Weltkrieges war allenthalben das bedruckte, beschriebene und bemalte Papier.«[2] Noch die kleinsten Papierschnipsel wurden als »bescheidene Bausteine zu einem später zu entwerfenden lebendigen Bilde dieser großen Zeit und ihres Verlaufes«[3] verstanden und akribisch gesammelt. Das von Anfang an ambitionierte Ziel der Kriegssammler bestand also darin, durch eine möglichst breite Anlage der Sammlungen nicht nur späteren Generationen Denkmäler der Erinnerung zu hinterlassen, sondern auch Historikern der Zukunft aussagekräftiges wissenschaftliches Quellenmaterial zu überliefern.

In dem von Oberstleutnant Albert Buddecke, Abteilungschef des Stellvertretenden Generalstabs der Armee und Leiter der »Sichtungsstelle für Kriegsbeute und Bibliothekswesen«, publizierten Verzeichnis der deutschen Kriegssammlungen wurden im Jahr 1917 bereits 217 Kriegssammlungen re-

gistriert,[4] darunter auch diejenige der Universitätsbibliothek Freiburg.[5] Diese hatte 1914 nach dem Vorbild der Königlichen Bibliothek zu Berlin ihre eigene Kriegssammlung begonnen – möglicherweise konkret angeregt durch Emil Jacobs, der kurze Zeit zuvor von der Königlichen Bibliothek als Direktor an die Universitätsbibliothek Freiburg gewechselt war. Schwerpunkte der Sammlung waren neben Kriegsdokumenten des Großherzogtums Baden und des deutsch-französischen Grenzgebietes insbesondere die auch von zahlreichen anderen Kriegssammlungen begehrten Feldzeitungen.[6]

Neben der Universitätsbibliothek gab es in Freiburg noch andere Kriegssammler: die Badische Heimat, das Deutsche Volksliedarchiv sowie den Buchhändler Richard Hellmann.[7] Der Freiburger Öffentlichkeit wurde die Kriegssammlung der Universitätsbibliothek im November 1917 in einer in den Räumen des Freiburger Kunstvereins gezeigten Ausstellung erstmals präsentiert.[8]

Nach dem verlorenen Weltkrieg gerieten die deutschen Kriegssammlungen in Vergessenheit: »Eines verlorenen Krieges gedenkt man nicht gerne.«[9] Auch die Universitätsbibliothek Freiburg widmete sich erst zu Beginn der 1930er-Jahre der systematischen Erschließung ihrer Sammlung.[10] Und erst in jüngster Vergangenheit entdeckte die Wissenschaft Kriegssammlungen als Massenquellen und Forschungsgegenstand wieder. Im Zuge der intensiven Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg anlässlich des Jubiläumsjahres 2014 wurden und werden in zahlreichen renommierten Projekten in Deutschland und in Europa diese Quellen systematisch erschlossen und digital präsentiert.[11] Auch die etwa 5000 Nummern umfassende Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg ist mit ihrer historischen Systematik inzwischen online zugänglich[12] und verkörpert für die historische Forschung einen reichen Quellenfundus zur Kriegs- und Mentalitätsgeschichte, aber auch zur Erinnerungskultur über das Deutsche Reich, das Großherzogtum Baden und die Stadt Freiburg im Ersten Weltkrieg.



Suchanzeige der Universitätsbibliothek Freiburg (aus: Richard Hellmann/Kurt Palm: Die deutschen Feldzeitungen: eine Bibliographie. Bd. 1. Freiburg 1918, S. 102)

Ihre Systematik umfasst folgende Großgruppen: Allgemeines, Vorgeschichte, Kriegsverlauf, Krieg in politischer Hinsicht, Geistiger Krieg, Kriegführende, Kriegsgebiete, Deutsches Inland, Militärische Fragen, Medizin, Wirtschaft, Finanzen, Soziales, Recht, Ethik und Religion, Geistiges Leben, Kunst, Erinnerung, Kriegskarten.

Studierende des Historischen Seminars der Universität Freiburg untersuchten die Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg im Rahmen einer Lehrveranstaltung im Wintersemester 2013/14. Anhand ausgewählter Objekte geben sie im Folgenden Einblick in die vielfältigen Sammlungsgegenstände, die den Ersten Weltkrieg in all seinen Facetten widerspiegelt: als Propagandaschlacht, als Wirtschaftskrieg, als bürokratische Herausforderung, aber auch als Zeit mit eigenem Humor und einer eigenen Kultur. (AMG, MS)

2. Stadtleben und Frontnähe

Freiburg im Ersten Weltkrieg

Die Stadt Freiburg war eine der Front am nächsten gelegenen deutschen Städte, die auch verhältnismäßig stark von Luftangriffen betroffen war.[13] Diese Nähe prägte das tägliche Leben grundlegend: Neben der Präsenz des Krieges durch Lärm, Lebensmittelknappheit und Verwundete wurde sie schließlich mit dem neuartigen Luftkampf, zuerst durch Aufklärungsflugzeuge und später durch Kampfbomber, unmittelbar konfrontiert.

Die Kriegssammlung enthält zahlreiche Dokumente über diese spezifische Grenzsituation der Stadt Freiburg und der deutsch-französischen Grenzregion. Besonders interessant sind dabei die Dokumente, die sich mit der Lebensmittel- und Rohstoffversorgung befassen und die aus allen Phasen des Krieges stammen. Dadurch erhalten wir sowohl einen lebendigen Blick auf den Kriegsalltag als auch eine amtliche Sicht auf die Entwicklung der Kriegsfürsorge und Lebensmittelversorgung einer mittelgroßen Stadt wie Freiburg und sehen, mit welchem Aufwand versucht wurde, die Versorgungsknappheit einzudämmen und die Fürsorge für vom Krieg betroffene Familien aufrecht zu erhalten. Durch ihre Lage am Rande des Kaiserreiches ohnehin relativ ›abgelegen‹, wurde diese Situation durch die Nähe zur Front noch verschärft. Die zentrale Versorgung mit Lebensmitteln hatte zudem zur Folge, dass Freiburg sich am Ende der südwestlichen Versorgungslinie befand und somit von Anfang an geringere Anteile an Lebensmitteln und wichtigen Rohstoffen erhielt.[14] Um dagegen vorzugehen, entstand in der Stadt früh eine eigene Stelle für Kriegsfürsorge und Lebensmittelversorgung, die sich um dieses Problem kümmerte. Bereits im ersten Kriegsjahr wurden mehr als zwei Millionen Reichsmark für die zusätzlichen Lebensmittel und Brennmittel, aber auch für die Fürsorge für Kriegswaisen, -witwen und Suppenküchen ausgegeben.[15]

Der Kriegsalltag Freiburgs spiegelt sich schließlich in weiteren, ganz unterschiedlichen Dokumentgruppen wider: Beispielsweise in Bekanntmachungen und Anordnungen sowohl an die Zivilbevölkerung als auch an die Kommunalverwaltungen selbst, die in den Alltag tief eingriffen und die Umstellung der Wirtschaft bis in den privaten Garten[16] spürbar werden ließen. Ein Beispiel hierfür war der »Badische Heimatdienst im Weltkriege«, in der Gemeinde- und Stadträte nicht nur Informations-, sondern auch Propagandaarbeit leisteten. Hierin wurden eine politische Sicht auf Kriegsausbruch und Kriegsgrund sowie die Rechtfertigung des eigenen Machtanspruchs deutlich.[17] Weitere Beispiele für Bekanntmachungen sind Flugblätter, die einen Einblick in südwestdeutsche Massenmedien seit dem Attentat von Sarajevo gewähren[18] und die Möglichkeit eröffnen, über einen längeren Zeitraum dieses Propagandainstrument zu untersuchen, beispielsweise mit Blick auf eine vermeintliche Kriegsbegeisterung.

Schließlich gibt es in der Kriegssammlung auch überlieferte Reden prominenter Freiburger, wie die von Oberbürgermeister a. D. Otto Winterer, Prälat Lorenz Werthmann und Stadtpfarrer Hugo Schwarz auf der »Vaterländischen Versammlung vom 27. September 1914« oder die Rede Ludwig Aschoffs »Kaisers Geburtstag: Rede gehalten auf dem Vaterländischen Abend im Freiburger Stadttheater am 27. Januar 1916«. Oder zwei Texte[19] von Franz Doflein, Zoologe und Dozent der Universität Freiburg, in denen er Eindrücke

seiner Wanderungen in der Vorkriegszeit und der ersten Wochen im Krieg sammelte und einen Einblick in die Wahrnehmung des Bildungsbürgertums auf die ersten Kriegswochen gewährt. (ME)

3. Krieg in der Küche

Literatur zu Ernährungsfragen

Auf den ersten Blick erscheint es ungewöhnlich, dass es in der Kriegssammlung auch Kochbücher gibt. Es muss aber bedacht werden, dass im Deutschen Reich keine Vorkehrungen für die Umstellung auf eine Kriegswirtschaft im Falle eines Kriegsausbruchs getroffen wurden.[20] Die daraus resultierende Lebensmittelknappheit wurde durch die Seeblockade durch die Alliierten ab Herbst 1914 verstärkt – dadurch wurde der Import von Lebensmitteln ins Kaiserreich verhindert.[21] Mit Kochbüchern wurde versucht einen Beitrag dazu zu leisten, die Ernährungssituation zu verbessern, indem ein sparsames und bewusstes Kochen propagiert wurde. Zur Kriegssammlung gehören aber auch wissenschaftliche Abhandlungen, welche die volkswirtschaftlichen Kenntnisse der Behörden und der Bevölkerung verbessern sollten, wie etwa die »Beiträge zur Kriegswirtschaft«.[22] Zusätzlich wurde ab 1916 das Heft »Beiträge zur Kommunalen Kriegswirtschaft« herausgebracht, um die Kommunen über den aktuellen Stand der Verordnungen und deren Hintergründe zu informieren.[23]

Die Kochbücher sollten, ebenso wie die ganz andere Gattung der Flugschriften, der Bevölkerung das Sparen und die Verwendung von Ersatzstoffen nahebringen. Sie sind daher propagandistisch und ernennen die weibliche Leserschaft zu »Kämpferinnen an der Heimatfront«. Viele der Kochbücher sind zudem von Frauen selbst geschrieben. Inhaltlich messen sie dem Sparen von knappen Produkten wie Fetten, Fleisch und Eiern einen großen Wert bei. Ferner gab es auch Bücher zu explizit regionaler Küche, wobei diese lediglich 6% aller damals publizierten Kochbücher ausmachten.[24]

Die Kartoffel wurde zum wichtigsten Lebensmittel während des Krieges stilisiert – und sogar einzelne Flugschriften ausschließlich der Kartoffelernährung gewidmet. Ihre große Bedeutung wird beispielsweise dadurch sichtbar, dass in fast allen Rezepten Kartoffeln als Sättigungsbeilage genannt werden. Es wurden aber nicht nur Kartoffeln empfohlen, sondern auch bis dahin eher ungebräuchliche Lebensmittel wie Klipp- und Trockenfisch und Austern. Dies bedeutete aber auch, dass der Anbau und Verzehr von Kartoffeln gerade für den süddeutschen Raum propagiert werden musste, da dort andere Gerichte, etwa Spätzle, üblich waren. So waren auch die Fleischangaben gering wegen der Lebensmittelkartenverteilung.

Entscheidend ist, dass in den Kochbüchern, aber auch in Flugschriften mit Ernährungstipps, peinlich darauf geachtet wurde, den Feinden die Schuld an der schlechten Versorgungslage anzulasten und der Bevölkerung das Gefühl zu geben, dass die Situation gar nicht so verzweifelt sei. So heißt es etwa in einer Flugschrift: »Wenn es nach dem Willen und der Ansicht unserer Feinde ginge, würde das deutsche Volk heute schon jedes neue Nahrungsmittel unbesehen mit Freuden aufnehmen. Glücklicherweise ist es nicht so, sondern es werden leider sehr wertvolle und schmackhafte Nährstoffe […] noch ungeachtet gelassen, obgleich sie von anderen Völkern längst ausgenutzt und als Delikatesse betrachtet« werden.[25] Die Ratgeberliteratur zur Er-

Almanach de la jeune France. Paris 1917 (Titelblatt)

nährung leistete so zusätzlich einen wichtigen Beitrag dazu, das Durchhaltevermögen in der Heimat zu stärken.[26] (VE, JG)

4. Wenn der Nachbar zum Feind wird: Frankreich

Mit der deutschen Kriegserklärung an Frankreich wurde das Nachbarland im August 1914 zum Feind und die Frontlinie rückte unmittelbar an Freiburg heran. Die Universitätsbibliothek Freiburg trug in ihrer Kriegssammlung zahlreiche deutsche und französische Dokumente zusammen, die sich mit dem jeweiligen Kriegsgegner auseinandersetzen. Dass der Erste Weltkrieg ein erstmals auch medial geführter Krieg war, in dem die militärische Auseinandersetzung durch Propagandaarbeit gegen den Feind ergänzt wurde, spiegelt sich in den Freiburger Dokumenten mit Bezug zu Frankreich deutlich wider. Als Sammelschwerpunkte lassen sich französische Literatur aus der Zeit des Kriegsbeginns, französische Darstellungen zur Kriegsschuldfrage sowie deutsche und französische Dokumente bezüglich der vom Deutschen Reich besetzten Gebiete in Nordfrankreich identifizieren.

Typisch sind die gegenseitigen Feindbilder: barbarische, aggressive und militaristische Deutsche in den Augen der Franzosen, eine willensschwache und verweichlichte französische Nation in den Augen der Deutschen. Das positive Selbstbild der beiden kriegführenden Mächte war auf deutscher Seite von einem Gefühl der nationalen Überlegenheit bestimmt, während die Franzosen sich als Verteidiger ihrer nationalen Freiheit und der international anerkannten Menschenrechte sahen, deren Gültigkeit sie vom Deutschen Reich bedroht sahen.

Einige wenige deutsche Dokumente sind jedoch von den mehrheitlich propagandistischen Schriften abzugrenzen. Als Teil der deutschen Besatzungsmacht in Nordfrankreich setzten sich einige deutsche Soldaten literarisch mit ihrem Einsatzort auseinander, indem sie kultur- und kunstgeschichtliche Darstellungen zu Städten und Schlössern in Nordfrankreich verfassten.[27] Diese besondere Art des Reiseführers sollte deutschen Soldaten an der Westfront einerseits einen kulturellen Zugang zu ihrem gegenwärtigen Einsatzort bieten, andererseits aber auch nach dem Krieg ihre Erinnerung an persönliche Erlebnisse jenseits des soldatischen Alltags an der nordfranzösischen Front wach halten.

Die Deutung des Krieges als nationale Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich fand ihren Höhepunkt in der Konstruktion einer tradierten ›Erbfeindschaft‹, die

auf alle Lebensbereiche übertragen wurde und auch den nachfolgenden Generationen zum Zweck der Mobilisierung für den Krieg vermittelt werden sollte. Im Schulunterricht und mithilfe von Kinder- und Jugendzeitschriften sollte Kindern und Jugendlichen in allen kriegführenden Ländern vermittelt werden, dass der Krieg eine epochale Bedeutung habe und der Siegeswille von existentieller Bedeutung für die jeweilige Nation sei.[28] Exemplarisch hierfür steht der »Almanach de la jeune France«,[29] eine Sammlung von Bildern und illustrierten Kurzgeschichten, die darauf abzielte, die Überlegenheit der französischen Nation gegenüber den Deutschen darzustellen. Dies wird beispielsweise illustriert in der Bildergeschichte »Toto contre Otto«, in der der französische Junge Toto zufällig seinen deutschen Cousin Otto bei einem Onkel in der neutralen Schweiz trifft: Natürlich lassen die französischen Verfasser Toto aus allen Auseinandersetzungen der beiden Jungen als intellektuell und physisch überlegenen Sieger hervorgehen. Insgesamt besitzt die Kriegssammlung mit diesen deutschen und französischen Beispielen aussagekräftige Quellen zur deutschen und französischen Feindpropaganda und den Wahrnehmungen des Nachbarlandes. (TE)

5. Dem fernen Feind ein Antlitz geben: Feindbilder

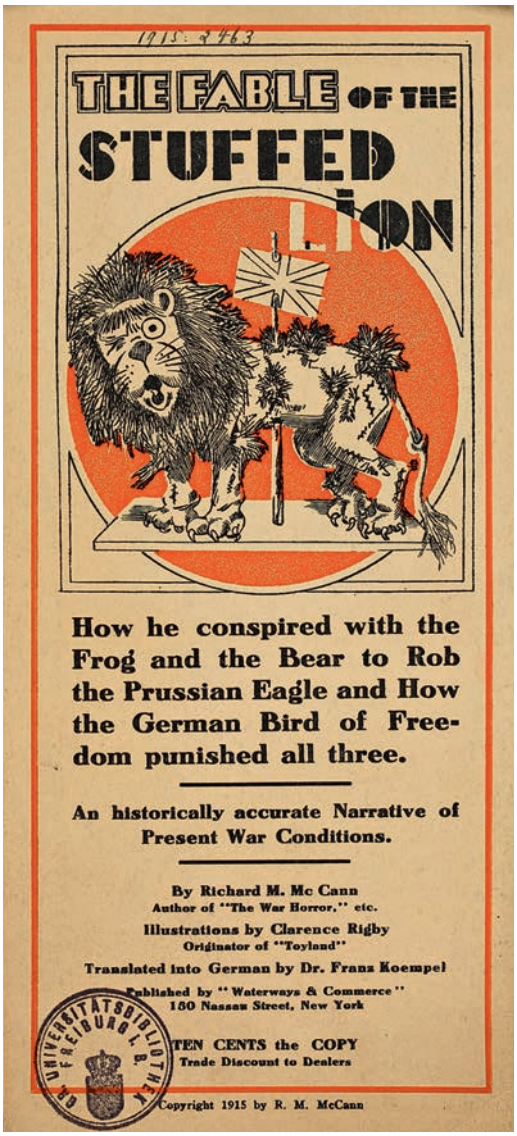
Da bereits die Zeitgenossen die wichtige Rolle der Propaganda in diesem ersten großen »Medienkrieg«[30] deutlich erkannten, wurden in den Kriegssammlungen die »papiernen Waffen« gezielt gesammelt, denn »viele Sammler glaubten, wissenschaftliche Belege für die Richtigkeit gängiger Feindstereotypen zu liefern.«[31] Durch die propagandistische und mediale Multiplikation bereits bestehender nationaler Vorurteile sowie neuer Anschuldigungen entstanden weit verbreitete Feindbilder, die auch die Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg prägen.

In vielen der gesammelten Bücher und Dokumente werden Warnungen vor dem Feind oder seine Abwertung eher nebensächlich mittransportiert, einige haben die Auseinandersetzung mit diesem allerdings auch zum Hauptthema. So informiert die Broschüre »Unsere Feinde: ein Wort der Aufklärung für alle Deutschen«[32] über die militärische Organisation des Gegners, spart dabei aber nicht mit negativen charakterlichen Beurteilungen. Die Feindbilder konstituierten sich jedoch nicht nur auf militärischem Gebiet, auch wirtschaftlich und kulturell sollte die deutsche Überlegenheit über den Gegner aufgezeigt werden. Daher finden sich auch Titel deutscher Professoren wie etwa »Die Feindschaft Frankreichs gegen Deutschland«[33] oder »Deutschlands schlimmster Feind im Weltkriege«[34] in der Sammlung, die diese Situation historisch herleiten.

Eine besondere Art des Kontakts mit dem Feind kam schließlich über die große Zahl der Kriegsgefangenen im Ersten Weltkrieg zustande, wobei insbesondere die Konfrontation mit kolonialen Truppen einen neuen Aspekt darstellte. Jenseits der bekannten Feindbilder von den ›wilden Horden‹ oder der ›schwarzen Schmach‹ entstanden »anthropologische« Studien, die versuchten die ethnische Vielfalt der Feinde zu dokumentieren – so etwa die Schrift »Unsere Feinde. 96 Charakterköpfe aus deutschen Kriegsgefangenenlagern«.[35] Unter dem Anspruch des volkskundlich-wissenschaftlichen Interesses finden sich unter diesen Publikationen allerdings oft eher abwertende Propagandaschriften, die bereits Gedanken einer Rassenlehre andeuteten.

Schließlich eigneten sich Karikaturen besonders gut, Feindbilder zu verstärken und weiter zu verbreiten. Beliebt war vor allem die lächerlich machende Darstellung des Gegners mit Hilfe von Tieren oder Nationalfiguren, durch die sich negative Charaktereigenschaften, äußerliche Merkmale und Größen- und Machtverhältnisse einprägsam illustrieren ließen. So zeigt die »Fabel vom ausgestopften Löwen«[36] Deutschland als stolzen Adler, wohingegen Frankreich als aufgeblasener Frosch, das Britische Empire als ausgestopfter Löwe und Russland als tumber Bär erscheinen.

Derartige Feindbilder verzerrten die Wirklichkeit und wirkten meist über eine sehr emotionale Komponente. Sie halfen, die eigene Gruppe zu homogenisieren, nach außen abzugrenzen und letztlich die Motivation für die Bekämpfung der Feinde bereitzustellen, die kontrastiv zum Selbstbild sowohl dämonisch und gefährlich, als auch unterlegen und feige erscheinen konnten. Feindbilder sind immer auch als Selbstbilder deutbar, da sie die kollektiven Werte und das Selbstverständnis einer Gesellschaft widerspiegeln.[37] Interessanterweise beriefen sich gerade die Mittelmächte auf den hohen ethischen Standard ihrer Propaganda,[38] die sie von der angeblichen ›Gräuelpropaganda‹ und ›Hetzpresse‹ der Alliierten abhob. Dies bot gleichzeitig auch eine Erklärung für die Unterlegenheit der eigenen, als viel ehrlicher gedeuteten Form der Propaganda.[39] Das teilweise Fehlen schärferer Feindbilder erschien in diesem Licht sogar als Ausdruck deutscher Überlegenheit: »Die Feinddarstellung soll nicht dem Feind angemessen sein, sondern dem deutschen Selbstbild.«[40] Gesammelt wurde trotzdem nicht nur, um den Propagandafeldzug der Feinde zu dokumentieren, sondern auch, um von ihm zu lernen.[41] (HS)



Richard McCann: The fable of the stuffed Lion. New York 1915 (Titelblatt)

6. Information und Unterhaltung an der Front: Feldzeitungen

Ein wichtiger Teil der Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg sind die Feldzeitungen, die von Anfang an im Zentrum des Sammelinteresses standen. Bei diesen handelt

es sich um Publikationen, die – idealerweise – von Soldaten für Soldaten an der Front sowohl im Osten als auch im Westen hergestellt wurden und die verschiedene Funktionen erfüllten. Zum einen befriedigten sie das Bedürfnis der Soldaten nach Ablenkung und Abwechslung mit Erlebnisberichten, Geschichten aus der Heimat, Gedichten, Illustrationen, Karikaturen, Witzen und vielem mehr. Gleichzeitig waren Feldzeitungen auch zentrale Informationsquelle durch die darin publizierten Nachrichten über den eigenen und andere Frontabschnitte. Schließlich stellten sie ein zentrales Medium dar, über das sich eine gemeinsame soldatische Identität konstruieren ließ.[42] Charakteristische und von deutschen Kriegssammlungen begehrte Beispiele für diesen Publikationstyp waren die »Vogesenwacht«,[43] die »Liller Kriegszeitung«,[44] die »Gazette des Ardennes«[45] sowie »Aus Sundgau und Wasgenwald«.[46]

»Vogesenwacht«, Colmar (Titelblatt der Nr. 8 [1916])

Für die sich der Erforschung des Ersten Weltkrieges widmende Geschichtswissenschaft hat die Feldzeitung einen besonderen Quellenwert. In ihr wird die soldatische Kultur in einer Qualität sichtbar, wie sie nur wenige andere Medien erreichen – die dem Schützengraben eigene Lebenswelt und das spezifische Zeitverständnis der Soldaten haben hier zum Teil Niederschlag gefunden. Zudem gaben Feldzeitungen der empfundenen Entfremdung der Soldaten von der Heimat unmittelbaren Ausdruck, zeigen ihre Mentalität, gewünschte Denkmuster, Selbst- und Feindbilder oder konsensfähige Verhaltensweisen. Andererseits bieten Feldzeitungen keinen authentischen Blick auf die soldatische Lebenswirklichkeit, wie es beispielsweise die Feldpost ermöglicht.

Nach ersten Anfängen im 16. Jahrhundert gewannen Feldzeitungen ihre aus dem Ersten Weltkrieg bekannte Gestalt bereits im 19. Jahrhundert. Häufig wurden sie in verlassenen Druckereien unter großen Schwierigkeiten bei der Materialbeschaffung produziert, oft von Setzern, die die Sprache der Zeitschrift nicht verstanden. Die anfangs für kleine Truppenverbände konzipierten Publikationen wurden mit fortschreitender Institutionalisierung, die spätestens 1916 durch die Einrichtung einer Feldpressestelle einsetzte,[47] einem größeren Publikum angepasst und gewannen an Reichweite. Dabei verloren sie aber auch vielfach ihren individuellen Charakter.[48] Nach 1917 lässt sich auch ein inhaltlicher Funktionswandel der Feldzeitungen erkennen: Ihre Propagandafunktion rückte im Rahmen von Durchhalteparolen in den Vordergrund, während lokale Themen abnahmen. An der Heimatfront und in den deut-

schen Kriegssammlungen wie derjenigen der Universitätsbibliothek Freiburg waren Feldzeitungen von Anfang an begehrte Objekte, die auch nach Ende des Krieges gesuchte Raritäten waren. (AM)

7. Literarisierte Kriegserlebnisse

Romane und Tagebücher

»Unaufhaltsam quillt die Flut der Kriegsliteratur«,[49] urteilten bereits die Zeitgenossen. Aber unter den zahlreichen Publikationen besaßen nur wenige eine hohe literarische Qualität.[50] Hierzu schreibt Theodor von Zobelitz passend: »Zwar blüht der Weizen, aber dazwischen wuchert auch das Unkraut in Fülle.«[51] Die Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg beherbergt eine höchst vielfältige Auswahl an deutscher Literatur – darunter nicht nur Romane, sondern zum Beispiel auch Textsammlungen und Tagebuchromane.

Lesen war ein beliebter Zeitvertreib unter den Soldaten im Feld, weswegen sich nicht allein die Feldzeitungen so großer Beliebtheit erfreuten. Regelmäßig wurden den Frontsoldaten als sog. Liebesgaben Bücher an die Front geschickt. Aber die Soldaten schrieben auch selbst Tagebücher: Das Tagebuch als besondere literarische Gattung ist Ausdruck der Zeit, da es in ihr entsteht und sie zum Thema macht.[52] Darüber hinaus wird das Individuum in dieser literarischen Gattung deutlich. Der Roman »Wir waren drei Kameraden. Kriegserlebnisse«[53] von Wilhelm Spengler erschien 1917 auf Anregung von Philipp Witkop, dem ehemaligen Professor für Neuere Deutsche Literatur der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, der Spenglers Aufzeichnungen gelesen hatte. So entstand ein Tagebuchroman, der Spenglers Erlebnisse an der Front schildert: Als er erfährt, dass die Mobilmachung erfolgt, sind er und seine Kameraden sich einig, dass der Krieg nicht lange dauern würde.[54] Er schreibt: »Schließlich packte uns alle eine Kriegsbegeisterung ohnegleichen.«[55] Hier zeigt sich die weit verbreitete anfängliche Kriegsbegeisterung. Doch sehr schnell wurden diese Vorstellungen desillusioniert: Immer wieder ist von quälendem Hunger und Durst,[56] der Angst um Freunde und Kameraden[57] sowie dem Donnern der Schrapnelle und Kanonen[58] die Rede. Schon früh berichtet er von »Elend und Verwüstung«.[59] Es geht also vornehmlich um die subjektive Empfindung des Krieges. Indem Spengler die Minuten zählt, bis er die Front verlassen kann, zeigt sich an seinem Beispiel der gesellschaftliche Wandel in der Einstellung zum Krieg.[60] Auch kommt die dokumentarische Wirkung des Tagebuchs wiederholt zum Vorschein. So unterbricht der Erzähler sein Schreiben mit dem Kommentar: »Es wird eine große Schlacht werden! Gott gebe uns den Sieg und Glück! Ich kann jetzt nicht mehr weiter schreiben, es kracht zu sehr. Ich bin ganz aufgeregt. Wenn ich falle, lebt wohl, ihr Lieben!«[61] Und unmittelbar geht es weiter: »21. August 1914, mittags 3 Uhr.«[62] Dadurch fühlt sich der Leser in das Geschehen hineinversetzt. Im »Literarischen Echo« wird dieses Buch im Artikel »Aus dem großen Kriege« von Theodor von Zobelitz besprochen: »Spenglers Büchlein umfaßt die kurze Spanne weniger Monate. Drei junge Einjährige ziehen nach Frankreich hinein, durch Blut und Schrecken. Zwei fallen. Der dritte schreibt ihnen zum Gedenken die Geschehnisse dieses Zeitabschnitts nieder: ein Tagebuch, wie viele hunderte geführt worden sind«.[63] Dies ist eine treffende Beschreibung des exemplarisch herausgezogenen Werkes, das soldatische Kriegserlebnisse literarisierte und in der Heimat verbreitete. (YM)

8. Zwischen Katzenfell und Prophezeiung

Aberglaube im Felde

»Seine Orden verkauft der russische Gefangene sofort, schwerlich aber sein Amulett!«[64] Kettenbriefe, Schutzamulette, Zauberkräuter und Knochen sind nur ein kleiner Auszug aus dem ›Skurrilitäten-Kabinett‹, in dem sich Soldaten aus aller Herren Länder im Ersten Weltkrieg bedienten. Der Nutzen war in erster Linie der Schutz vor und die Abwehr von jeglichem ›Bösen‹. Dieser sog. Schützengrabenaberglaube findet sich in ebenso zahlreichen wie exotisch anmutenden Ausführungen. So waren als Talismane verwendete Katzenfelle oder Uniformknöpfe feindlicher Soldaten keine Seltenheit.[65] Der ›Kriegsaberglaube‹ diente häufig der Feindbildkonstruktion, welche besonders an der Ostfront die vermeintliche Primitivität der Religiosität feindlicher Truppe hervorhob.[66]

Ebenso verbreitet waren Kriegsprophezeiungen, die über den weiteren Verlauf, aber vor allem auch über das Ende des Krieges informierten: »Frankreich geht seinem Untergang entgegen. Deutsche Macht wird herrschen bis zum Golf von Biscaya«[67] – so lauteten typische »Prophezeiungen auf den gegenwärtigen Weltkrieg«. Sie sollten den Soldaten an der Front Siegesmut und den Daheimgebliebenen Hoffnung schenken, dabei sagte die Mehrheit der deutschsprachigen Prophezeiungen einen positiven Kriegsverlauf für das Kaiserreich voraus. Die Weissagungen stammten von »Sehern der Zeit«, waren Auslegungen älterer prophetischer Sagenschätze wie der »Schlacht am Birkenbaum«, Weissagungen des Nostradamus oder entstammten der Exegese der Johannes-Offenbarung.[68] Darüber hinaus wurden auch okkulte Praktiken wie Astrologie, Zahlenmystik und Hellsehen herangezogen.[69]

Auch 100 Jahre nach Kriegsbeginn findet sich der Aberglaube noch in unserer Gesellschaft. So sind Talismane im Besitz von Soldaten[70] und das Interesse an Prophezeiungen, wie die Aufregungen um den im Inka-Kalender vorausgesagten Weltuntergang 2012 gezeigt haben, weiterhin populär. (SH, AW)

9. Die Westfront als Ausflugsziel: Schlachtfeldtourismus

1916: Ein Soldat der Infanterie kämpft sich durch den Schlamm der Kraterlandschaft vor Verdun, denn das unaufhörliche Trommelfeuer scheucht ihn von Loch zu Loch.

1929: In saubere Sonntagskleidung gehüllt, stehen die Damen und Herren einer Reisegesellschaft auf den Überresten eines deutschen Panzers – bereit für einen Schnappschuss.

Während der Soldat im Krieg an der Westfront noch um sein Leben fürchtete, beschreiten Menschen einige Jahre später ungehindert als Touristen die ehemalige Front.

Die Westfront war den Menschen in der Heimat schon während des Krieges ein Begriff. In Zeitungen und Reiseberichten wurde vom Schauplatz des Krieges berichtet. Die Menschen lasen diese Berichte mit großem Interesse, denn man wollte Angehörige und Freunde gut versorgt und möglichst in Sicherheit wissen. Auch in der Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg befinden sich Front-Reiseberichte von Journalisten, Politikern und Geistlichen. So bereiste Ernst Wülfing 1916 die Westfront und stellte fest: »So bliebe unsere Sehnsucht nach ausführlicheren Berichten über diese Vorgänge da draußen ungestillt, wenn nicht die Kriegsberichterstatter nachhelfen würden.«[71] Da diese jedoch der Zensur und der Propaganda unterlagen,

wurde der wahre Schrecken des Krieges meist nicht offenbar.

Der Erste Weltkrieg hatte in seiner bis dahin unbekannten Totalität, Brutalität und Globalität unvorstellbar viele Opfer gefordert. Ebenso zahlreich war die Anzahl der Hinterbliebenen und Veteranen, die einen Raum der Erinnerung benötigten. Im Zentrum standen hierbei die Schlachtfelder im nahen Belgien und Frankreich, die nach Kriegsende zu populären Erinnerungsstätten avancierten. Die Masse an Schlachtfeldbesuchern provozierte einen regelrechten Schlachtfeld-Tourismus.[72] Bereits während des Krieges wurden erste Michelin Schlachtfeld-Reiseführer veröffentlicht.[73] Der in der Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg befindliche »Westfront-Führer« aus dem Jahre 1932 bot dem Leser »Winke für den Frontbesucher« und Information über die Schlachtfelder und die besten Hotels der Gegend.[74] Bis in die 1920er- und 30er-Jahre hinein wurden Knochen der Verstorbenen dort geborgen, wo die Schlachtfeldbesucher ihre Erinnerungsfotos schossen – eine ebenso grausame Absurdität wie der Krieg selbst. Dagegen richtete sich eine Kritik am florierenden Massentourismus an den Orten der Trauer, wofür das Buch von Betty Schneider »Bei den Toten von Verdun« aus dem Jahr 1935 ein beredtes Beispiel ist.[75] Noch heute – 100 Jahre später – sind die Spuren des Krieges etwa in Verdun deutlich sichtbar. (LW)

Anmerkungen

1 Zum Phänomen der Kriegssammlungen im Deutschen Reich vgl. bes. Susanne Brandt: Kriegssammlungen im Ersten Weltkrieg. Denkmäler oder Laboratoires d'histoire? In: Gerd Krumeich/Gerhard Hirschfeld/Irina Renz (Hg.): »Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch.« Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs. Frankfurt a. M. 1996, S. 241–255; Alexandra Kaiser: »… das Material zu sammeln, das dieser Krieg in solcher Fülle schuf wie keiner vorher.« Kriegssammlungen und Kriegssammler im Ersten Weltkrieg. In: Gottfried Korff (Hg.): Kasten 117. Aby Warburg und der Aberglaube im Ersten Weltkrieg. Tübingen 2007, S. 87–115; Christophe Didier u. a. (Hg.): 1914–1918. In Papiergewittern. Die Kriegssammlungen der Bibliotheken. Strasbourg 2008; Aibe-Marlene Gerdes: Kriegssammlungen 1914–1918. Eine Einführung. In: Julia Hiller von Gaertringen (Hg.): Kriegssammlungen 1914–1918. Frankfurt a. M. 2014, S. 15–29.

2 Karl v. Stockmayer: Die Zukunft der deutschen Kriegssammlungen. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 37 (1920), S. 169–173, hier: S. 173.

3 So die Zielsetzung der Kriegssammlung des Historischen Museums Frankfurt in seinem öffentlichen Unterstützungsaufruf, abgedruckt in Detlev Hoffmann: Die Weltkriegssammlung des Historischen Museums Frankfurt. In: Historisches Museum Frankfurt (Hg.): Ein Krieg wird ausgestellt. Die Weltkriegssammlung des Historischen Museums (1914–1918). Themen einer Ausstellung. Frankfurt a. M. 1976, S. 65–74, hier: S. 62.

4 Albert Buddecke: Die Kriegssammlungen. Ein Nachweis ihrer Einrichtung und ihres Bestandes. Oldenburg 1917.

5 Vgl. die kritische Besprechung Buddeckes durch Walther Schultze: Kriegssammlungen. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 35 (1918), S. 15–26.

6 Vgl. Buddecke 1917, S. 23.

7 Ebd.

8 Bspw. die »Freiburger Zeitung« berichtete über die Vernissage am 4. November 1917 in ihrer ersten Abendausgabe vom 5. November 1917.

9 So das resignierte Urteil des Sammlungskurators der Kriegssammlung an der Österreichischen Nationalbibliothek 1923; vgl. Othmar Doublier: Die Kriegssammlung der Nationalbibliothek. In: Wiener Zeitung, Nr. 159 v. 14. Juli 1923, S. 3 f.

10 Zur Freiburger Kriegssammlung und ihrer Katalogisierung vgl. Martin Mayer: Eine Systematik in der Systematik: Die »Weltkriegssammlung«. In: Ders./Ralf Ohlhoff/Matthias Reifegerste: Die Altbestandssystematik der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. im Wandel der Zeiten. Freiburg i. Br. 2008, S. 32–46; online unter www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/4645/pdf/09_reifegerste_mayer_ohlhoff.pdf; Marcus Schröter: Auf der Suche nach der Wahrheit im Krieg der Worte: Die Kriegssammlung der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau (in Vorbereitung).

11 Hervorzuheben sind vor allem das internationale Digitalisierungsprojekt »Europeana Collections 1914–1918« (zur Projektbeschreibung vgl. http://staatsbibliothek-berlin.de/die-staatsbibliothek/projekte/europeana-1914-1918/) sowie das Onlineportal »Kriegssammlungen 1914-1918«, das die Geschichte und den heutigen Erhalt der bei Buddecke gelisteten Sammlungen aufzeigt (vgl. www.kriegssammlungen.de).

12 Vgl. http://www.ub.uni-freiburg.de/index.php?id=1113#c7251.

13 Roger Chickering: Ein Begräbnis in Freiburg 1917. Stadtgeschichte und Militärgeschichte im Zeitalter des »Totalen Krieges«. In: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins »Schau-ins-Land« 119 (2000), S. 115; ders.: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn u. a. 2009, S. 97.

14 Chickering 2009, S. 153.

15 Kriegsfürsorge der Stadt Freiburg im Breisgau im ersten Kriegsjahr, 1. August 1914/1915. Freiburg 1915, S. 11; Chickering 2009, S. 560, für eine Übersicht für den gesamten Krieg.

16 Chickering 2009, S. 113–151 u. 153–198.

17 Badischer Heimatdienst im Weltkriege. Karlsruhe 1916, S. 6. Auch online einsehbar unter: http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihd/Drucke/content/titleinfo/1122183; darin enthalten waren auch Anweisungen und Empfehlungen für den Anbau von Lebensmittel als auch der Umgang mit den Lebensmittelrationen.

18 Original-Extra-Blätter 1914. Gesammelt und bearbeitet von Ernst Friedrich Werner. Mannheim 1914.

19 Franz Doflein: Freiburg und der Breisgau im Krieg. o.O. (um 1916); ders.: Freiburg und der Breisgau im ersten Kriegsjahre. München u. a. 1917.

20 Stig Förster: Ein militarisiertes Land? Zur gesellschaftlichen Stellung des Militärs im Deutschen Kaiserreich. In: Bernd Heidenreich/Sönke Neitzel (Hg.): Das Deutsche Kaiserreich 1890–1914. Paderborn 2011, S. 157–174, hier: S. 164.

21 Volker Berghahn: Der Erste Weltkrieg. München 2009, S. 50.

22 V. Bakock: Einführung. In: Kriegsernährungsamt: Beiträge zur Kriegswirtschaft. Bd. 1 (1916/17), Berlin 1917, s. p.

23 Beiträge zur kommunalen Kriegswirtschaft. Hg. im Auftrag des Reichsernährungsministeriums, H. 1. Berlin 1916, S. 1.

24 Peter Lesniczak: Alte Landschaftsküchen im Sog der Modernisierung. Studien zur Ernährungsgeographie Deutschlands zwischen 1860 und 1930. Wiesbaden 2003, S. 157.

25 Ernst Ehrenbaum/Friedrich Duge: Seemuscheln als Nahrungsmittel. Berlin 1915, S. 8.

26 Zur erzieherischen Funktion von Kriegskochbüchern vgl. Aibe-Marlene Gerdes: »Spart Fleisch und Brot zur Zeit der Not!« Küchenvorschriften in Kriegskochbüchern des Ersten Weltkrieges. In: Ariadne 63 (2013), S. 14–21.

27 Christian Rauch: Douai. Kultur- und kunstgeschichtliche Studien in Nordfrankreich. Heidelberg 1917; Hermann Burg/Hermann Erhard/Franz Schnabel: Cambrai. Heidelberg 1917; Hermann Erhard: Aus Städten und Schlössern Nordfrankreichs. Heidelberg 1915.

28 Zur Mobilisierung von Kindern und Jugendlichen in Frankreich vgl. Stéphane Audoin-Rouzeau: Die mobilisierten Kinder. Die Erziehung zum Krieg an französischen Schulen. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.): »… keiner fühlt sich hier mehr als Mensch.« Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs. Essen 1993, S. 151–171.

29 Almanach der la jeune France. Paris 1917.

30 Vgl. Brandt 1996, S. 246.

31 Ebd., S. 244.

32 August v. Janson: Unsere Feinde: ein Wort der Aufklärung für alle Deutschen. Berlin 1914.

33 Georg Küntzel: Die Feindschaft Frankreichs gegen Deutschland. Berlin 1917.

34 Robert Jannasch: Deutschlands schlimmster Feind im Weltkriege. Berlin 1918.

35 Otto Stiehl: Unsere Feinde: 96 Charakterköpfe aus deutschen Kriegsgefangenenlagern. Stuttgart 1916.

36 Richard McCann: The fable of the stuffed Lion: how he conspired with the Frog and the Bear to rob the Prussian Eagle and how the German Bird of Freedom punished all three; an historically accurate narrative of the present war conditions. Illustrations by Clarence Rigby. Translated into German by Franz Koempel. New York 1915.

37 Vgl. Hans-Michael Bernhardt: Voraussetzungen, Struktur und Funktion von Feindbildern. Vorüberlegungen aus historischer Sicht. In: Christoph Jahr/Uwe Mai/Kathrin Roller (Hg.): Feindbilder in der deutschen Geschichte. Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin 1994, S. 9–24, hier: S. 14.

38 Vgl. Walter Lukan/Max D. Peyfuss: Jeder Schuß ein Russ, jeder Stoß ein Franzos. Kriegspropaganda auf Postkarten 1914–1918. In: Hans Weigl/Walter Lukan/Max Peyfuss: Jeder Schuss ein Russ, Jeder Stoss ein Franzos. Literarische und

graphische Kriegspropaganda in Deutschland und Österreich 1914–1918. Wien 1983, S. 32–47, hier: S. 46.

39 Vgl. Brandt 1996, S. 246.

40 Michael Jeisman: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918. Stuttgart 1992, S. 337.

41 Vgl. Brandt 1996, S. 246.

42 Robert Nelson: German Soldier Newspapers of the First World War. New York 2011, S. 4, 12 u. 16.

43 Vogesenwacht (Colmar), 1916–1918.

44 Liller Kriegszeitung (Lille), 1914–1918.

45 Gazette des Ardennes (Charlesville), 1916–1918.

46 Aus Sundgau und Wasgenwald, 1917/18.

47 Anne Lipp: Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914–1918. Göttingen 2003, S. 47–57.

48 Julia Hiller von Gaertringen: Die Kriegssammlung der Fürstlichen Bibliothek Detmold. Soldatenzeitungen des Ersten Weltkriegs in der Lippischen Landesbibliothek. Detmold 2010, S. 29 u. 31.

49 Theodor v. Zobelitz: Aus dem großen Kriege. Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde 20 (1917), Sp. 208–213, hier: Sp. 209.

50 Vgl. Wolfgang J. Mommsen: Einleitung: Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg. In: Ders. (Hg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg. München 1996, S. 1–15, hier: S. 10; Günter Mäntschel: Literatur und Krieg. Aspekte der Diskussion aus der Zeitschrift »Das literarische Echo«. In: Ebd., S. 209–219, hier: S. 211.

51 Zobelitz 1917, Sp. 209.

52 Vgl. hierzu auch Heike Gfrereis: Zur Ausstellung »August 1914. Literatur und Krieg«. In: August 1914. Literatur und Krieg. Marbach a. N. 2013, S. 46–70, hier: S. 50.

53 Wilhelm Spengler: Wir waren drei Kameraden. Kriegserlebnisse. Freiburg 1917, S. III f.

54 Ebd., S. 4 f.

55 Ebd.

56 Vgl. ebd., z. B. S. 18, 20, 34, 36, 68 u. 69.

57 Vgl. ebd., S. 27 u. 60.

58 Vgl. ebd., S. 17, 18, 19, 26, 33 u. 53.

59 Ebd., S. 23.

60 Vgl. ebd. S. 33 f.

61 Ebd., S. 57.

62 Ebd., S. 58.

63 Zobelitz 1917, Sp. 212 f.

64 Karl Olbrich: Deutsche Himmelsbriefe und russische Heiligenamulette im Weltkriege. In: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 19 (1917), S. 146.

65 Vgl. Gottfried Korff: Im Zeichen des Saturn. Vorläufige Notizen zu Warburgs Aberglaubensforschung im Ersten Weltkrieg. In: Ders. 2007, S. 194.

66 Vgl. Monique Scheer: Des Gefangenen Amulett. Funktion des Kriegsgegners im volkskundlichen Aberglaubensdiskurs. In: Korff 2007, S. 249.

67 A. Krancher: Prophezeiungen auf den gegenwärtigen Weltkrieg: mit den Kriegsgedichten … Mühlhausen i. E. [1915], S. 10.

68 Vgl. Heinrich Gerling: Der Weltkrieg 1914/15 im Lichte der Prophezeiung. Oranienburg 1915, S. 33; J. Bracht: Der Weltkrieg 1914/1915 und Verlauf nach der Bibel. Cassel 1914.

69 Vgl. Anton Seitz: Kriegs-Prophezeiungen. Sonder-Abdruck im »Fels«. Frankfurt a. M. 1915, S. 47.

70 Vgl. Jochen-Martin Gutsch: Little Jesus in Kabul. In: Berliner Zeitung v. 16. August 2014; online unter www.berliner-zeitung.de/archiv/little-jesus-in-kabul,10810590,10551544.html.

71 Ernst Anton Wülfing: Bei Badischen Truppen an der Westfront mit einem Liebesgaben-Transport. Vortrag gehalten am 9. Februar 1916 zum Besten des Roten Kreuzes im Neuen Kollegienhaus der Universität Heidelberg. Heidelberg 1916, S. 3.

72 Vgl. Susanne Brandt: Reisen zu den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges. In: Barbara Korte/Sylvia Paletschek/Wolfgang Hochbruck (Hg.): Der Erste Weltkrieg in der populären Erinnerungskultur. Essen 2008, S. 201–212.

73 Ebd., S. 202.

74 Vgl. Harboe Kardel (Hg.): Der Westfront-Führer. Berlin 1932, S. 9.

75 Betty Schneider: Bei den Toten von Verdun, Trier 1935.

Kontaktadresse:
Dr. Markus Schröter
Universitätsbibliothek
Rempartstraße 10–16
79098 Freiburg i. Br.

»immer noch kein Ende des schrecklichen Krieges abzusehen …«[1]

Die »Pfälzische Kriegssammlung« in Speyer als Ausgangspunkt einer Ausstellung zum Ersten Weltkrieg

Ludger Tekampe / Cora Tremmel / Robin Volk

Im Rahmen des vom Dreiländermuseum in Lörrach initiierten »Netzwerks Museen« erinnert das Historische Museum der Pfalz in Speyer ab dem 29. Mai 2014 mit einem »Historischen Schlaglicht« innerhalb seiner Dauerausstellung an die 100. Wiederkehr des Beginns des Ersten Weltkrieges. Thema und Titel sind »1914–1918. Die Pfalz im Ersten Weltkrieg«. Vielerlei historische Anknüpfungspunkte werden wiederentdeckt, die verschollen oder zumindest verschüttet waren. Zu diesen historischen Anknüpfungspunkten gehört die »Pfälzische Kriegssammlung«, die während des Ersten Weltkrieges im Historischen Museum der Pfalz zusammengetragen wurde.

Im Rahmen des vom Dreiländermuseum in Lörrach initiierten »Netzwerk(s) Museen« erinnert das Historische Museum der Pfalz in Speyer ab dem 29. Mai 2014 mit einem »Historischen Schlaglicht« innerhalb seiner Dauerausstellung an die 100. Wiederkehr des Beginns des Ersten Weltkrieges. Thema und Titel sind »1914–1918. Die Pfalz im Ersten Weltkrieg«. Im Gedenkjahr 2014 ist der Erste Weltkrieg insgesamt wieder stärker ins allgemeine Bewusstsein gerückt. Vielerlei historische Anknüpfungspunkte werden wiederentdeckt, die verschollen oder zumindest verschüttet waren. Zu diesen historischen Anknüpfungspunkten gehört die »Pfälzische Kriegssammlung«, die während des Ersten Weltkrieges im Historischen Museum der Pfalz zusammengetragen wurde.

Als das Museum 1910 den vom Münchner Stararchitekten Gabriel von Seidl in historisierenden Formen entworfenen Museumsneubau am Speyerer Domplatz bezog, war Bestandteil der damaligen Dauerausstellung auch ein sog. Siegessaal. In ihm waren französische Beutewaffen und militärische Ausrüstungsgegenstände aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 ausgestellt. Gewehr reihte sich an Gewehr und Brustpanzer an Brustpanzer, über allem schwebte ein plastisches Reliefbild des Reichskanzlers Bismarck. Die Rauminszenierung ließ den Stolz auf den militärischen Triumph erkennen und ebenso den auf die Reichseinigung. Ähnliche ›Siegesräume‹ gab es auch in anderen deutschen Museen, für die Pfalz aber spielte der Sieg über Frankreich 1871, die darauf folgende Reichseinigung und die Annektierung des Elsass und Lothringens eine besondere Rolle. Im kollektiven Gedächtnis waren die Verheerungen der von Frankreich geführten Reunionskriege

Siegessal 1910.
Museumsraum in Speyer mit Erinnerungsstücken und Kriegstrophäen aus dem 1870/71er Krieg

und die kriegerischen Ereignisse im Gefolge der französischen Revolution und des napoleonischen Expansionsdrangs noch wach. Da mag der 1910 eingerichtete ›Siegessaal‹ wie eine Selbstvergewisserung erschienen sein, der die Traumata früherer militärischer Niederlagen überwinden helfen sollte. Zwischen 1871 und 1914 lebten die Pfälzerinnen und Pfälzer in dem für sie damals beruhigenden Gefühl, kein Grenzland mehr zu sein.

Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Jahre 1914 wurde vielerorts in der Pfalz die Angst wieder greifbar – wie in vergangenen Jahrhunderten schon –, unmittelbarer Kriegsschauplatz zu werden. Die Sorge war nicht unbegründet, denn so wie der deutsche Generalstab mit dem die belgische Neutralität missachtenden Schlieffen-Plan den Krieg schnell auf dem Boden des Kriegsgegners Frankreich entscheiden wollte und dabei ursprünglich auch bereit war, das Oberrheingebiet temporär preiszugeben, hatte der französische Generalstab mit seinem Plan Nr. XVII eine Militärdoktrin, die die schnelle Eroberung Elsass-Lothringens und den Vormarsch über den Rhein vorsah.

Die Kriegsbegeisterung im August 1914 hielt sich denn auch – gerade am Oberrhein und namentlich in den ländlichen Gebieten – in Grenzen. Der zunächst erfolgreiche Vormarsch des deutschen Heeres durch Belgien nach Nordfrankreich und mehr noch die Ab-

Juli 1914. Zwei Wochen vor der deutschen Mobilmachung und Kriegserklärung an Russland und Frankreich, besucht die 1. Batterie des Königlich Bayerischen Reserve-Feldartillerie-Regiments Nr. 1 aus Bellheim das Historische Museum der Pfalz in Speyer.

wehr des französischen Angriffs in Lothringen und im Elsass minderten im Spätsommer 1914 in der Pfalz die Angst, Kriegsschauplatz zu werden. Schnell machte sich Siegesgewissheit breit.

In dieser Atmosphäre, die nicht mehr von der unmittelbaren Bedrohung des Herannahens der Front geprägt war, entstand in Deutschland und Österreich die Idee, Erinnerungsstücke an den Krieg zu sammeln.[2] Man mag dabei schon an die Ausschmückung künftiger Siegessäle gedacht haben, wie sie noch vom 1870/71er Krieg her Bestand hatten. Eine solche Kriegssammlung wurde auch im Historischen Museum der Pfalz angelegt. Der Beginn der Sammeltätigkeit liegt dabei wohl schon im August 1914, ein genauer Starttermin der Sammlung ist nicht mehr zu ermitteln.[3] Die Idee zur Kriegssammlung ist zum einen im Umfeld des Historischen Vereins der Pfalz entstanden, der damals Träger des Museums war. Maßgeblich für die Sammeltätigkeit dürften auch Gedanken gewesen sein, wie sie von den damals neu aufgekommenen Vereinen für Volkskunde propagiert wurden. Beispielhaft für Bayern[4] hat dies Adolf Spamer im Dezember 1914 formuliert. Sein Aufsatz »Der Krieg, unser Archiv und unsere Freunde. Ein Aufruf des Volkskundearchivs des Bayerischen Vereins für

Hurra! Postkarte 1914.
Der pfälzische Künstler Heinrich Strieffler (1872-1914) hat gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges eine Serie von Postkarten erstellt, die die vermeintlich freudige Begeisterung für den Kriegseintritt zeigen sollten.

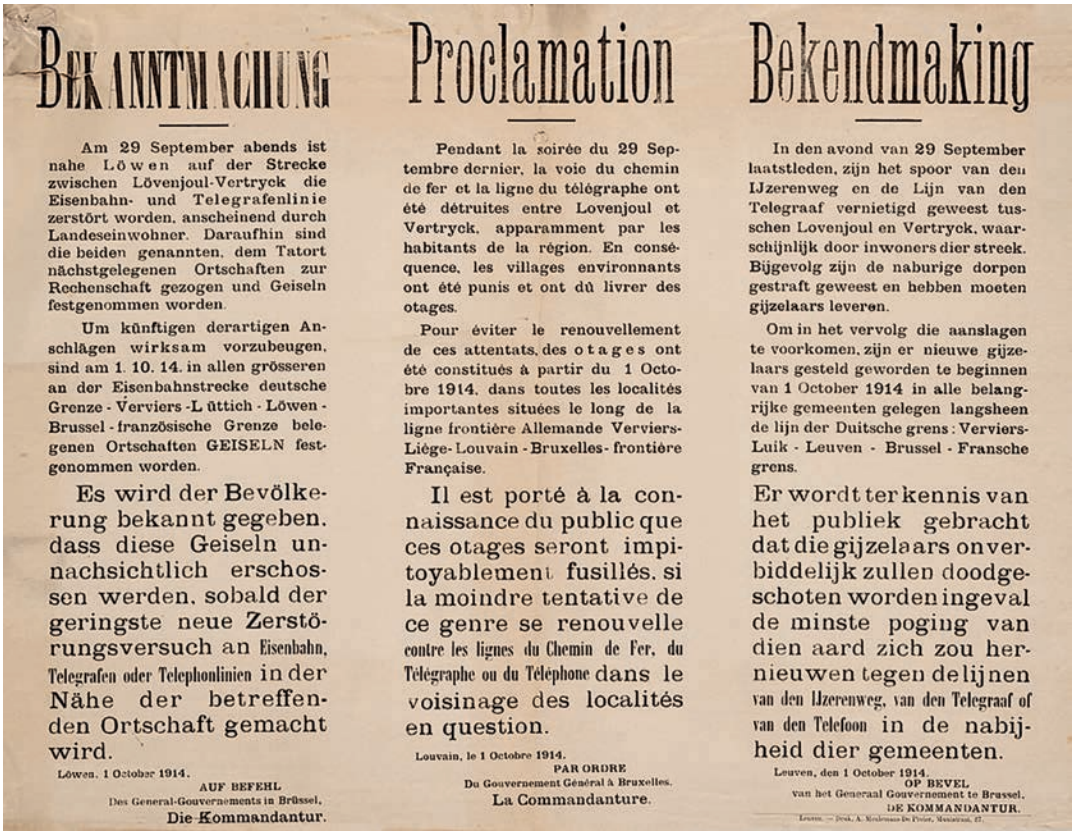
Volkskunst und Volkskunde in München«[5] formuliert den Anspruch des Vereinsarchivs »Zentralsammelstelle […] für alle volksläufige Kleinliteratur und Kleinkunst, die das Völkerringen unserer Tage in unserem Land emporwuchern ließ«[6] zu sein. Ein solch zentralistisch auftretender Sammelaufruf weckte in den Regionen Argwohn. Man wollte den eigenen Anteil am kommenden Ruhm nicht in fremde Hände geben und sammelte lieber vor Ort, so war es auch in der Pfalz. Um dem regionalen Sammeln einen übergeordneten Rahmen zu geben, hatte das Königliche Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten in München eine Richtlinie für Kriegssammlungen herausgegeben, die z. B. bestimmte, dass in den einzelnen Regierungsbezirken zentrale Sammelorte eingerichtet werden sollten.[7] Der damals in Zweibrücken tätige Gymnasiallehrer und auch als Volkskundler hervorgetretene Albert Becker[8] scheint der erste Kustos der »Pfälzischen Kriegssammlung« gewesen zu sein.[9] Später hat sich – wohl aus praktischen Gründen – der Schwerpunkt der Sammlung nach Speyer ans Historische Museum der Pfalz verschoben zu haben. In späteren Auflistungen der Sammlung taucht immer der damalige Museumsleiter Friedrich Sprater[10] als Verantwortlicher auf. Sprater ist auch Autor des Artikels »Amtliches Verzeichnis von Sammlungsgegenständen für die Pfälzer Kriegssammlung in Speyer«[11], in dem er in 14 Unterpunkten das umfassende Sammlungsprogramm ausbreitet.

Gesammelt wurde demnach u. a. zu den Themen »Tätigkeit der Behörden, Kirchliches und Schulisches, Geschichte der Truppenteile des Sammlungsgebietes, Volks- und Hauswirtschaftliches, Kriegsdrucksachen, Maueranschläge, Vortragsfolgen, Postkarten, Zeichnungen und Karikaturen, Notgeld, Photographien«. Neben dieser kursorischen Übersicht hat sich leider – außer beim Notgeld – kein zeitgenössisches Inventarverzeichnis erhalten, in dem die tatsächlich zusammengetragenen Exponate aufgeführt wären. Im heute überlieferten Bestand befinden sich hauptsächlich Plakate (bzw. Wandanschläge) aus den besetzten Gebieten in Belgien und Frankreich, ferner amtliche und kirchliche Druckschriften, Kriegspostkarten, handschriftlich verfasste Gedichte und Fotografien.

Beispielhaft werden nachfolgend die beiden Sammlungskomplexe Wandanschläge und Fotografien näher vorgestellt.

Die im Rahmen der Kriegssammlung vorhandenen Plakate bzw. Wandanschläge sind örtlich den westlichen Schauplätzen des Ersten Weltkriegs zuzuordnen. Die Sammlung umfasst Plakate aus den vom Deutschen Reich besetzten Ländern Belgien und Frankreich. Thematisch wurden die Plakate nach Punkt 7 des Verzeichnisses der Sammlungsgegenstände der Kriegssammlung, als »Maueranschläge jeglicher Art und jeglichen Inhalts« gesammelt.[12] Der Großteil der vorhandenen Dokumente ist durch die aufgedruckten Informationen örtlich und zeitlich konkret zuzuordnen. Dabei handelt es sich in den meisten Fällen um Veröffentlichungen der jeweiligen Generalgouvernements, welche die Gebiete in den besetzten Ländern verwalteten.[13] Die Plakate beinhalten Mitteilungen, Bekanntmachungen und Verordnungen und richten sich sowohl an die Bevölkerung, als auch an die Soldaten der deutschen Besatzungsmacht und wurden daher im öffentlichen Raum plakatiert. Darüber hinaus liegen vereinzelt auch Verordnungen kleinerer Verwaltungseinheiten, wie z. B. Polizeiverordnungen, unterzeichnet vom jeweiligen Kreischef, Verordnungen einzelner Etappen-Kommandeure oder direkte Mitteilungen einzelner Generäle vor. Die meisten Dokumente sind zweisprachig oder gar dreisprachig verfasst. Bei den zweisprachigen Ausführungen ist der Inhalt jeweils in deutscher und französischer Sprache, bei den dreisprachigen zusätzlich in belgischem Niederländisch verfasst. Unter den Titeln »Letzte Kriegsnachrichten« und »Neueste Kriegsnachrichten« liegen vom Großen Hauptquartier[14] veröffentlichte Dokumente vor, bei denen sich auf Grund der fehlenden örtlichen Kennzeichnung wohl um Plakate handelt, welche ortsunabhängig plakatiert wurden. Diese Kriegsnachrichten geben Information über den Kriegsverlauf im Osten, auf dem Balkan oder dem Seekrieg in der Nordsee. Eine andere Gruppe von Plakaten greift lediglich Nachrichten anderer Druckmedien, z. B. des Kölner Anzeigers auf und stellt somit eine Art »täglich angeschlagener Kriegsberichte der Tageszeitungen« dar, welche Sprater im Sammlungsprogramms nennt.[15] Des Weiteren sind etliche Dokumente vorhanden, welche örtlich und zeitlich nicht genau zugeordnet werden können, jedoch auf Grund ihrer zweisprachigen Druckausführung, nämlich in deutscher und französischer

Plakat von der Westfront.
Die Ernährungslage der deutschen Truppen im Ersten Weltkrieg war schwierig, daher waren die Soldaten zum sparsamen Umgang mit Lebensmitteln, insbesondere mit Fett, angehalten. (5. November 1915, Etappendruckerei der 2. Armee)



BEKANNTMACHUNG

Am 29 September abends ist nahe Löwen auf der Strecke zwischen Lövenjoul-Vertryck die Eisenbahn- und Telegrafenlinie zerstört worden, anscheinend durch Landeseinwohner. Daraufhin sind die beiden genannten, dem Tatort nächstgelegenen Ortschaften zur Rechenschaft gezogen und Geiseln festgenommen worden.

Um künftigen derartigen Anschlägen wirksam vorzubeugen, sind am 1. 10. 14. in allen grösseren an der Eisenbahnstrecke deutsche Grenze - Verviers - Lüttich - Löwen - Brussel - französische Grenze belegenen Ortschaften GEISELN festgenommen worden.

Es wird der Bevölkerung bekannt gegeben, dass diese Geiseln unnachsichtlich erschossen werden, sobald der geringste neue Zerstörungsversuch an Eisenbahn, Telegrafen oder Telephonlinien in der Nähe der betreffenden Ortschaft gemacht wird.

Löwen, 1 October 1914.

AUF BEFEHL
Des General-Gouvernements in Brüssel,
Die Kommandantur.

Proclamation

Pendant la soirée du 29 Septembre dernier, la voie du chemin de fer et la ligne du télégraphe ont été détruites entre Lovenjoul et Vertryck, apparamment par les habitants de la région. En conséquence, les villages environnants ont été punis et ont dû livrer des otages.

Pour éviter le renouvellement de ces attentats, des otages ont été constitués à partir du 1 Octobre 1914, dans toutes les localités importantes situées le long de la ligne frontière Allemande Verviers-Liége-Louvain - Bruxelles - frontière Française.

Il est porté à la connaissance du public que ces otages seront impitoyablement fusillés, si la moindre tentative de ce genre se renouvelle contre les lignes du Chemin de Fer, du Télégraphe ou du Téléphone dans le voisinage des localités en question.

Louvain, le 1 Octobre 1914.

PAR ORDRE
Du Gouvernement Général à Bruxelles.
La Commandanture.

Bekendmaking

In den avond van 29 September laatstleden, zijn het spoor van den IJzerenweg en de Lijn van den Telegraaf vernietigd geweest tusschen Lovenjoul en Vertryck, waarschijnlijk door inwoners dier streek. Bijgevolg zijn de naburige dorpen gestraft geweest en hebben moeten gijzelaars leveren.

Om in het vervolg die aanslagen te voorkomen, zijn er nieuwe gijzelaars gesteld geworden te beginnen van 1 October 1914 in alle belangrijke gemeenten gelegen langsheen de lijn der Duitsche grens: Verviers-Luik - Leuven - Brussel - Fransche grens.

Er wordt ter kennis van het publiek gebracht dat die gijzelaars onverbiddelijk zullen doodgeschoten worden ingeval de minste poging van dien aard zich zou hernieuwen tegen de lijnen van den IJzerenweg, van den Telegraaf of van den Telefoon in de nabijheid dier gemeenten.

Leuven, den 1 October 1914.

OP BEVEL
van het Generaal Gouvernement te Brussel,
DE KOMMANDANTUR.

Plakat aus der belgischen Stadt Löwen. Androhung von Geiselerschießungen, veröffentlicht vom deutschen General-Gouvernement in Brüssel, 1. Oktober 1914.

Sprache, zumindest dem französischsprachigen Teil Belgiens oder den besetzten Gebieten in Frankreich zugeordnet werden können. Bei anderen Plakaten besteht die Möglichkeit, diese auf Grund ihres Inhaltes zeitlich einzuordnen, insofern man ihn im Hinblick auf den allgemeinen Kriegsverlauf auswertet. Der Zustand der in der Sammlung vorhandenen Dokumente ist im Allgemeinen als sehr gut zu bezeichnen. Nur wenige Plakate weisen Materialschäden auf, was bei der verwendeten Papierqualität nicht selbstverständlich ist. Einige Exemplare sind mehrfach vorhanden. Der Sammlung liegen aus Frankreich Plakate aus Cambrai, Commune de Loos, Haubourdin, Lille, Lunéville, Peronne, Roubaix, Valenciennes vor. Plakate aus Belgien sind vor allem aus Brüssel, aber auch zahlreichen kleineren Ortschaften und Städten vorhanden.[16] Belgien war vom deutschen Vormarsch im August 1914 betroffen, weil es Durchmarschgebiet im Rahmen des Schlieffen-Plans war. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen und der anschließenden Besetzung Belgiens, übernahm das am 23. August 1914 auf Verfügung des Kaisers eingerichtete Generalgouvernement die Verwaltung des Landes bis zum Kriegsende. Die meisten in der Sammlung vorhandenen Plakate aus Belgien stellen direkte Veröffentlichungen des deutschen Gene-

ralgouvernements dar. Vorhanden sind Veröffentlichungen ab September 1914 bis Januar 1916. Zu Beginn des Einmarsches, aber auch während der ersten Monate der Besatzungszeit leisteten Belgische Armee und Zivilbevölkerung erheblichen Widerstand gegenüber den deutschen Truppen.[17] Nach der militärischen Eroberung wurde das besetzte Belgien für die deutschen Kriegsziele wirtschaftlich in Beschlag genommen.[18] Dieser Aspekt des Kriegsgeschehens spiegelt sich in den überlieferten Wandanschlägen deutlich wider. Einige Plakate aus Belgien dokumentieren Bestrafungen belgischer Zivilpersonen bis hin zu Erschießungen auf Grund von feldgerichtlichen Urteilen.[19] Auch Androhungen kollektiver Strafen für Ortschaften in deren Nähe deutsche Militäreinheiten oder militärisch wichtige Infrastruktur, wie Telegrafenmasten oder Schienennetze beschädigt wurden, finden sich immer wieder auf den Wandanschlägen, ebenso wie der Umgang mit belgischen Kriegsgefangenen und Wehrpflichtigen. Sowohl in Belgien als auch in Frankreich wurde der Umgang mit bestimmten Grundnahrungsmitteln von der deutschen Verwaltung vorgeschrieben. Auch der Geldverkehr wurde reglementiert, die Bekanntmachung von Wechselkursen erfolgte mittels Plakatierungen. Zudem fanden Verordnungen über den Verkehr und Handel mit Metallen über das Medium des öffentlichen Plakates den Weg zur Bevölkerung der besetzten Gebiete. Bekanntgaben über Beschlagnahmung und Reglementierung privaten Besitzes an Geld- oder Sachwerten fanden ebenfalls auf Plakaten statt. Diese allgemeinen Hinweise auf Inhalt und Formen der Wandanschläge aus den besetzten Gebieten im Westen sollen bis hierher genügen.

Hinsichtlich der gesammelten Fotografien listete der damalige Museumsdirektor Dr. Friedrich Sprater 1918 in den Veröffentlichungen des Historischen Vereins und des Museums folgende Themenbereiche auf: »Photographien von Truppenauszügen, Straßenbildern an besonderen Tagen (Sammeltagen, Fahnenschmuck), von Straßenbahnschaffnerinnen, Postbotinnen, Wächterinnen, eigens für die Kriegszeit hergestellten oder in Gebrauch genommenen Gebäuden, […] von der Tätigkeit bei Metallablieferungsstellen und bei Herstellung und Versendung von Liebesgaben; von Kriegsgefangenen, besonders bei der Arbeit; Modebilder; Aufnahmen von Offizieren und Mannschaften pfälzischer Truppenteile, von Ärzten, Pflegerinnen, Verwun-

Propagandapostkarte Metallsammlung 1916. Im Austausch für die wegen der Seeblockade knapp gewordenen Buntmetalle erhielten Einlieferer eine Kriegspfanne aus Eisen.

Frauenarbeit in der Kriegsindustrie. An einer Drehbank der Fa. Heckel (Förderanlagen) in Rohrbach dreht diese Frau im April 1915 Granatenrohlinge.

deten«.[20] Des Weiteren seien während der ersten beiden Kriegsjahre die Museumsbesuche der Kriegsverwundeten aus den Lazaretten in Speyer, Mannheim, Ludwigshafen, Landau, Germersheim und Queichheim fotografisch festgehalten worden.[21] Tatsächlich beinhaltet die heute vorhandene Glasplatten- und Fotografie-Sammlung Aufnahmen der Truppenzüge durch Speyer, der Liebesgabenverpackung und deren Transport, der Schleifung der Festungsanlagen in Germersheim durch russische Kriegsgefangene, Bilder von Frauen in der Industrie, von Museumsbesuchen der Lazarettinsassen sowie Bilder aus den Kriegsgefangenenlagern in Landau und Pirmasens, Lazaretten in Speyer und Kaiserslautern, der Kriegsinvalidenschule in Kaiserslautern und Aufnahmen von der Front, darunter Beerdigungen, Schützengräben und Waffen. Unter den Aufnahmen aus der Rüstungsindustrie finden sich die Kriegslieferungen der Metall- und Maschinenfabriken in Kaiserslautern, Edenkoben, Frankenthal, Zweibrücken, Homburg, Böhl und Rohrbach.

Die Motive verweisen auf verschiedene Entwicklungen der Kriegszeit. Die pfälzische Industrieproduktion wurde ab Ende 1914 fast vollständig auf Rüstung und Truppenversorgung umgestellt. Einige Gewerbe wie Glashütten, Druckereien, Baubetriebe und Möbelfabriken hatten trotz vereinzelter Kriegsaufträge zunächst unter Minderauslastung zu leiden.

Verwundete. Die ersten Verwundeten treffen Ende August 1914 auf dem Bahnhof in Speyer ein und werden von dort auf die Reservelazarette verteilt.

Wohingegen die pfälzische Metall- und Maschinenindustrie und die Chemische Industrie bis über die Kapazitätsgrenzen ausgelastet waren[22]. Viele Fotos zeigen, wie sich die Arbeitswelt veränderte aufgrund des Mangels an männlichen Arbeitskräften. Frauen mussten an der Werkbank die Plätze von Männern einnehmen. Was die Intention hinter den Fotografien betrifft, enthält der Bericht des Museums den Hinweis, dass die Aufnahmen »für die Werbearbeit zu Kriegsanleihen, für Vorträge im Interesse von Sammlungen und für die Hindenburg- und U-Bootspende zur Verfügung gestellt«[23] wurden. Außerdem handelt es sich offensichtlich um Bilder, die vom Historischen Museum eigens für die Kriegssammlung sowie für die Monatsschriften angefertigt wurden[24], wie die Fotos der Liebesgabenverpackung in Speyer und Haßloch[25] oder der Arbeiten in den Zentralnähstuben Ludwigshafen zeigen.[26] Es stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, inwiefern die Fotografien Authentizität beanspruchen können. Die Aufnahmen der Frauen in Rüstungsbetrieben sind oft dahingehend auffällig, dass die Frauen kurz vor den fotografischen Aufnahmen offensichtlich neue Schürzen angezogen haben und fast wie in Sonntagskleidung abgebildet erscheinen.

Die Bilder wurden insgesamt sowohl zu propagandistischen als auch zu dokumentarischen Zwecken angefertigt. Sie sind außer-

Gefangene. Gruppe französischer Kriegsgefangener im Lager Pirmasens,1915)

dem ein Beispiel dafür, dass die Bildmotivik zur Zeit des Ersten Weltkriegs generell sehr reduziert erscheint. Man beschränkte sich – nicht zuletzt aus technischen Gründen – oft auf statische Aufnahmen bei Tageslicht. Die Fotografen bedienten dabei den Wunsch nach bestimmten »ikonischen Botschaften«, welche Tapferkeit und Unermüdlichkeit von Soldaten und Zivilbevölkerung suggerieren sollten. Die authentische Wiedergabe von Frontgeschehnissen war kaum möglich. Fotos von der Front unterlagen einer strengen Zensur.[27]

Die Fotografien und die vorher erwähnten Bestände sind der Ausgangspunkt des eingangs genannten Historischen Schlaglichts zum Thema »1914–1918. Die Pfalz im Ersten Weltkrieg«. Für die Sammlung wurde ein neues Inventarverzeichnis angelegt, die entsprechenden Daten werden laufend ergänzt und sind im Internet verfügbar.[28] Zusätzlich erging ab 2012 ein Sammelaufruf an die Bevölkerung, Erinnerungsgegenstände zum Ersten Weltkrieg zu schenken bzw. auszuleihen. Diesem Sammelaufruf verdankt das Museum viele weitere interessante Exponate u. a. Fotografien, Kriegstagebücher und zahlreiche Reservisten- und Gedenkblätter. Eines dieser Konvolute enthält zahlreiche Fotografien des Soldaten Michael Schultz (1895–1920) aus St. Martin in der Pfalz. Er war zunächst als Infanterist in einer Maschinengewehrkompanie, später als Luftaufklärer in seinem Beruf als Fotograf tätig und verstarb 1920 an den Folgen seiner im Weltkrieg erlittenen Verletzungen. Seine nachgelassenen fotografischen Aufnahmen erlauben stellenweise einen neuen Einblick in das alltägliche Soldatenleben der damaligen Zeit.

Die neu hinzugekommenen Exponate bilden in ihrer Gesamtheit eine willkommene Ergänzung der Altbestände, weil bei ihnen häufig ein individueller Bezug deutlich wird, während der Altbestand der »Pfälzischen Kriegssammlung« teilweise den doch eher affirmativ administrativen Ursprung nicht ganz verleugnen kann. Eine Ausstellung, die sich allein auf ein solches Quellen- und Exponatmaterial stützte, wäre leicht in Gefahr, ein einseitiges Bild des Krieges zu vermitteln.

Jede Ausstellung zum Ersten Weltkrieg muss, neben der Darstellung historischer Basisinformationen, gewissermaßen Partei ergreifen für die, die ihre Stimme nicht erheben konnten. Das sind insbesondere die insgesamt ca. zehn Millionen Kriegstoten. Vor diesem Hintergrund beleuchtet das Historische Museum der Pfalz ab dem 29. Mai 2014 mehrere Themen im Hinblick auf die bayerische Pfalz zwischen 1914 und 1918. Es geht dabei u. a. um die Pfalz als frontnaher militärischer Versorgungsraum, denn von August 1914 an rollte von hier aus in endlosen Zugreihungen der Nachschub an die Front in Lothringen und im Elsass. Der zivile Eisenbahnverkehr war stark eingeschränkt. Den vermeintlich frohen Aufbruch in den Krieg hat der Landauer Künstler Heinrich Strieffler (1872–1949) in banalisierender Form auf populären Kriegspostkarten festgehalten, die millionenfach im Deutschen Reich verkauft wurden.

Postkarte: »Helft uns siegen! zeichnet Kriegsanleihe.«
Die gewaltigen Rüstungsausgaben des Ersten Weltkriegs wurden auf Seiten fast aller kriegführenden Parteien über Kredite finanziert. Teile der Kredite waren Staatsanleihen, die der Staat bei seinen Bürgern aufnahm. Für diese Anleihen wurde ein hoher Propagandaaufwand betrieben. (Um 1917, Künstler: Erler)
Copyright aller Bilder: Historisches Museum der Pfalz, Speyer

Ferner wird an die zahlreichen pfälzischen Lazarettstandorte erinnert. Schon in den ersten Wochen füllten sich die regulären Krankenhäuser mit Kriegsverwundeten, eilig wurden in zahlreichen Schulen der Pfalz Notlazarette eingerichtet. Von Straßburg fuhren Schiffe des Roten Kreuzes den Rhein hinunter, um verletzte Soldaten in die Spezialkliniken nach Mannheim und Heidelberg zu bringen. Im pfalz-bayerischen Homburg und in Zweibrücken errichtete man noch im August 1914 vorübergehend Etappenlazarette für mehr als 1000 Verwundete. Alle pfälzischen Militärlazarette zusammen genommen lagen die Belegungszahlen von 1914–1918 jeweils zwischen 10 000 und 18 000. Traurige Berühmtheit erlangte während des Weltkrieges die in einem Ludwigshafener Reservelazarett von einem dort tätigen Psychiater ersonnene Kurzbe-

handlung von »Kriegsneurotikern«. Die nach Ihrem Erfinder benannte »Kaufmann-Kur« wurde bald reichsweit nachgeahmt.[29] Sie bestand aus einer suggestiven Zwangsbehandlung u. a. mit starken Stromstößen. Der dazu verwendete und in der Ausstellung zu sehende »Erlanger Pantostat« erinnert an den damaligen Umgang mit Kriegsneurosen.

Des Weiteren geht es um die großen Kriegsgefangenenlager. In Landau waren über 1000 französische Soldaten im Kriegsgefangenenlager auf dem Ebenberg untergebracht, zeitweilig zusammen mit Zivilinternierten aus den frontnahen Gebieten, die dann teilweise von Landau aus über die Schweiz nach Südfrankreich abgeschoben wurden. Aus dem Landauer Lager liegen vielfältige Dokumente und auch Fotos vor, ein kleiner Teil davon ist in der Ausstellung zu sehen, der andere Teil ist über die erwähnte Sammlungsdatenbank zumindest als Digitalisat öffentlich einsehbar. Das größte Kriegsgefangenenlager der Pfalz befand sich in Germersheim. Eigentlich nur für knapp 4000 Gefangene ausgelegt, waren hier zu Beginn des Jahres 1918 schließlich fast 7000 russische und 2600 italienische Soldaten interniert. Seit 1915 wurden Kriegsgefangene vermehrt zu Arbeiten in Industrie und Landwirtschaft herangezogen. Während bei dieser Gruppe die Versorgung mit Nahrung einigermaßen gewährleistet war, kam es bei den Lagergefangenen zumindest in Germersheim im letzten Kriegsjahr immer wieder zu Fällen von tödlicher Unterernährung. Schon seit Kriegsbeginn war auch die Ernährungslage der städtischen Zivilbevölkerung in der Pfalz schwierig geworden. In vielen Städten gab es bereits seit 1914 Armenspeisungen, weil mit Kriegsausbruch – trotz rasch folgender Höchstpreisverordnungen – die Preise für Nahrungsmittel stark gestiegen waren. Früh schon ging man auf vielen Gebieten zur Zwangsbewirtschaftung über. Grundnahrungsmittel waren bald nur noch auf Bezugsschein zu bekommen. Wegen der Seeblockade fehlte es an dringend benötigten Lebensmitteleinfuhren. Seit 1916 kam es wiederholt zu Hungerunruhen in der pfälzischen Bevölkerung. Die Sterberate lag ab 1915 teilweise 20% über der Vorkriegssterberate. Genaue Zahlen über kriegsbedingte Todesfälle in der Zivilbevölkerung sind allerdings kaum verlässlich zu eruieren. Die Nahrungsmittelkrise kannte auch Kriegsgewinnler, zu denen z. B. größere landwirtschaftliche Betriebe und Weinkellereien zählten. Nicht zuletzt darf die kriegsbedingte Ausweitung der pfälzischen Rüstungsindustrie nicht vergessen werden. Das an die Oberste Heeresleitung gegebene sog. Salpeterversprechen hat in der Pfalz seinen Ursprung.[30] Die BASF hatte bis zum Ende des Krieges fast drei Viertel ihrer Produktion auf chemische Stoffe umgestellt, die für die Sprengstoff- oder Giftgasproduktion benötigt wurden. Ohne die dort seit 1915 im großtechnischen Maßstab betriebene Ammoniaksynthese hätte das Deutsche Reich den Krieg beenden müssen, weil die Industrie wegen der Seeblockade Englands von den bis dahin für die Sprengstofffabrikation benötigten Salpeterlieferungen aus Chile abgeschnitten war. Auch andere Industriebetriebe in der Pfalz mussten ihre Produktion mehr und mehr auf Rüstungsgüter umstellen, dazu zählten naturgemäß fast sämtliche Betriebe der Metallindustrie, aber auch holz- und textilverarbeitende Industrien. Die Pfalz-Flugzeugwerke in Speyer stiegen während des Krieges zum reichsweit drittgrößten Produzenten von Jagdflugzeugen auf. Da die meisten Facharbeiter an die Front abkommandiert wurden, kam es bald in der gesamten Industrie und Landwirtschaft zu einem Arbeitskräftemangel, der dazu führte, dass zunehmend Frauen in bis

dahin Männern vorbehaltenen Berufen eingesetzt wurden.

Neben diesen Themen, die hauptsächlich die ›Heimatfront‹ betreffen, wird ansatzweise auch Leben und Sterben an der Front thematisiert. Hier liegen allerdings die Grenzen des Zeig- und Sagbaren enger, denn das Medium Ausstellung vermag im Hinblick auf den eigentlichen Krieg lediglich Denkanstöße vermitteln. Jeder Versuch, Leiden und Sterben im Krieg darzustellen, kann sich nur in Andeutungen, Ausschnitten und Zitaten bewegen.[31]

Die Europäische Union fördert das Historische Museum der Pfalz im Rahmen eines Interreg-Projektes mit anteilig 50% an dem insgesamt auf knapp 180 000 Euro angelegten Teilprojekt. Es handelt sich dabei um den Einzelpart eines das gesamte Oberrheingebiet umfassenden Projektes mit einem Gesamtetat von 2,5 Millionen Euro. Eines der gemeinsam vereinbarten Ziele dieses Interreg-Projektes ist die Präsentation von 30 Ausstellungen im Jahre 2014, die alle den Ersten Weltkrieg, die vielzitierte »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts«, aus französischer, schweizerischer und deutscher Perspektive behandeln sollen. Neben Speyer sind an dem Ausstellungsprojekt Archive, Gedenkstätten und Geschichtsmuseen in Straßburg, Mulhouse, Mutzig, Lörrach, Freiburg, Rastatt, Karlsruhe, Stuttgart, Basel, Liestal und Delémont beteiligt. Federführender Projektträger ist das »Dreiländermuseum« in Lörrach. Der grenzüberschreitende Charakter der Ausstellungsreihe hat schon im Vorfeld der einzelnen Ausstellungsrealisierungen dazu geführt, dass sich der Fokus der beteiligten Institutionen vom nationalen Blickwinkel weg auf eine europäische Perspektive verschoben hat. Informationen zum trinationalen Netzwerk finden sich unter http://www.dreilaendermuseum.eu/netzwerk-museen.

Anmerkungen

1 Mit den Sätzen »Die letzte Sitzung des Vereins ›Historisches Museum der Pfalz‹ hat im Juni 1914 stattgefunden. Niemand, der damals in dem frohen Kreis weilte, hätte gedacht, daß kurze Zeit darauf die Kriegsfurie das Land durchtoben würde, und daß nach fast vierjähriger Kriegsdauer immer noch kein Ende des schrecklichen Krieges abzusehen ist« leitete der Geheime Legationsrat Eduard Nortz als stellvertretender Vorsitzender des genannten Vereins seinen im Frühjahr 1918 vorgetragenen Rechenschaftsbericht für die Jahre 1914 bis 1917 ein. Abgedruckt in: Bericht des Historischen Museums der Pfalz in Speier, Nr. 3, 1914/17. Speyer 1918, S. 6. Der nachfolgende Aufsatz folgt in Teilen einem für die Zeitschrift »Museumskunde« (Heft 1, 2014) verfassten Beitrag des Autors Ludger Tekampe mit dem Titel »Der ferne Krieg. 1914–1918. Die Pfalz im Ersten Weltkrieg«.

2 Aktuell zum Thema: Kriegssammlungen 1914–1918. Hg. v. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen. Frankfurt a. M. 2014, und die von der Badischen Landesbibliothek betriebene Website www.kriegssammlungen.de. In historischer Perspektive nach wie vor zum Thema wichtig: Albert Buddecke: Die Kriegssammlungen. Ein Nachweis ihrer Einrichtung und ihres Bestandes. Oldenburg 1917.

3 Erste gedruckte Erwähnung findet die Sammlung in der Zeitschrift »Pfälzisches Museum« (32 [1915], H. 3/4). Dort wird auf S. 38 unter »Neuerwerbungen vom Juli bis November 1914« lapidar eine »Sammlung von Kriegserinnerungen« erwähnt.

4 Die Pfalz gehörte von 1816 bis 1945 zu Bayern, insofern ist dieser Verweis besonders naheliegend.

5 In: Bayerische Heft für Volkskunde 2 (1915), S. 1–72 (mit Beilagen).

6 Ebd. S. 3.

7 Vgl. Pfälzische Heimatkunde 13 (1917), Nr. 10 (Oktober), S. 158.

8 Dr. Albert Becker, geboren 1879 in Speyer, gestorben 1957 in Heidelberg.

9 So bei Buddecke 1917, S. 47.

10 Dr. Friedrich Sprater, geboren 1884 in Neustadt a. d. W. (damals: a. d. H.), gestorben in Speyer 1952.

11 Pfälzisches Museum 35 (1918), H. 1–3, S. 16 f.

12 Friedrich Sprater: Amtliches Verzeichnis von Sammlungsgegenständen für die Pfälzer Kriegs-

sammlung in Speyer. In: Pfälzisches Museum 35 (1918), Heft 1–3, S. 16 f.

13 Ebd. S. 16: »amtliche Bekanntmachungen«.

14 Das »Große Hauptquartier« befand sich als Zentrale der obersten militärischen und später auch politischen Führung des deutschen Kaiserreiches vom 2. bis 16. August 1914 zunächst in Berlin, dann vom 16. bis 30. August 1914 in Koblenz, ab 30. August 1914 in Luxemburg und ab dem 25. September in Charleville-Mézières. Im April 1915 wurde es nach Pleß in Oberschlesien verlegt, wo es bis Februar 1916 blieb. Da der Sammlung keine Veröffentlichungen des »Großen Hauptquartiers« nach dem Januar 1916 mehr vorliegen, bleiben spätere Ortswechsel unerwähnt.

15 Sprater 1918, S. 17.

16 Weitere Orte: Charleroi, Kortijk, Leeuven (Louvain, Löwen), Mons, Mouscron, Thuin.

17 In der Frage der belgischen Franktireurs gab es schon zu Kriegszeiten sehr kontroverse, häufig von beiden Seiten propagandistisch aufgeladene Diskussionen. Ohne Zweifel ließen sich deutsche Soldaten in Belgien zu Kriegsverbrechen hinreißen. Einige wurden nach Kriegsende ab 1921 in den Leipziger-Prozessen verhandelt. Vgl. hierzu Gerd Henkel: Die Leipziger Prozesse – Deutsche Kriegsverbrechen und ihre strafrechtliche Verfolgung nach dem Ersten Weltkrieg. Hamburg 2003.

18 Mehr dazu bei Jens Thiel: »Menschenbassins Belgien«. Anwerbung, Deportation und Zwangsarbeit im Ersten Weltkrieg. Essen 2007, S. 37 ff.

19 An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass es hier zu weit führen würde, im Einzelnen auf Kriegsverbrechen der deutschen Besatzungsmacht und die Kontroverse dazu im Detail einzugehen. Weiterführend hierzu: John Horne/Alan Kramer: German Atrocities, 1914. A History of Denial. New Haven/London 2001; Larry Zuckermann: The Rape of Belgium. The Untold Story of World War I. New York/London 2004.

20 Sprater 1918; Bericht des Historischen Museums der Pfalz in Speier 1918, S. 26–28.

21 Vgl. ebd. S. 9.

22 Heinrich Thalmann: Die Pfalz im Ersten Weltkrieg. Der ehemalige bayerische Regierungskreis bis zur Besetzung Anfang Dezember 1918. Neustadt a. d. W. 1990, S. 162–165.

23 Bericht des Historischen Museums der Pfalz in Speier 1918, S. 10.

24 Vgl. ebd. S. 12 u. 15.

25 Vgl. Eduard Nortz: Weihnachtsgaben ins Feld. In: Pfälzisches Museum. Monatsschrift des Historischen Vereins der Pfalz und des Vereins »Historisches Museum der Pfalz« 32 (1915), H. 1/2, S. 2–5.

26 Vgl. Eduard Nortz: Die Zentral-Nähstuben für Kriegszwecke in Ludwigshafen a. Rh. In: Pfälzisches Museum 32 (1915), H. 7/8/9, S. 63–66.

27 Habbo Knoch: Das Unsichtbare im Medienkrieg. Gewaltbilder, Kriegsfotografie und Öffentlichkeit 1850 bis 1950. In: Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie 22 (2002), H. 85/86, S. 24 f.; Ulrich Keller: Der Weltkrieg der Bilder. Organisation, Zensur und Ästhetik der Bildreportage 1914–1918. In: Ebd. 33 (2013), H. 130, S. 17 u. 35–37.

28 Vgl. http://www.museum-digital.de/rlp/index.php?t=sammlung&instnr=14&gesusa=277.

29 Fritz Kaufmann: Die planmäßige Heilung komplizierter psychogener Bewegungsstörungen bei Soldaten in einer Sitzung. In: Münchner Medizinische Wochenschrift 63 (1916), Feldärztliche Beilage Nr. 22, S. 802–804; vgl. auch Hans Georg Hofer: Nervenschwäche und Krieg. Wien/Köln/Weimar 2004, bes. S. 295–304.

30 S. dazu Jeffrey Allan Johnson: Die Macht der Synthese (1900–1925). In: Werner Abelshauser (Hg.): Die BASF. Eine Unternehmensgeschichte. München 32007, S. 171 u. 180.

31 Vgl. dazu etwa Thomas Thiemeyer: Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Die beiden Weltkriege im Museum. Paderborn 2000.

Anschrift der Autoren:
Dr. Ludger Tekampe
Cora Tremmel
Robin Volk
Historisches Museum der Pfalz
Domplatz
67346 Speyer
ludger.tekampe@museum.speyer.de
cora.tremmel@museum.speyer.de
robin.volk@museum.speyer.de

»Fastnacht der Hölle«

Der Erste Weltkrieg und die Sinne

Sebastian Dörfler

»Fastnacht der Hölle« – so umschrieb Ernst Jünger die apokalyptischen Eindrücke, die im ersten voll industrialisierten Krieg auf die Soldaten einstürmten. Die gleichnamige Ausstellung des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg versucht zu rekonstruieren, welche Reize die sinnliche Wahrnehmung von Kriegsteilnehmern, aber auch Zivilisten zwischen 1914 und 1918 vor ungeahnte Herausforderungen stellten. Sie fragt wie die Menschen den Krieg sahen, hörten, rochen, schmeckten und fühlten. Ausgewertet wurden dafür Tagebücher und Feldpostbriefe von Menschen aus Baden und Württemberg. Desillusionierte Soldaten, von der Familie getrennte Familienväter, besorgte Eltern und verzweifelte Hausfrauen kommen zu Wort.

Visuell erzeugten die Kämpfe sowohl »großartige Schlachtenpanoramen« als auch »schreckliche Bilder« von zerstörten Landschaften und entstellten Leichen »ohne Gesicht«. In der Heimat bekam man jedoch nur Bilder von fröhlichen Soldaten zu sehen. Selbst Aufnahmen aus Lazaretten zeigten eine heile Welt mit einem »Zauber von Heiterkeit«.

Zu hören war an der Front die »Höllenmusik« tausender Geschütze. In Städten wie Freiburg, Karlsruhe, Mannheim oder Stuttgart ertönten hingegen »Sirenen und Alarmschüsse«, die vor Fliegerangriffen warnten.

Den Geruchssinn stellte der Gestank »Hunderter von Toten« auf die Probe, vermischt mit den Ausdünstungen von Latrinen und Giftgas. In der Heimat konnten sich die Menschen wegen Seifenmangels nicht mehr richtig waschen. Freiburger Lehrer stöhnten über die »mit Ausdünstungen geschwängerte Atmosphäre« in den Klassenzimmern, wo sich schmutzige Kinder drängten.

Ebenso unangenehm waren die Geschmackserlebnisse im Krieg. Nahrungsmangel infolge der britischen Seeblockade führte dazu, dass Steckrüben den Speiseplan dominierten: Sie dienten zur Zubereitung von Marmelade, »Koteletts«, Aufläufen oder sogar Kaffee.

Gefühlt wurde der Krieg in den Lazaretten hinter der Front und in der Heimat. »Traurige Ladungen« von jungen Menschen kamen z. B. in Breisach an. Die »vielen Fingeramputationen« machten dort eine jüdische Krankenschwester »ganz fertig mit den Nerven«. Zu den körperlichen traten seelische Schmerzen: Ungefähr 80 000 württembergische und 60 000 badische Soldaten starben und ihre Angehörigen mussten auf die ein oder andere Weise ihre Trauer verarbeiten. Die Witwe von Wilhelm Glenz aus Seefelden etwa trug zum Andenken an ihren Mann den Granatsplitter um den Hals, der ihn getötet hatte.

Eine Ausstellung über die Sinnesgeschichte des Krieges

»Um 10 Uhr beruhigte sich diese Fastnacht der Hölle allmählich«, schrieb der wohl berühmteste badische Kriegsteilnehmer, Ernst Jünger, über einen Gefechtstag an der Somme 1916.[1] Diese Metapher verweist auf die Mischung aus Faszination und Grauen, welche die entfesselte Kriegstechnik bei den Soldaten auslöste. Der württembergische Leutnant Adolf Mann beschrieb seiner Frau am ersten Juli 1916 den Beginn der Schlacht an der Somme, den er aus einer rückwärtigen Stellung beobachtete: »Das Schauspiel vorhin war wieder prächtig, […] rote, weiße, grüne Leuchtkugeln, Blitz auf Blitz der platzenden Schrapnells, Maschinengewehre knattern und ohrenbetäubend ist der Lärm der Kanonen für ein paar Augenblicke […].« In vorderster Front konnte die sinnliche Wahrnehmungsfähigkeit der Männer mit diesen Eindrücken kaum noch Schritt halten: »Wer in solch höllischen Angriffen nicht den Verstand verlor, muß zum mindesten für viele Dinge das Gefühl verlieren. Zuviel des Gräßlichen, zuviel Unerhörtes stürmte auf die armen Kerle ein. Es ist mir unverständlich, wie all das ertragen werden kann. Unser kleines, armes Hirn fasst das alles ja gar nicht«, bekannte der Student Hugo Steinthal.[2]

Wer heute versucht, die Kriegserfahrung der Menschen zwischen 1914 und 1918 nachzuvollziehen, muss daher insbesondere ihre sinnliche Wahrnehmung berücksichtigen. Was geschah im ersten voll industrialisierten Krieg mit den menschlichen Sinnen, welche Schäden trugen sie davon, welche Technik sollte sie schützen oder sogar verstärken? Das Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart versucht mit der Sonderausstellung »Fastnacht der Hölle – Der Erste Weltkrieg und die Sinne«, Antworten auf diese Fragen zu finden. Die Schau untersucht hierfür verschiedene Erfahrungsräume, in denen der Krieg unterschiedliche Sinneseindrücke erzeugte. Die Front, an der das eigentliche Kampferlebnis stattfand, die Etappe dahinter und die Heimat. Die Zitate von Mann und Steinthal zeigen schließlich, dass der Standort für die Art der sinnlichen Wahrnehmung entscheidend war.

Der vorliegende Beitrag zeichnet wichtige Inhalte der Schau nach. Er stützt sich maßgeblich auf den gleichnamigen Katalog zur Ausstellung und will aufzeigen, welchen Beitrag eine »Sinnesgeschichte des Krieges« zum Verständnis der damaligen Kriegserfahrung leisten kann.

Die Sinneseindrücke an der Front

»Nur einmal heraus aus diesen Erdlöchern, […] der Stellungskrieg passt für […] Molche und Maulwürfe«, klagte 1916 Leutnant Paul Ludwig aus Tübingen.[3] Die Folge des für den Weltkrieg charakteristischen Grabenkriegs war eine extreme Einengung des Blickfelds. Selbst in Zeiten geringer Gefechtstätigkeit konnte es tödlich sein, den Kopf über den Boden zu heben, da gegnerische Scharfschützen nur auf solche Gelegenheiten lauerten. Um gefahrlos aus dem Graben sehen zu können, wurden spezielle, periskopartige Spiegeloptiken benutzt: »Wenn schwere Sachen kommen, flitzen wir wie die Wiesel in die Löcher […]. Dann wird die Erdoberfläche durch lange Spiegel beobachtet«, schrieb Ernst Jünger seinem Bruder Friedrich Georg 1915.[4] Paradigmatisch für das »Sehen« im Grabenkrieg wurde der Blick durch das »Scherenfernrohr«, bei dem die Objektive über den Rand des Grabens hinausragten,

der Betrachter darunter jedoch in Deckung bleiben konnte.

Zu hören gab es hingegen umso mehr. Offizierstellvertreter Immanuel Fischer berichtete im Juni 1915 aus Flandern seiner Mutter in Schorndorf: »Die Engländer […] haben den Infanterieangriff mit einem geradezu unheimlichen Artilleriefeuer eingeleitet. Davon werdet Ihr Euch zu Hause nie eine Vorstellung machen können: ein schweres Gewitter erscheint demgegenüber ungefährlich. […] Man meinte, das Ende der Welt sei gekommen.« Es ist wenig verwunderlich, dass angesichts dieser Großangriffe auf das Gehör Trommelfellverletzungen 6,4% der Gesamtverluste ausmachten. Zum Schutz der Ohren setzten viele Soldaten auf das 1907 patentierte »Ohropax«. Die Wachsstöpsel fanden großen Absatz und die extra hergestellte »Armeedose« stellte den Männern in Aussicht, ihre Ohren »gegen die Schallwirkung des Kanonendonners« zu schützen.[5]

Neben dem Lärm belastete der Gestank des Krieges die Männer an der Front. In den Gräben roch es nach Dreck, Latrinen, ungewaschenen Kameraden, Explosivstoffen – und Leichen. Adolf Mann notierte am 28. Mai 1915 in seinem Kriegstagebuch: »In […] Schützenlinie liegen die toten Engländer 50–60 m vor unserem Graben, schon in dem ekelhaften Anfangsstadium der Verwesung mit furchtbarem Gestank.« Gegen den olfaktorischen Angriff auf die Sinne gab es praktisch keinen Schutz. Der württembergische Soldat Brückner versuchte, den Gestank mit Parfüm zu bekämpfen: »Die Leichname […] verbreiten einen äußerst unangenehmen Geruch. […] Ich möchte Euch bitten mir Odo-Cologne Wasser zu schicken«, schrieb er seinen Eltern.[6]

Eine absolute Besonderheit des Weltkriegs war das erstmals eingesetzte Giftgas. Einen

Deutsches Scherenfernrohr 09 von 1918
(Foto: Bernd Eidenmüller)

deutschen Chlorgasangriff bei Reims rochen selbst die Menschen im über 18 Meilen entfernten Châlons. Britische Truppen erhielten die Warnung, Phosgen rieche wie »frisches Heu«. Wenn die Soldaten ihre Gasmasken anlegten, litten sie unter der ständigen Furcht, plötzlich Gas zu riechen und dadurch zu wissen, dass ihr Schutz undicht war. Die Masken, mit denen die Soldaten auf beiden Seiten ausgerüstet wurden, erwiesen sich jedoch als ziemlich effektiv. Giftgas war für nicht einmal ein Prozent der Kriegstoten verantwortlich. Die Angst vor der neuen Waffe und einem qualvollen Erstickungstod war größer als die reale Bedrohung. Konventionelle Waffen erwiesen sich als weit gefährlicher.[7]

Deutsche Gasmaske von 1916
(Foto: Bernd Eidenmüller)

Im Augenblick der Verwundung fühlten viele Opfer kaum Schmerzen. Der württembergische Oberleutnant Konrad Gaiser schrieb über seine Verletzung Ende August 1914 in Nordfrankreich: »Von Schmerz war gar keine Rede – Schmerzen kamen erst viel später. Nur ein kleiner, dumpfer Schlag irgendwo im Kopf […].« Nach dem ersten, lähmenden Schock litten die Getroffenen dafür umso mehr. »In Varennes […] hatte […] ein größeres Gefecht stattgefunden; viele Verwundete schrien erbarmungswürdig die ganze Nacht hindurch. Am Morgen fand ich einen Franzosen im Graben. 2 Tage und Nächte lag er mit zerschossenem Bein schon da«, berichtete Richard Fischer am 28. September 1914 seiner Mutter in Schorndorf.[8] Verwundete konnten oft tagelang nicht geborgen werden, da sich die Sanitäter nur während kurzer, eigens mit dem Feind vereinbarter Feuerpausen zu ihnen wagen durften.[9]

Neben Schmerzen fühlten die Männer an der Front die Unbilden der Witterung. Für Ernst Jünger stand fest, »dass kein Artilleriefeuer die Widerstandskraft des Menschen so gründlich zu brechen vermag wie Nässe und Kälte«. »Die Leute müssen hier unten viel Posten stehen – 2 Ablösungen für die lange Winternacht, kommt also pro Mann durchschnittlich 7 Stunden zum Stehen. […] Übernächtigt und bleich […] klettern die Müden auf ihren Strohsack«, klagte Paul Ludwig im November 1915.[10]

Auch unter schlechter Ernährung hatten die Soldaten zu leiden, wenngleich die Versorgungslage schwankte. Die in Feldküchen hinter der Front zubereiteten Mahlzeiten brachten Essensträger in die vorderen Gräben. Wenn die Verbindungswege zu stark beschossen wurden, mussten die Soldaten im Kampfeinsatz oft lange auf ihre Verpflegung warten. Über deren Qualität äußerten sich die Kriegsteilnehmer unterschiedlich. »Mir schmeckt's ganz kolossal«, berichtete Adolf Mann seiner Verlobten Elisabeth Gaiser in Stuttgart am 4. März 1915. Der badische Leibgrenadier Hermann Föller aus Königsbach hingegen klagte Anfang 1916, nachdem er von einem Heimaturlaub an die Front zurückgekehrt war: »Mein Appetit lässt hier sehr zu wünschen übrig, […] denn es dauert schon wieder einige Tage, bis man sich wieder an die Feldküche gewöhnt hat.«[11] Mit zunehmender Kriegsdauer wurde neben der Qualität auch die Quantität der Nahrung ein Problem. Karl Krämer aus Stuttgart schimpfte im April 1918: »Wir bekommen allmählich nur so viel, daß wir nicht verhungern.« Die karge oder doch zumindest eintönige Kost führte

oft zu Verdauungsproblemen und Durchfall.[12]

Zu den körperlichen Unbilden kam noch die permanente Todesangst der Männer: »Auf Schritt und Tritt ist der Tod unser Begleiter und schon zu oft stand ich Auge in Auge vor seiner Einladung«, schrieb Hermann Föller im Oktober 1915.[13] Gerade die Mischung von vergleichsweise banalen Sorgen wie Kälte und schlechtem Essen sowie wochenlangem Trommelfeuer und Lebensgefahr, von monotonem Stellungskrieg und gigantischen Materialschlachten, zermürbte die Männer.

Soldaten mit improvisierten Musikinstrumenten um 1915
(Foto: Haus der Geschichte Baden-Württemberg)

Die Sinneseindrücke in der Etappe

Nach fünf bis zehn Tagen in vorderster Linie wurden die Soldaten abgelöst und kamen zur Erholung in die Etappe, dem »Gebiet hinter der Front, in dem sich Versorgungsdienste und -einrichtungen, Lazarette, Ausbildungs-, Ersatz- und Sicherungstruppen sowie Verwaltungsbehörden befanden« (Brockhaus). Die Sinneseindrücke in dieser vergleichsweise ruhigen Zone unterschieden sich stark von denen an der Front.

Der Sehsinn unterlag hier nicht mehr der Einschränkung durch den Grabenkrieg. Der in der Etappe stationierten Fliegertruppe bot sich sogar ein völlig neuer Blick auf die Welt: Ein grenzenloses Panorama der Kriegsgebiets. »Die Menschen sahen wie Puppen aus und Ostende lag in ungeahnter Pracht unter uns. Wir sahen Nieuwpoort, die feindlichen Schützengräben […]. Ach, die Herrlichkeiten kann ich dir, lieb Kind, gar nicht schildern«, schwärmte Festungsbaumeister Friedrich Steinle am 18. April 1915 gegenüber seiner Frau in Ulm, nachdem er an einem Beobachtungsflug an der belgischen Küste hatte teilnehmen dürfen.[14] Das ästhetische Erlebnis diente handfesten militärischen Zwecken: Luftaufnahmen zeigten exakt den Frontverlauf und die Position von feindlichen Stellungen sowie die Wirkung des eigenen Artilleriefeuers. Zu »Reihenbildern« zusammengesetzt ergaben sie Luftbildkarten, die dabei halfen, größere militärische Operationen vorzubereiten. Um detailgenaue Aufnahmen aus großer Höhe machen zu können, wurden riesige Kameras, sog. Fliegerkammern mit Brennweiten von 50 und 70 Zentimetern eingesetzt, die wie Teleobjektive wirkten.[15]

Das akustische Inferno des Trommelfeuers bekamen die Männer nur noch gedämpft mit: »Wie ein dumpfes Rollen gleitet der ferne Kanonendonner durch unser friedliches Tal. Man fühlt sich geborgen«, berichtete Paul Ludwig seinem Vater im März 1917.[16] Statt

Operationshauptbesteck von 1915 (Foto: Aesculap AG Tuttlingen)

dem Schlachtenlärm erklangen in der Etappe Musik und Gesang, um die Moral der Männer zu stärken. Militärmusiker spielten Marschmusik und gaben Blaskonzerte, wer im zivilen Leben Musiker war, spielte Kammermusik auf improvisierten, selbst gebastelten Instrumenten. Soldaten sangen populäre Lieder wie das vom »Argonnerwald«. »Leute die sozusagen fast schlapp sind, erhalten durch den Gesang neuen Mut & Kraft«, berichtete ein Soldat dem Deutschen Volksliedarchiv.[17]

Der Krieg klang in der Etappe nicht nur angenehmer als an der Front, er schmeckte auch besser: »Gries-Suppe. Beefsteak und geröstete Nudeln. Blumenkohl. Aal mit Reis. Erdbeeren. Schlagrahm. Kaffee« speiste Leutnant Mann im Offizierskasino am 15. Juni 1917. Den Mannschaften erging es weniger glänzend, wie Hermann Föller berichtete. Im Juli 1915 bat er seine Familie in Königsbach um Geld, mit der Begründung: »Wenn man tagein tagaus immer ein und dasselbe Essen hat, sehnt man sich gelegentlich auch nach etwas anderem […]. Kaufgelegenheit gibt es hier genug bei den Marketendern. Natürlich ist alles sehr teuer […].«[18] War die Ernährungslage einfacher Soldaten in der Etappe auch keinesfalls so rosig wie die der Offiziere, so hing die Nahrungszufuhr hier zumindest nicht vom lebensgefährlichen Einsatz von Essensträgern ab. Zudem zögerten die Männer nicht, sich auf Kosten der Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten zu bedienen. Reserveleutnant Karl August Zwiffelhoffer aus Rastatt berichtete im September 1914: »Um den Magen zu befriedigen, übersieht man gerne alle kulturellen Gewissensbisse, und eine Hühnersuppe von gestohlenen Hühnern schmeckt nun einmal nicht schlechter als von gekauften.«[19]

Viele Sinneseindrücke in der Etappe waren demnach – wie nicht anders zu erwarten – weit harmloser als an der Front, ja mitunter geradezu angenehm. Unter den Schwerverwundeten in den Feld- und Etappenlazaretten ballte sich hingegen das körperliche Leid des Krieges in schlimmster Form. Die Diakonisse Lene Hofmann aus Schwäbisch Hall berichtete vom chirurgischen Alltag im Lazarett: »Heute waren wir von 10–2 Uhr und von 3–8 Uhr im Operationszimmer und doch wurde unser Arzt nicht fertig. […] Es sind so viele Kopfschüsse, schreckliche Knochenzersplitterungen, Amputationen, Herausnehmen von Augen. Einem 21-Jährigen wurden beide Füße abgemacht.« Immerhin standen die Chancen gut, lebend aus dem »Operationszimmer« herauszukommen. Die Sterblichkeit nach Eingriffen lag deutlich niedriger als in früheren

Konflikten, vor allem weil verstärkt auf Asepsis und Antisepsis geachtet wurde. Beispielsweise wurde das Operationsbesteck regelmäßig ausgekocht und dadurch sterilisiert.

Aber auch körperlich unversehrte Soldaten wurden in der Etappe nicht unbedingt ihres Lebens froh, wie ein Bericht Hermann Föllers vom Mai 1917 aus der »Ruhe im Waldlager« zeigt: »Ein wunderschöner Maiensonntag. […] Was werdet Ihr wohl heute am Sonntag arbeiten müssen, während wir hier umherliegen und die schöne kostbare Zeit auf so traurige Weise totschlagen?«[20] Neben dem Gefühl der Langeweile belasteten vor allem Heimweh und Sehnsucht die Männer, die in der Etappe viel Zeit hatten, an ihre Familien in der Heimat zu denken. Friedrich Steinles Frau Alwine hatte erst im März 1914 Zwillinge geboren, und dementsprechend groß war Steinles Kummer über die Trennung ab August. Mit Wehmut verfolgte er die Entwicklung seiner Kinder, an der er kaum Anteil nehmen konnte: »Ich kann es gar nicht begreifen, dass sie schon so groß sein sollen und ich habe sie eben immer noch vor Augen als kleine Wacker als ich ins Feld zog«, seufzte er in einem Brief vom 2. Februar 1915, als ihm Alwine ein Foto der Zwillinge geschickt hatte. Neben Bildern tauschte das vom Krieg getrennte Ehepaar regelmäßig Briefe mit getrockneten Blumensträußchen aus: »Sie bringen mir immer etwas Heimatluft und Heimatliebe mit und erinnern mich an schönere Tage meines Lebens«, schrieb Steinle wehmütig am 22. Juli. Von ihm sind wiederum über 150 Briefe an Alwine mit Blumen erhalten. Sich gleichsam über Duft bzw. Geruch in die Heimat zu versetzen, ermöglichten Steinle nicht nur Blumen. Alwine schenkte ihm zu Weihnachten 1914 Zigarren, die ihn noch am 15. Juli 1915 beglückten: »So oft ich dir ein Briefchen schreibe, stecke ich mir eine davon an, die weil ich dann etwas heimatliche Luft um mich herum habe.«[21]

Ein unbeschwertes Leben war demnach auch in der Etappe, außerhalb unmittelbarer Lebensgefahr, kaum möglich. Dies galt ebenfalls für die Menschen in der Heimat, obwohl sie die dem eigentlichen Kriegsgeschehen noch weiter entrückt waren.

Sinneseindrücke in der Heimat

Was an der fernen Front geschah, bekam man in der Heimat vor allem in Form von Propagandabildern zu sehen. Die Schützengräben darauf waren ordentlich, sauber und wiesen keine Gefechtsspuren auf. Die Soldaten wirkten gut gelaunt und gut genährt. Der offensichtlich gestellte Charakter der Bilder wurde mitunter nicht einmal geleugnet: »Selbst wenn der Kriegsphotograph unter Lebensgefahr in den vordersten Schützengraben geht und dort eine Aufnahme macht, so wird das Bild in den meisten Fällen eine höchst langweilige Landschaft zeigen, die nur durch Drahtverhaue und frisch aufgeworfene Erdwälle gekennzeichnet ist«, erklärte die »Berliner Illustrierte Zeitung« 1915 und behauptete, nur inszenierte Bilder gewährten »einen richtigen Eindruck« vom Kriegsgeschehen.[22]

Die Ankunft von Lazarettzügen ließ freilich die propagandistisch ausgeblendete Schattenseite des Krieges erahnen: »Wenn so ein Sieg nur nicht immer die großen Opfer an Menschenleben kosten würde. Heute kamen sehr viel Verwundete hierher«, klagte Friederike Ludwig aus Stuttgart Ende August 1914. In württembergischen Lazaretten wurden über 600 000 Verletzte behandelt, in Freiburg, der größten Lazarettstadt Badens, waren es allein 150 000. Um einer Gefährdung der Moral entgegenzuwirken, verbreiteten

die Lazarette Bilder von fröhlichen Patienten, die schmerzfrei wirkten und höchstens minimale Spuren einer Verwundung, etwa saubere weiße Armschlingen, aufwiesen. Die Existenz von Verletzten wurde auf diese Weise zwar eingeräumt, ihr Leid aber in extremer Weise relativiert.[23]

Ähnliches galt für die Männer, die als »Kriegskrüppel« zurückkehrten, also Gliedmaßen verloren hatten. Um ihre Arbeitsfähigkeit wiederherzustellen, bemühten sich Ärzte und Ingenieure um die Entwicklung geeigneter Prothesen. Sie verstanden den menschlichen Körper als »technisches System«, das durch »Ersatzteile« repariert werden konnte. Filme und Bücher zeigten »Vorführinvaliden«, die an Metallarme Schaufeln, Feilen etc. ansteckten und damit arbeiteten. Auch hier wurde dem Publikum suggeriert, die bitteren, physischen Schäden des Krieges im Griff zu haben und sogar zu einem Gutteil beheben zu können. Viele Invaliden kamen mit ihren Prothesen jedoch in Wahrheit nicht zurecht und trugen sie fast nie. Gewisse Fortschritte machte die Prothetik im Krieg dennoch. Der Chirurg Ferdinand Sauerbruch versuchte, einen »fühlenden« Armersatz zu entwickeln. Er perfektionierte im Reservelazarett Singen ein Operationsverfahren, das die nach der Amputation einer Hand noch im Armstumpf vorhandenen Muskeln zur Betätigung der Prothese nutzbar machte. Sauerbruch legte dafür einen mit Haut ausgekleideten »Tunnel« durch die Stumpfmuskulatur, in den ein Elfenbeinstift eingefügt werden konnte. Dieser wurde durch Muskelkontraktion bewegt und betätigte dadurch einen Zugmechanismus in der Handprothese, der deren Finger bewegte. Diese mit eigenem Körpergefühl zu bedienende Prothese gilt in mancher Hinsicht sogar als den heutigen myoelektrischen Ersatzgliedern überlegen.[24]

Mit der Vorstellung, man könne die Invaliden »wiederherstellen« verband sich die Einstellung, selbige hätten kein Recht, ihren Opferstatus offensiv nach außen zu tragen und finanzielle Ansprüche an die Gesellschaft geltend zu machen. Es sei »nicht deutsche Art«, »sein Leid auf die Straße zu tragen«.[25] Ähnliches galt für die Hinterbliebenen der Kriegstoten. Ca. 80 000 württembergische und 60 000 badische Soldaten wurden getötet und das Ausmaß der Verluste ließ sich nicht verschleiern. Weinende Familien wollte man dennoch nicht sehen. Der Schmerz um diese Verluste dürfe zwar »das eigene Herz beherrschen«, aber »nicht in die Öffentlichkeit treten«, erklärte der badische Zentrumspolitiker und spätere Reichskanzler Constantin Fehrenbach 1915 in Freiburg.[26] Der Bischof von Rottenburg, Wilhelm von Keppler, ging sogar noch weiter und behauptete 1915: »Guter Kriegertod ist nicht bloß menschlich schön und erhaben. […] Er wird zum heiligen Sterben.« Dementsprechend wirke auch der Schmerz der Angehörigen »nicht niederdrückend und beelendend, sondern eher erhebend, aufrichtend, bereichernd.« In vielen Fällen wirkte der Soldatentod allerdings durchaus »niederdrückend«. Bei manchen Ehefrauen getöteter Soldaten löste der emotionale Schmerz über den Verlust offenbar eine physische Reaktion aus, viele klagten über Herzprobleme und Erschöpfung. »Dieser furchtbare Moment ist nicht zu beschreiben, […] es warf mich aufs Krankenlager«, erzählte eine »Kriegerwitwe« über die Nachricht vom Tod ihres Mannes.

Verschärft wurde die Trauer dadurch, dass die mit ihr verbundenen Rituale, wie das letzte Geleit oder auch Besuche am Grab, unmöglich waren. Die Trauernden konnten nur hoffen, zumindest ein Foto von der letzten Ruhestätte zu erhalten. Nachdem Hermann

Föller im Juli 1917 bei Verdun getötet und auf einem Soldatenfriedhof in der Etappe beigesetzt worden war, sandte ein Kamerad aus Königsbach der Familie »ein Bild von Hermann seinem Grab«. Er versprach auch: »Ich sende Euch noch die Platte und soviel Bilder Ihr haben wollt.« Offenbar konnten die Angehörigen gar nicht genug Abzüge des Fotos haben, dessen Betrachtung den realen Friedhofsbesuch ersetzen musste. Teilweise klammerte man sich auch an makabre Andenken. Die Witwe von Wilhelm Glenz aus Seefelden bei Müllheim etwa bekam den Granatsplitter zugesandt, der ihren Mann im August 1918 getötet hatte und machte daraus einen Anhänger, den sie um den Hals trug.[27]

Andere typische Sinneseindrücke an der ›Heimatfront‹ hingen vor allem mit allgemeinem Mangel zusammen. Die britische Marine schnitt Deutschland von Rohstoff- und Nahrungsimporten ab, was sich in vielen Bereichen des täglichen Lebens bemerkbar machte. Mehr und mehr »schmeckte« man den Krieg, wie die Verlegersgattin Charlotte Herder aus Freiburg i. Br. 1917 in ihrem Tagebuch notierte: »Wenn […] mein Frühstück hereinkam, […] der Kräutertee und Ziegenmilch, das schwammige Brot und die Rübenmarmelade, dann wurde es mir immer etwas schwach zumut.«[28] Ersatznahrungsmittel bestimmten zunehmend den Speiseplan, etwa Limonade aus Rosskastanien, Brot aus Trockenkartoffeln und die berüchtigten Steckrüben, die zur Zubereitung diverser Speisen benutzt wurden, vom Eintopf bis eben hin zu Marmelade. Für wohlhabende Deutsche wie Charlotte Herder handelte es sich dabei um eine bloße Unannehmlichkeit, der außerdem auf dem Schwarzmarkt abgeholfen werden konnte. Für weniger Gutsituierte wuchs sich das Ernährungsproblem, das durch Bürokratie und Misswirtschaft noch verstärkt wurde, zur existentiellen Bedrohung aus. Manche Schätzungen führen bis zu 800 000 Tote auf die Folgen des Mangels zurück. In Südwestdeutschland war die Situation offenbar etwas besser, aufgrund der agrarischen Prägung der Region. Viele Einwohner waren zumindest Nebenerwerbslandwirte und konnten sich auf diese Weise versorgen. In größeren Städten wie Mannheim, Karlsruhe oder Stuttgart herrschten jedoch ähnlich schlechte Verhältnisse wie im übrigen Reich. Der Oberbürgermeister von Mannheim, Theodor Kutzer, berichtete von Volksaufläufen vor dem Rathaus, vor allem von Kriegerfrauen, die drohten, sich oder ihre Kinder zu töten, da sie nichts mehr zu essen hätten. Tatsächlich war die Ernährungslage in der Heimat schlechter als an der Front, da das Heer bevorzugt versorgt wurde.[29]

Hermann Föllers Grab in Frankreich 1917
(Foto: Susanne Asoronye)

Papiergarnhemd aus der Kriegszeit
(Foto: Bernd Eidenmüller)

Rohstoffe wie Baumwolle wurden ebenfalls knapp und machten den Krieg in der Heimat am eigenen Leib spürbar: Garn aus Papierfasern wurde zur Textilproduktion verwendet. Die entsprechende »Papierkleidung« war unangenehm zu tragen und bot kaum Schutz gegen Kälte. Fette mussten ebenfalls rationiert werden, weshalb beispielsweise der Fettanteil von Seifen auf 20% festgelegt wurde. Die Folge war, dass eine effektive Körperhygiene zusehends schwierig wurde. Ein Freiburger Schularzt klagte über »die mit Ausdünstungen geschwängerte Atmosphäre« in den Schulzimmern, wo sich schlecht gewaschene Kinder mit schmutziger Kleidung drängten.[30]

Auch akustisch machte sich der Mangel bemerkbar, etwa im Verstummen der Glocken. Diese wurden ab März 1917 wegen Metallmangels beschlagnahmt und eingeschmolzen. »Unsere Glocken sind am 28. Juni 1917 vom Turm heruntergeholt worden. An einem langen Seile sah man die Glocken langsam zu Erde niedergleiten. Eine große Menschenmenge hatte sich eingefunden und sah wehmütigen Blickes diesem Schauspiele zu«, erzählte ein Lehrer aus Tiefenbach bei Heidelberg.[31]

Ein Charakteristikum der Kriegswahrnehmung im deutschen Südwesten war das Geheul von Sirenen, die vor feindlichen Luftangriffen warnten und der Lärm explodierender Fliegerbomben. »Als ich aber bei einem Blick nach oben die kleinen silberglänzenden Flugzeuge […] erkannt hatte [wurde ich] […] von einer unbegreiflichen Gewalt nach vorwärts und auf den Boden geschleudert, zugleich erreichte mich der Donner einer schweren Explosion«, erinnerte sich ein damals elfjähriger Freiburger an einen Angriff im April 1915.[32] Aufgrund der geringen Reichweite damaliger Flugzeuge waren badische Städte besonders betroffen: 678 von 746 bei Luftangriffen getöteten deutschen Zivilisten waren Badener.[33]

Die Luftangriffe zwischen 1914 und 1918 waren zwar harmlos im Vergleich zu denen im Zweiten Weltkrieg, hoben jedoch die Trennung zwischen lebensbedrohender Front und friedlicher Heimat auf und machten den Krieg zu einem universalen Erlebnis. Die Sinne der zu Hause Gebliebenen erreichte er, wie gezeigt, auch noch auf verschiedene andere Weisen. Unberührt blieb niemand, egal wo er den Konflikt erlebte.

Fazit

Eine Sinnesgeschichte des Krieges kann auf vielfältige Weise dabei helfen, die Kriegserfahrung der Zeitgenossen nachzuvollziehen – oder sich ihr zumindest anzunähern. Sie ver-

deutlicht, wie umfassend der Krieg das Leben von Soldaten an der Front wie von Zivilisten in der Heimat beeinflusste: Von der Unmöglichkeit, sich selbst zu Waschen und dem unentrinnbaren Gestank der Mitmenschen und der Umgebung über den Geschmack des Essens, die Art, wie sich Kleidung anfühlte, die Kälte während einer Nachwache im Schützengraben, über den Blick durchs Scherenfernrohr oder das Objektiv der Fliegerkammer, das Trommelfeuer tausender Geschütze, das Stöhnen der Verwundeten, bis zum Verstummen der Kirchenglocken und dem Lärm der Luftschutzsirenen. Der Ansatz, den Krieg unter dem Aspekt der sinnlichen Wahrnehmung zu betrachten, verdeutlicht, dass das Leiden am Krieg nicht nur aus Tod und Verwundung erwuchs, sondern auch aus vergleichsweise banalen Sorgen wie Monotonie, Kälte, Heimweh und schlechtem Essen.

Offensichtlich wird zudem die fundamentale Vielseitigkeit und vor allem Widersprüchlichkeit der Kriegserfahrung. Das individuelle Erleben hing von vielen Faktoren ab, etwa der sozialen oder geografischen Position, in der man den Konflikt mitmachte. Langeweile in der Etappe kontrastierte mit Todesangst im Schützengraben, das Festmenü der Offiziere mit der kargen Nahrung der Mannschaften, die Versorgung der Soldaten mit der der Zivilisten, der Weitblick des Fliegers mit der eingeschränkten Sicht des Grabenkämpfers, der Alltag in den Lazaretten mit den geschönten Bildern davon usw. Regionale Unterschiede spielten keine große Rolle, den Badenern und Württembergern erging es kaum besser oder schlechter als den übrigen Deutschen, von einer etwas erträglicheren Ernährungslage und den besonders heftigen Luftangriffen abgesehen.

Vermutlich resultierte nicht zuletzt aus der Ambivalenz der Kriegserfahrung die Unmöglichkeit, sich in den 1920er-Jahren auf eine einheitliche Kriegserinnerung zu einigen. Heute erschwert die Widersprüchlichkeit des Erlebens erst Recht den Zugang zu den Erfahrungen von vor hundert Jahren. Der Blick auf die Sinneseindrücke hilft jedoch dabei, die gegensätzlichen Wahrnehmungen einzuordnen und den existentiellen Charakter des Ereignisses Krieg für die Betroffenen zumindest ein Stück weit nachzuvollziehen. Auf diese Weise ist es möglich, mit dem Ersten Weltkrieg mehr zu verbinden, als nur Schlagworte wie »Verdun« und »Somme« oder abstrakte Verlustzahlen.

Anmerkungen

1 Ernst Jünger: In Stahlgewittern. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. v. Helmuth Kiesel. Stuttgart 2013, S. 214.
2 Zitat bei Modris Eksteins: Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg. Hamburg 1990, S. 263 f.
3 Walther Ludwig (Hg.): Der Erste Weltkrieg in Briefen. 201 Briefe aus der Korrespondenz von Paul Ludwig in den Jahren 1914–1918. Leinfelden-Echterdingen 2002, S. 111.
4 Zitat bei Heimo Schwilk: Ernst Jünger. Ein Jahrhundertleben. München 2007, S. 109.
5 Vgl. Franziska Dunkel: Lärm. In: Fastnacht der Hölle 2014. Der Erste Weltkrieg und die Sinne. Katalog zur Großen Landesausstellung im Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Stuttgart 2014, S. 44–47.
6 Vgl. Sebastian Dörfler: Tod und Verwesung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 36 f. Die Feldpostbriefe und Kriegstagebücher von Adolf Mann befinden sich in der Sammlung Fischer des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg: 2011/1460.
7 Vgl. Sebastian Dörfler: Gaskrieg. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 14–17.
8 Aufzeichnungen und Dokumente von Richard Fischer befinden sich in der Sammlung Zeller des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg: 1998/196/01.
9 Vgl. Sebastian Dörfler: Verwundung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 40–43.

10 Vgl. Sebastian Dörfler: Kälte. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 32 f.
11 Vgl. Susanne Asoronye (Hg.): Feldpost eines badischen Leib-Grenadiers 1914–1917. Königsbach-Stein 2012, S. 140.
12 Vgl. Franziska Dunkel: Verpflegung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 50–55.
13 Vgl. Asoronye, Feldpost eines badischen Leib-Grenadiers, S. 113.
14 Sammlung Steinle des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg: 2012/1081.
15 Vgl. Johannes Häußer/Sebastian Dörfler: Aufklärung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 64–69.
16 Ludwig, Der Erste Weltkrieg in Briefen, S. 139.
17 Vgl. Franziska Dunkel: Motivation fürs Ohr. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 80–83.
18 Asoronye, Feldpost eines badischen Leib-Grenadiers, S. 94.
19 Vgl. Dunkel, Versorgung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 92–97.
20 Asoronye, Feldpost eines badischen Leib-Grenadiers, S. 252.
21 Vgl. Sebastian Dörfler: Leben in der Etappe. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 98–105.
22 Vgl. Franziska Dunkel: Propaganda im Bild. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 124–127.
23 Vgl. Sebastian Dörfler: Verwundung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 154–155.
24 Vgl. Sebastian Dörfler: Verstümmelung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 148– 153.
25 Vgl. Sabine Kienitz: Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923. Paderborn u. a. 2008, S. 290.
26 Vgl. Roger Chickering: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn u. a. 2009, S. 308.
27 Vgl. Sebastian Dörfler: Trauer. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 142–147.
28 Zitat bei Chickering 2009, S. 261.
29 Vgl. Franziska Dunkel: Versorgung der Zivilbevölkerung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 110–115.
30 Vgl. Sebastian Dörfler: Mangel. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 116–119.
31 Vgl. Franziska Dunkel: Klänge des Mangels. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 136–139.
32 Zitat bei Chickering, Freiburg im Ersten Weltkrieg, S. 98.
33 Vgl. Franziska Dunkel: Luftalarm. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 132–135.

Anschrift des Autors:
Dr. Sebastian Dörfler
Haus der Geschichte
Baden-Württemberg
Urbansplatz 2
70182 Stuttgart

Das »Journal« des Abbé Daucourt

Der Erste Weltkrieg aus der Sicht eines jurassischen Pfarrers

Jean-Paul Prongué

Arthur Daucourt (1849–1926) ist ein jurassischer Pfarrer, der sich 1905 in Delémont niederlässt, einer Stadt von 6500 Einwohnern. Dieser gelehrte Geistliche führt ein Tagebuch, dem er seine persönlichen Eindrücke anvertraut und in das er Zeitungsartikel einklebt, die seine Aufmerksamkeit erregen. Dieses Tagebuch ermöglicht es, die Persönlichkeit des alten Würdenträgers zu skizzieren. Schon durch seine Herkunft aus der Pruntruter Bourgeoisie ist Arthur Daucourt natürlicherweise frankophil.

Daucourt schreit beim Angriff auf Belgien seine Empörung hinaus. Die deutschen Kriegsgräuel, die Beschießung der französischen Städte, der Völkermord an den Armeniern, die österreichisch-ungarischen Ausschreitungen schärfen seine Feindschaft gegen die germanische »Kolossalkultur«. Solche Vorkommnisse schockieren den Priester, der noch den Geist der »Achtundvierziger« in sich trägt.

Der Krieg bietet ihm auch Gelegenheit, seine Feindseligkeit gegen den Kanton Bern auszudrücken. Als jurassisches Urgestein, als Priester, der einst Opfer des Kulturkampfs war, begeistert sich Abbé Daucourt für die Separatistenbewegung, die die intellektuellen Kreise des Juras ab 1917 erfasst. Er verurteilt die Unterstützung der Mittelmächte von Seiten der deutschen Schweiz im Allgemeinen und des Kantons Bern im Besonderen. Er ärgert sich über die Parteilichkeit der Zensur. Obwohl Stadtbewohner, prangert er die Lieferung von Vieh nach Deutschland an, weil dies aus seiner Sicht der Grund für den Milchmangel in seiner Stadt Delémont ist.

Als im Ruhestand befindlicher, aber weiterhin aktiver Pfarrer prangert Arthur Daucourt die Kriegsgewinnler an. Er wendet sich gegen die Bauern, die ihre Erzeugnisse zu Wucherpreisen verkaufen, und – in geringerem Ausmaß – gegen die Industriellen, die Munition herstellen. Eifrig und vorausschauend wendet sich der alte Priester gegen die Wohlfahrtsmentalität gewisser Delémonter Bürger. Mundräuber, die die Gärten leerstehlen, finden vor seinen Augen keine Gnade, auch wenn er einräumen muss, dass sehr viele Haushalte mit dem Lohn des Familienoberhaupts nicht über die Runden kommen. Dieser Priester sieht bei aller Liberalität den Krieg als eine Gottesstrafe für die Völker, die vom Glauben abgefallen sind.

Arthur Daucourt (1849–1926) ist unter den jurassischen Priestern eine außergewöhnliche Erscheinung. Viele Jahre lang ist er Landpfarrer und geht in den vorzeitigen Ruhestand, um sich 1905 in Delémont [Delsberg], einer kleinen Stadt von 6500 Einwohnern, niederzulassen. Als Historiker, Stadtarchivar und Leiter des Musée jurassien, das er 1909 gegründet hat, führt der gelehrte Geistliche ein Tagebuch, dem er seine persönlichen Eindrü-

cke anvertraut und in das er die Zeitungsartikel einklebt, die ihm wichtig sind.

Man kann sich die Frage stellen, für wen Abbé Daucourt dieses Tagebuch eigentlich geschrieben hat. Ein solch anerkannter Historiker, Autor einer »Histoire des paroisses de l'ancien Evêché de Bâle« (1897–1915; ›Geschichte der Pfarreien des ehemaligen Bistums Basel‹) und einer »Histoire de la ville de Delémont« (1900; ›Geschichte der Stadt Delémont‹) denkt sicher daran, dass seine umfangreichen, sorgfältig gebundenen Aufzeichnungen eines Tages von Forschern in Augenschein genommen würden, die sich mit der Geschichte seiner Zeit beschäftigen. Es sieht nicht so aus, als ob die Meinungen, die unser Geistlicher zu Papier bringt, durch eine sehr strenge Selbstzensur gefiltert worden wären, denn er äußert an vielen Stellen laut und deutlich seine herbe Kritik an den Würdenträgern von Delémont und seine tiefsitzende Feindschaft gegen das kantonale Bern, um nur diese zwei Beispiele zu nennen.

Das »Journal« von Daucourt – das hier nur für die Jahre des Ersten Weltkriegs ausgewertet wird – ist ein Informationsschatz, den es freilich mit Methode zu heben gilt. Wir werden im Rahmen dieser Darstellung nur einige Aspekte ansprechen, die uns dieser mit scharfer Zunge und spitzer Feder begabte Ruheständler aufzeigt.

Ein vom Kulturkampf verfolgter liberaler Priester

Die Familie Daucourt gehört den besten bürgerlichen Kreisen der Stadt Porrentruy (Pruntrut) an. Arthurs Großvater väterlicherseits, Louis Népomucène Daucourt, dient als Oberst dem Empire, aber sein Vater Louis, ein einfacher Uhrmacher, lässt sich in Bévilard (im heutigen Kanton Bern) nieder und ehelicht dort eine Protestantin, was im Jura des 19. Jahrhundert einen ziemlich seltenen Fall darstellt.[1] Das Ehepaar Daucourt tut sich schwer, eine dauerhafte Bleibe zu finden. Nach Bévilard ist der Wohnsitz Tavannes und dann Solothurn. In dieser Stadt beginnt der junge Arthur seine Schullaufbahn, bis sein Vater 1859 nach Porrentruy zurückkehrt. Ab 1866, als er 17 Jahre alt ist, lebt er im Pfarrhaus von Delémont unter den Fittichen des Dechanten Louis Vautrey. Dieser stammt ebenfalls aus Porrentruy, ist Historiker und gilt als Galionsfigur des jurassischen Klerus. So entsteht in Delémont die doppelte Berufung des jungen Arthur als Priester und Historiker.

Diese atypische Laufbahn erklärt vielleicht die Originalität von Daucourts Persönlichkeit, die sich merklich von der der meisten jurassischen Kleriker der Jahre zwischen Kulturkampf und Erstem Weltkrieg unterscheidet.

Delémont (Farbpostkarte)

Die politischen Ereignisse der Epoche bleiben auf das Studium des jungen Arthur nicht ohne Einfluss. Es beginnt am Seminar von Langres (Haute-Marne) und wird nach Unterbrechung durch den Krieg von 1870 in Freiburg (Schweiz) fortgesetzt. Daucourt erhält 1873, mitten im Kulturkampf, die Weihe. Der junge Priester muss ein Jahr im Exil in Paris verbringen, wo er in der Kirche Saint-Laurent als Vikar tätig ist. Er kehrt binnen Jahresfrist in die Schweiz zurück, um an der Pfarrstelle von Delémont seinen Mentor Louis Vautrey zu ersetzen, der ebenfalls in Paris im Exil ist. Jedoch wird Arthur Daucourt, der ohne Erlaubnis der Regierung Gottesdienst hält, verhaftet und für zwei Wochen ins Gefängnis gesteckt. Der Jurassier muss anschließend in den Kanton Freiburg ausweichen, wo er zum Kaplan von Vuisternens-devant-Romont und dann zum Pfarrer von Villarimboud ernannt wird.

Erst 1877 kann er in den Jura zurückkehren. Er wird zum Pfarrer von Grandfontaine ernannt und liest dort die Messe ein Jahr lang in einer Scheune, weil die Kirche den Altkatholiken zugeteilt worden ist. Die Situation normalisiert sich erst 1881, als der Präfekt seine Ernennung an die Spitze dieser Ajoie-Pfarrei anerkennt. Doch die Einstellung des jungen Abbé neigt zu einem gemäßigten Liberalismus, einer Position, die im geschichtlich-regionalen Zusammenhang schwer zu behaupten ist.

Sein Beschützer, Monsignore Vautrey, und auch die prominentesten Konservativen wie sein Namensvetter Ernest Daucourt, Redakteur der Zeitung »Le Pays«, gehen zum Pfarrer von Grandfontaine auf Distanz.

1887 muss dieser seine Pfarrei verlassen und gibt Unterrichtsstunden bei den Benediktinern von Mariastein, die sich infolge des Kulturkampfs in Delle (Territoire de Belfort) niedergelassen haben. Der ewige Kulturkampf …! Da er sich von den Ordensbrüdern ausgenutzt fühlt, nimmt Daucourt 1889 die Pfarrstelle von Beurnevésin an, die ihm der Bischof von Basel anbietet, obwohl die Wortführer der katholischen Partei, die unser Abbé die »Heiligen von Porrentruy« nennt, dagegen opponieren. 1895 wird er nach Miécourt versetzt, einer Pfarrei, die er ohne Bedauern 1905 verlässt, nachdem er aus gesundheitlichen Gründen den vorzeitigen Ruhestand beantragt hat. In Beurnevésin und in Miécourt verfasst Daucourt seine ersten historischen Notizen, die er ab 1896 veröffentlicht.

Der junge Ruheständler baut ein schönes Haus in Delémont, der Stadt, die ihm am Herzen liegt. Der Mittfünfziger bleibt nicht müßig. Neben seinen historischen Forschungen nimmt er ab 1907 die Stelle des Stadtarchivars ein. Diese Ernennung lässt auf die guten Beziehungen schließen, die er mit den Behörden von Delémont trotz deren tiefrotem Radikalismus unterhält. Als standfester Patriot mit großem Interesse für Geschichte gründet Daucourt 1909 das Musée jurassien, das er bis zu seinem Tod 1926 leitet. Da er immer Schwierigkeiten hat, am Monatsende über die Runden zu kommen, beantragt und erhält der Ruheständler, der sich gegen den Pfarrer von Delémont durchsetzt, 1918 den Posten eines Religionslehrers am Kolleg dieser Stadt. 1924 wird der liberale Geistliche zum Ehrendomherrn der Abtei Saint-Maurice (Wallis) ernannt. Dieser krönende Abschluss seiner kirchlichen Karriere ist die Revanche gegen seine konservativen Mitbrüder, die seit dem Weggang von Monsignore Lachat 1885 einen schweren Stand beim bischöflichen Stuhl haben.

Die familiäre Herkunft von Arthur Daucourt sowie seine atypische pastorale Laufbahn erklären teilweise seine liberalen Über-

zeugungen, aber auch – und fast paradoxerweise – seine Feindschaft gegen alle Regime, die in Deutschland wie in der Schweiz sich die Prinzipien des Kulturkampfs zu eigen gemacht haben. Als jurassisches Urgestein ist Abbé Daucourt trotz seiner Kindheit in Solothurn zutiefst allergisch gegen alles Deutsche und alles, was damit zu tun hat. Als 1914 der Krieg ausbricht, steht er vollkommen auf der Seite Frankreichs, selbst wenn er dessen Regime als radikal, laizistisch und unter freimaurerischem Einfluss stehend brandmarkt.

Ein frankophiler Jurassier

Kurioserweise wird die Familie Daucourt Zeuge des ersten Blutvergießens des Ersten Weltkriegs. Am 2. August 1914, dem Vortag der Kriegserklärung, töten sich der französische »Caporal« Jules-André Peugeot und der deutsche Leutnant Albert Mayer gegenseitig vor dem Haus von Louis Daucourt, dem Bruder Arthurs, in Joncherey (Territoire de Belfort) unweit der Schweizer Grenze. Dieses Ereignis akzentuiert nicht die frankophilen Gefühle des Abbé Daucourt. In gleicher Weise kann der Tod seiner beiden Neffen Adrien und Ernest Daucourt, die 1917 im Kampf gegen den Feind gefallen sind, seine festgefügte Germanophobie nicht noch verstärken. Als Deutschland 1914 in Belgien einfällt, macht der Schweizer seiner Entrüstung Luft. Er notiert sorgfältig alle Gräuel, die unter den Deutschen im besetzten Belgien und im besetzten Teil Frankreichs begangen werden. Besonders berühren ihn die Exekutionen belgischer Priester und die Zerstörung der katholischen Universität von Löwen: »[D]ie Deutschen sind Barbaren, Hunnen. Sie sollen von den Russen vernichtet werden, und ihr stolzes Berlin soll in Schutt und Asche sinken. O Löwen, Löwen! Was haben sie mit der berühmten Universität gemacht, an der wir Jurassier so gern studierten! Schrecklich!«[2] Wie allen Westschweizern geht dem Abbé Daucourt das Schicksal der belgischen Flüchtlinge nahe, besonders der Kinder, und ebenso das Unglück der von den Besetzern deportierten und völkerrechtswidrig zur Zwangsarbeit herangezogenen Zivilisten.

Die Beschießung französischer Städte durch die deutsche Artillerie, die schweren Schäden an der Kathedrale von Reims bestätigen Daucourt in seiner Allergie gegen die germanische »Kolossalkultur«, wie er sie nennt. Seine Feindschaft gegen die »Boches«, die »Banditen-, Räuber- und Mörderbrut« kennt keine Nuancen.[3] Sie erstreckt sich auch auf Österreich-Ungarn, dessen Niederlagen gegen Serbien ihn mit Genugtuung erfüllen. Die Persönlichkeit des greisen Franz Joseph flößt ihm eine unüberwindliche Abneigung ein, die er auch auf seinen Nachfolger, den »Boche« Karl I. überträgt, obwohl dieser versucht, sein Land aus dem Konflikt herauszuführen.[4]

Die Feindschaft Daucourts gegen die deutschen Fürsten grenzt an Hass. Er nennt sie »Geschmeiß« (»vermine«) und fordert im Februar 1918 die deutschen Soldaten auf, sie unverzüglich umzubringen: »Derjenige, welcher es schafft, einen (von diesen Fürsten) zu töten, begeht kein Verbrechen, sondern ein humanitäres Werk«.[5]

Die durch den »lutherischen Kaiser (Wilhelm II.), den allerkatholischsten Kaiser (Franz Joseph I.) und den türkischen Mörderkaiser (Mehmed V.)« geschmiedete Allianz ruft die Entrüstung Daucourts hervor.[6] Er schneidet Zeitungsartikel aus, die die »unsäglichen Schrecken« des Genozids von 1915 an den Armeniern beschreiben. Er weiß wie alle Leser der alliierten Presse, dass die »Jung-

türken die vollständige und endgültige Auslöschung des armenischen Volkes [betreiben] und dass nichts sie von diesem Vorhaben abbringen wird«.[7]

Seine Position gegenüber dem zaristischen Russland ist zwiespältig. Er begrüßt die russischen Kriegsanstrengungen und freut sich über die deutschen Rückschläge in Ostpreußen und in Polen während der ersten Kriegsmonate. Aber das Bestreben der Orthodoxen, den Katholizismus zu ersticken und ihre Versuche, die mit Rom unierten Ostkirchen dem Patriarchat von Moskau zu unterstellen, verstimmen den jurassischen Abbé.

Trotz seiner Frankophilie macht sich Daucourt keinerlei Illusionen über die Natur des republikanischen Regimes. Wenn die Deutschen siegreich sind, geißelt er dieses »gottlose Frankreich, das Kirchengut raubt, das die Kirche verfolgt, das von den Freimaurern beherrscht wird und das geschlagen ist«.[8] Geblendet von seinen politischen Überzeugungen korrigiert er die Äußerungen eines deutschen Professors, der ihm im September 1914 darlegt, dieser Krieg bedeute »den Bankrott des Christentums«. »Des Protestantentums« erwidert sarkastisch der alte jurassische Pfarrer.[9]

Im Verlauf des Konflikts tadelt der Geistliche heftig die geheimen Friedensverhandlungen hinter den Türen der Staatskanzleien Österreichs und des Vatikans. Er verurteilt die diplomatischen Vorstöße des »abstammungsmäßigen Österreichers« Benedikt XV.: »Dies ist ein Papst, der einen deutschen Frieden predigt!«[10] Als unentwegter Befürworter eines Krieges bis zum Ende bekräftigt Arthur Daucourt, dass »der Friede nur durch die Vernichtung Deutschlands, die Zerteilung des stolzen Österreichs und den Sturz der verfluchten Könige und Kaiser erreicht werden kann«.[11]

Band 4 des »Journals«: 28. November 1915 bis 5. April 1916

Die Spannungen, die während des Ersten Weltkriegs in der Schweiz auftreten, geben Daucourt Gelegenheit, streng über die helvetische Obrigkeit, sowohl die politische wie auch die militärische, zu urteilen.

Ein gegenüber den Machtstrukturen kritischer Bürger

Als Freigeist, der über die Verhältnisse seiner Zeit gut informiert ist, beobachtet Daucourt die Spaltung, die der Krieg innerhalb der Bevölkerung hervorruft. Für den Liberalen haben die oft germanophilen Militärs in öffentlichen Angelegenheiten zu viel Einfluss.

Abbé Daucourt ist ein Schweizer, der loyal zur Eidgenossenschaft steht.: »Wir lieben Frankreich, selbst wenn es eine sehr schlechte Regierung hat, aber wir sind vor allem Schweizer«.[12] Seine helvetische Loyalität stützt sich übrigens zum Teil auf seine Frankophilie: Oberst Feyler, Herausgeber der »Revue militaire suisse«, beeindruckt unseren Geistlichen, als er ihm in einem privaten Gespräch erklärt: »Ich bin der Überzeugung, dass ein Sieg Deutschlands das Todesurteil für die Schweiz wäre«.[13]

Das »Journal«

Bei seiner Treue zur Eidgenossenschaft wundert sich Daucourt über den geringen Patriotismus gewisser Bürger von Delémont: »Seit den Erfolgen der Alliierten höre ich viele radikale und demokratische Bürger sagen, es wäre für viele besser, wenn der Jura französisch würde. Ich war erstaunt zu hören, wie gebildete Leute, mehrere davon im kantonalen Dienst, ihren glühenden Wunsch ausdrückten, den Jura an Frankreich angegliedert zu sehen«.[14]

Loyal, aber realistisch bemerkt Daucourt, ohne sich darüber zu freuen, die tiefe Spaltung zwischen »Alémaniques« (Deutschschweizern), die er – wie damals bei den Jurassiern üblich – als »Allemands« (Deutsche), ja als »boches« bezeichnet, und den »Romands« (Westschweizern), die er »Suisses français« (Französischschweizer) oder sogar »Français« (Franzosen) nennt. 1914 beobachtet er, dass man den »Oberbefehlshaber Wille, den Freund Wilhelms II., offen beschuldigt hat, sich sehr deutsch zu zeigen; die deutschen (deutschschweizerischen) Soldaten sind für Deutschland, die Soldaten der französischen Schweiz für Frankreich«.[15]

Aber der alte Geistliche wird von solchen Animositäten nicht ausgenommen. Er berichtet von einem Gespräch mit einem »Deutschen« von Delémont und beendet die Eintragung mit dem gnadenlosen Fazit: »Ich hätte ihm ins Gesicht spucken können, diesem Schuft«.[16]

Die Spaltung geht auch durch den Klerus. Die Priester der Deutschen Schweiz, inklusive

Das »Journal«

die des deutschsprachigen Laufentals, halten fest zu den Mittelmächten. Daucourt sieht sie als »fanatische Deutsche«.[17]

Ohne Respekt vor jeglicher Hierarchie einschließlich der kirchlichen, zeigt sich Abbé Daucourt abgestoßen von der Germanophilie seines Bischofs, des Monsignore Jakob Stammler (1840–1925). Bei einem Besuch 1916 in Delémont verharmloste der Prälat im Verlauf seiner Unterhaltung mit dem örtlichen Klerus die von den Deutschen in Belgien begangenen Gräuel: »Krieg ist Krieg, die Schweizer würden es genauso machen, und vor allem die Franzosen.« Der Jurassier vermerkt mit stichelnder Verachtung, dass dieser Aargauer der »marschierenden« deutschen Autokratie zugeneigt ist.[18]

Abbé Daucourt wendet sich energisch gegen die prodeutsche Linie des Nationalrats, der deutschschweizerischen Presse und noch mehr der oberen Offizierskaste. Die Germanophilie des eidgenössischen Generalstabs wird von ihm umso mehr verurteilt, als gewisse hochrangige Militärs den Mittelmächten ›Dienste‹ erweisen wie beispielsweise die Obersten Wattenwil und Egli, zwei Berner »Gesinnungsboches« (»boches dans l'âme«).[19] Die Milde der Gerichte ihnen gegenüber erbittert den Alt-Achtundvierziger: »Es lebe Deutschland, es lebe der Adel, es lebe die Allmacht der Aristokratie! Nieder mit der Demokratie, auf den Abfallhaufen mit unseren liberalen Grundrechten!«[20]

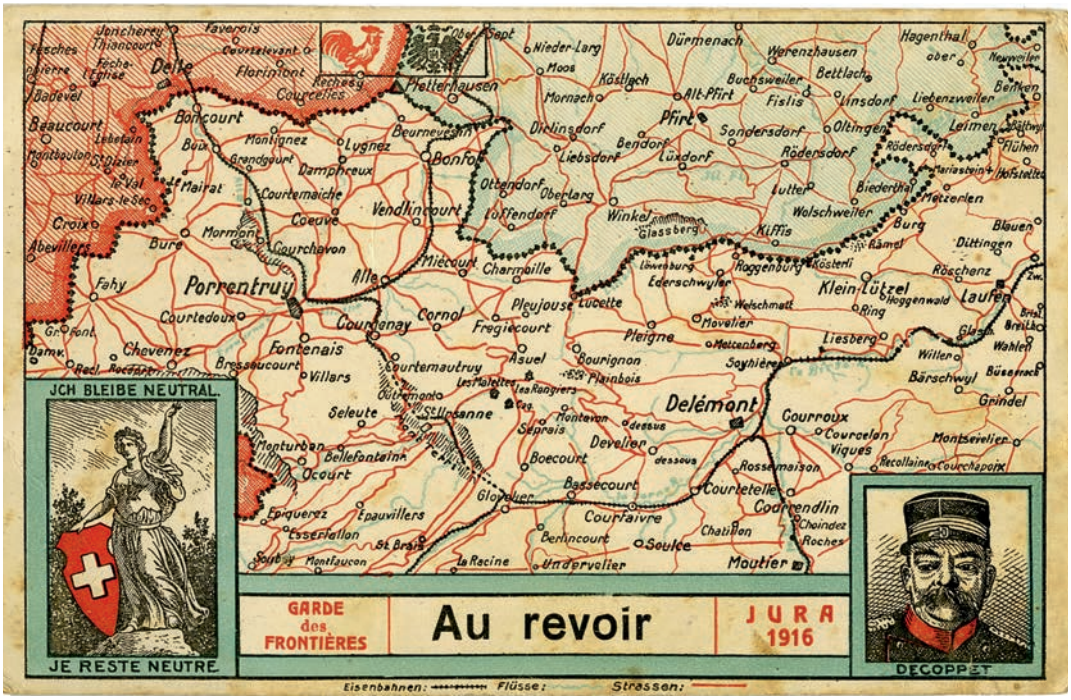
Ohne antimilitaristisch zu sein, verbirgt Daucourt, der für die Soldaten jeglicher Herkunft eine wahre Fürsorglichkeit an den Tag legt, kaum seine Abneigung gegen das Offizierskorps. Er macht kein Geheimnis aus der tiefen Spaltung innerhalb der Armee, vor allem bei den jurassischen Truppen. Im Oktober 1917 ist er bei den Begräbnisfeierlichkeiten für den Obersten de Loys in Delémont anwesend. Dieser war einer der führenden Köpfe der Armee, ein Germanophiler, den die Jurassier verabscheuen. »Nach dem Begräbnis des Obersten de Loys sangen die Soldaten, die Offiziere strahlten. Ich habe die Soldaten in ihrer Unzufriedenheit außerordentlich schlimme und aufsässige Dinge singen und sagen hören. Das Bataillon von Alle [bei Porrentruy], das zu den Trauerfeierlichkeiten nach Delémont gekommen war, ist trunken vor Freude in seine Quartiere zurückgekehrt. […] All dies kennzeichnet eine tiefgreifende Verunsicherung im Volk, und unsere Soldaten sind tief demoralisiert. Das Übel sitzt tief«.[21]

Aufgrund seiner Herkunft von Porrentruy versteht Arthur Daucourt die Bevölkerung der Ajoie, die es leid ist, für Tausende von Soldaten mitsamt ihren Pferden Kost und Logis bereitstellen zu müssen. 1916 gibt er ein Gespräch wieder, das dem Dialog zwischen einem Stummen und einem Tauben gleicht, nämlich zwischen dem Präfekten von Porrentruy Joseph Choquard (1855–1930), der gekommen war, um die Klagen der Bevölkerung zu übermitteln, und dem Kommandanten der in der Ajoie stationierten Territorialbrigade. Der Oberst beschließt diese hitzige Unterredung, indem er dem konservativ-katholischen Beamten die Worte ins Gesicht schleudert: »Wir haben langsam genug! Sie sind Revolutionäre! Sie wollen den Bürgerkrieg anzetteln!« Außer sich schlägt der Präfekt auf den Tisch und verlässt grußlos den Raum.[22]

Belesen und weltoffen stört sich Daucourt an der Strenge und Parteilichkeit der Zensur: »Man getraut sich nicht etwas zu sagen, es herrscht Pressezensur. Ein Pressebüro ist in Montcroix [Kapuzinerkloster von Delémont] eingerichtet worden und unsere Zeitungen müssen sehr brav, sehr vorsichtig sein. Infolgedessen weiß man nichts, erfährt nichts, verbirgt alles und verschweigt alles«.[23] Und er ist darüber hinaus der Meinung, dass die Zensurbehörden viel mehr diejenigen Artikel beanstanden, die Deutschland und die helvetische Militärführung kritisieren, als die, in denen es gegen die Entente-Mächte geht.

Das gnadenlose Vorgehen der Militärgerichte gegen Léon Froidevaux, den Herausgeber des »Petit Jurassien« aus Moutier und Befürworter der Abspaltung des Juras von Bern, empört Daucourt. Die Repression bestraft diesen Journalisten, der publik macht, dass die Armee an die jurassischen Truppen in der Ajoie keine Patronen verteilt und dass deutsche Flugzeuge ungestraft Porrentruy überfliegen. Der zu Gefängnis verurteilte Froidevaux wird vom Abbé von Delémont und der jurassischen Presse einhellig unterstützt.

Die Neutralität der Schweiz hat ihre Grenzen, und der Ruheständler der Rue du Vorbourg stellt 1915 fest, dass die Betriebe der Metall- und Uhrenindustrie, insbesondere im Jura, für die kriegführenden Länder Munition herstellen. Mit der Zeit betrachtet Daucourt die Dinge kritischer. Er schreibt in der radikalen Tageszeitung von Delémont »Le Démocrate«, die seine Beiträge abdruckt: »Man fabriziert im Jura und in der Schweiz Tausende von Schrapnellgranaten und Ähnliches. Man wird davon sicher Schaustücke in Museen wie dem Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern ausstellen. Aber wir hier vor Ort, könnten wir nicht einen Vorrat für das Musée jurassien anlegen? Es wäre doch für die Kinder dieser



Postkarte mit dem Frontverlauf im Jura 1916

friedlichen Schweizer spannend, nach einigen Jahren zu sehen, wie erfolgreich ihre Väter Höllenmaschinen herstellten, um die Opfer des Militarismus ins Jenseits zu befördern.«[24]

Am Ende des Konflikts, 1918, stellt Arthur Daucourt ernüchtert die Entzauberung fest, von der die Mehrheit seiner Landsleute erfasst worden ist: »In der Schweiz wie auch anderswo zählt der Patriotismus kaum noch etwas. Es geht jetzt nur noch ums Geld«.

Ein überzeugter Separatist

Im Jura ist der Separatismus seit der liberalen Revolution von 1830/31 eine immer wiederkehrende Idee. Doch scheint die während des ganzen 19. Jahrhunderts zunehmende Ausrichtung des ehemaligen Bistums Basel auf den deutschsprachigen und protestantischen Kanton Bern die Idee der jurassischen Eigenständigkeit durch das Gebilde des »Berner Juras« ersetzt zu haben.

Der 1914 ausgebrochene Krieg gibt den unterdrückten Volksgruppen des russischen, deutschen, österreichisch-ungarischen und osmanischen Reiches die Gelegenheit, ihre Unabhängigkeit zu fordern und schließlich zu erlangen. Im Jura, besonders im mehrheitlich katholischen Nordjura, lassen sich manche Journalisten und Politiker von solchen Bestrebungen anstecken.

Als Priester und Opfer des Kulturkampfs und seiner langen Nachwehen bleibt Daucourt, obwohl er liberal ist, traumatisiert von dieser politisch-religiösen Episode, die die deutsche und schweizerische Geschichte besonders im »Berner Jura« geprägt hat.

Schon im Februar 1915 unterstützt Daucourt den Journalisten Léon Froidevaux, und

zwar umso stärker, je lauter der Herausgeber des »Petit Jurassien« die Abtrennung des Jura von Bern fordert. Im März 1915 verbietet die Militärjustiz dieses Blatt, das den Jura als das »Elsass-Lothringen« des Kantons Bern ansieht.[25]

An dem Problem, das man bereits die »jurassische Frage« nennt, lebhaft interessiert, fordert Daucourt schon 1915 die Schaffung eines Kantons Jura mit sechs französischsprachigen Distrikten: »Der Jura will seine Unabhängigkeit. Er strebt seinen Platz in der Reihe der Schweizer Kantone an«.[26] Er lehnt sich gegen die Idee auf, den 100. Jahrestag der Vereinigung des ehemaligen Bistums Basel mit dem Kanton Bern zu feiern, »hundert Jahre schändlicher Annexion«.[27] Verliebt in heraldische Zeichnungen lässt der ›Unruheständler‹ das Wappen der ehemaligen Herrschaft, den roten Bischofsstab auf weißem Grund, wieder auferstehen und vergisst dabei, dass dies seit Jahrhunderten das Wappen des Bistums Basel war und immer noch ist.[28] Als glühender Patriot beendet er eine seiner beißenden Tiraden gegen den Kanton Bern mit einem Slogan, der Zukunft haben sollte: »Vive le Jura libre!«[29]

Es ist klar, dass Daucourts Neigung zum Separatismus in der Geschichte des ehemaligen Bistums Basel wurzelt, in dem er die erste Form eines jurassischen Staats sieht. Aber seine Feindschaft gegen Bern beruht auch auf dem Kampf, den die Berner Regierungen nach 1831 gegen den jurassischen Katholizismus geführt haben, von den Artikeln von Baden 1836 über die Laisierung des öffentlichen Schulwesens bis zum Kulturkampf 1873.

Die Feindschaft des alten Abbé von Delémont gegen alles Deutsche verstärkt noch sein separatistisches Engagement. In einer Predigt 1916 in der Kirche Saint-Germain von Courrendlin stellt er eine kaum verhüllte Parallele auf zwischen den Übergriffen der deutschen Armee in Belgien 1914 und denen der alamannischen Hilfstruppen des Herzogs des Elsass 675 im Tal von Delémont: »Ich habe deutlich gemacht, dass schon im 7. Jahrhundert die Barbaren aus Deutschland […] das Sornetal verwüsteten, die Kirchen anzündeten, die Dörfer niederbrannten, das arme Volk massakrierten«. Zum Schluss erklärt er, dass »die deutsche Rasse mit jedem Atemzug nur Verderben, Grausamkeit, Niedertracht verbreitet. Genauso haben sich die Berner, die von deutscher Rasse sind, gegenüber dem katholischen Jura als Barbaren und Verfolger gebärdet, so in den Jahren 1836 und 1873 bis 1875 in unserem unglücklichen Jura«.[30]

Bei allem Enthusiasmus misstraut der alte Liberale dennoch den Politikern, die zu tausend und einem Winkelzug fähig sind. Er analysiert genau die möglichen Reaktionen Berns bezüglich der Separationsgelüste des Juras. »Der Jura als 23. Kanton. Aber man muss sich hüten vor den Machenschaften Berns, das danach trachten wird, die Jurassier zu spalten, indem es den Radikalen schmeichelt und ihnen Posten verschafft und dann auch zu bestimmten Momenten den Konservativen entgegen kommt und den Katholiken grandiose Zugeständnisse macht für die Errichtung eines freien katholischen Kollegs in Porrentruy, um es im Endeffekt geschickt verschwinden zu lassen so wie 1836«. Er schließt seine Eintragung mit einer optimistischen Note ab: »Es lebe der vom Bären unabhängige Jura – egal wie«.[31]

Ein Verächter der Gesellschaft von Delémont

Unnachgiebig in Fragen der Moral, zögert Abbé Daucourt nicht, ohne religiöse oder po-

litische Rücksichten mit scharfen Worten die Verfehlungen seiner Mitbürger beim Namen zu nennen.

Im August 1914 ist er empört, dass ein örtlicher Bankier, der als guter Katholik bekannt ist, aus der Panik schlecht informierter Leute Profit schlägt, indem er 100-Franken-Scheine gegen Silber- oder Goldmünzen im Wert von 80 Franken tauscht. »So sieht also eine tragende Säule des Glaubens aus. Die Kugel, die ihn töten würde, wäre eine gesegnete Kugel«.[32] Die Ausbreitung der Armut infolge von Betriebsschließungen und des Niedergangs des Geschäftslebens beunruhigt den Geistlichen, der im Übrigen seine eigene finanzielle Situation genau im Blick hat. Er notiert, dass »das Elend zunimmt« und sieht schon 1914 arme Leute, die in das Militärschlachthaus gehen, um dort Fleischabfälle zu holen und glücklich sind, wenn sie welche bekommen.[33]

Wenn der Krieg das Elend der einen verursacht, so verhilft er den anderen dazu, reich zu werden. Die Bauern, bei denen in solchen Zeiten der Nahrungsknappheit eine große Nachfrage herrscht, profitieren von den beträchtlichen Preissteigerungen der Grundnahrungsmittel. »Man ist so weit, die Raffgier der Bauern nicht mehr hinzunehmen, die den Leuten auf immer neue Weise das Geld abpressen. […] Die Bauern und die Wirte werden reich«, vor allem die Bauern, »sie sind die von Krieg und allgemeinem Elend profitierende Klasse«.[34]

1916 klettern die Lebenshaltungskosten auf ihren Gipfelpunkt, trotz des (wirkungslosen) Kampfes gegen die Spekulation mit Kartoffeln, die damals das Grundnahrungsmittel der jurassischen Bevölkerung sind. Die Not bewirkt eine Zunahme des Kartoffeldiebstahls: »Von einem Acker vor der Stadt wurden auf einer großen Fläche die Kartoffeln gestohlen. Die Diebe haben in das verwüstete Feld ein Schild gesteckt mit der Aufschrift: ›Es ist Krieg!‹« Daucourt fügt hinzu: »Diese Diebstähle sind vorhersehbar. Wie sollen Arbeiter oder Tagelöhner mit ihren Familien für vier oder fünf Franken am Tag leben, wenn ein Laib schlechtes Brot 70 Rappen kostet, ein Ster Holz zwischen 30 und 35 Franken, ein paar Schuhe in der Regel 25 bis 35 Franken?«[35]

Die Not betrifft bei weitem nicht alle. Im Juli 1917 notiert der alte Priester, dass »gestern die Züge mit Ausflüglern überfüllt waren. Die Kinos waren voll. Die Cafés waren voller Leute, die sangen. Man sollte es nicht für möglich halten, dass Krieg und große Teuerung herrschen. Alles ist 60% teurer geworden, und die Leute amüsieren sich. Sicher, viele Männer und Frauen arbeiten in den Munitionsfabriken und verdienen zehn bis zwanzig Franken am Tag. Diese lassen es sich gut gehen, und sie ziehen noch schreiendere Sachen an als 1914. Unsere Modistinnen und Schneiderinnen können sich vor Arbeit nicht retten. Man versucht nicht zu handeln, sondern zahlt, was verlangt wird. […] Es gibt Not und Elend in manchen Bevölkerungsgruppen, während andere im Überfluss leben«.[36]

In Delémont wie auch anderswo bringen die zunehmenden sozialen Brüche alles durcheinander: »Der Krieg fördert gewiss die schlechten Eigenschaften, die schlechten Instinkte. Ich stelle es jeden Tag fest: Jeder täuscht seinen Nachbarn um die Wette. Man betrügt überall, man verlangt zu viel, man hält die Vereinbarungen nicht ein, man stiehlt soviel man kann! Zudem wird das Volk von einem antireligiösen Geist ergriffen, abscheuliche Zeitungen lassen ihrem Hass auf den Katholizismus, auf die Kirche, auf die Gläubigen freien Lauf und drucken abscheuliche Lästerungen gegen Gott und sein Evangelium. […] Man muss sich nicht wundern, wenn die Unmoral die Oberhand gewinnt, wenn man

überall sieht, wie Unzucht sich ausbreitet, wie schamlose Mädchen und Frauen sich wie Heidinnen aufführen. Der Sittenverfall ist groß in Delémont, vor allem in bestimmten Kreisen. […] Niemals hätte ich geglaubt, dass man einen solchen Grad an Bösartigkeit, an Falschheit, an Dieberei, an Ausschweifung und Schurkerei erreichen kann«.[37]

Die öffentliche Unterstützung bedürftiger Familien ärgert Daucourt, der als Rentner nicht viel Geld hat. Er ist entrüstet, als er erfährt, dass Leute, die Hilfe in Anspruch nehmen, den Zirkus besuchen: »Und es gibt Dummköpfe von Professoren, die sagen, diese Wohlfahrtsempfänger hätten wie jedermann das Recht sich zu amüsieren und in den Zirkus zu gehen … Ja, mit dem Geld anderer Leute. […] Sie haben meistens mehr zu essen als die, welche Steuern zahlen«.[38]

Diese Wohlfahrtsmentalität und die Diebstähle in den Gärten machen Abbé Daucourt wütend, der als 60-Jähriger früh morgens aufsteht, um in dem großen Gemüsegarten rings um sein Haus zu arbeiten. »Es gibt welche, die ihren Garten mit der Pistole in der Hand bewachen, recht so! […] Man sieht jeden Tag aufgetakelte Dämchen mit hohen Absätzen, wie Schlampen gekleidet, die lachend herumstolzieren und sich lustig machen über diejenigen, die gepflanzt haben und sich abmühen. ›Wir arbeiten nicht im Garten, sagen diese Dämchen, und bekommen trotzdem unser Gemüse; es ist doch klar, dass man uns welches zuteilen muss‹. Stockhiebe müsste man ihnen zuteilen, denn oft sind es gerade diese Hübschen, die zum Stehlen in die Gärten kommen. So ist es immer, das Heer des Lasters und der Faulheit trägt die Nase am höchsten!«[39]

Trotzdem führt der Krieg Menschen, die sich von der Kirche entfernt haben, zurück in ihre Arme, besonders während der 1916 gepredigten Mission: »Noch nie hat man das Volk von Delémont so christlich gesehen. Nur die alten Bourgeois, die Überreste des Radikalismus von 1874 zeigen sich unberührt und bleiben abseits. […] Viele Männer vergossen heiße Tränen, und ich spreche noch nicht einmal von den Frauen«.[40]

Diese tröstliche Entwicklung auf seelsorgerischem Gebiet ändert allerdings nicht die Meinung des alten Priesters über seine Mitbürger. Auf dem Höhepunkt des Krieges, 1917, fasst er in einem Satz die Grundlagen seines Denkens zusammen: »Der Krieg, die prekären Umstände, der Egoismus machen aus dem Volk in seiner Mehrheit ein schändliches, grausames, barbarisches, unmenschliches Wesen; Geld, Geld und nochmals Geld, das ist sein Ideal!«[41]

Gewiss ermöglicht das Studium dieses Tagebuchs aus den Jahren 1914–1918, die Persönlichkeit Daucourts zu skizzieren. Doch zeigen uns diese bis auf den heutigen Tag interessanten Seiten vor allem die politischen Gegensätze, die die Bürger von Delémont spalten – darunter eine bedeutende deutschsprachige Minderheit –, sie zeigen uns die Bereicherung der einen und die Not der anderen, die Lockerung der Sitten, den Anstieg der Kriminalität, aber auch die teilweise Rückkehr des Religiösen. Daucourts »Journal« informiert uns auch über die Anfänge des Kampfs um die Schaffung eines Kantons Jura, wobei dies das einzige Thema ist, welches den betagten, abgeklärten Kritiker mit Enthusiasmus erfüllt.

Egal, ob man unvoreingenommen oder mit vorgefasster Meinung an ihn herangeht, wird Abbé Daucourt, dessen religiöses Profil allein schon eine Darstellung lohnen würde, als ein gebildeter Liberaler erscheinen, der sich über die moderne Welt keine Illusionen macht. In seinem Tagebuch hält er fest, dass er als Pfarrer in Sutane wiederholt protestantischen Sol-

daten klarmachen musste, dass er kein Teufel mit Bocksfuß sei: »Man kann nicht begreifen, dass in diesem vorgeblich zivilisierten Jahrhundert die Dummheit so weit getrieben werden kann!«[42] In den ersten Kriegsmonaten, im November 1914, erkennt der lebenserfahrene Mann die Schrecken des beginnenden Jahrhunderts: »Die Kinos fangen an, die schrecklichen Schlachten in Nordfrankreich, die überfluteten Schützengräben usw. zu zeigen. Es ist furchtbar, entsetzlich. Oh! Zivilisation des 20. Jahrhunderts!«[43]

Anmerkungen

1 Zur Biografie von Arthur Daucourt vgl. Jean-Louis Rais: Arthur Daucourt. Une vie pour l'Eglise et pour le Jura. Delémont 1999.
2 Band I, S. 186: Eintrag v. 28. August 1914. Vgl. Amalia Mahon: Le journal de guerre d'Arthur Daucourt, archiviste et prêtre delémontain: entre vie quotidienne et clivages politiques et sociaux (1914–1918). Freiburg i. Br. 2012.
3 I/207: 23. September 1914.
4 VII/289: November 1917.
5 VII/392: 27. Februar 1918.
6 IV/93: 3. Januar 1916.
7 III/177: 26. August 1915.
8 IV/27: Dezember 1915.
9 I/207: 23. September 1914.
10 VII/132 u. 289: 16. August u. 17. Dezember 1917.
11 V/368: 20. September 1916.
12 I/216: 6. Oktober 1914.
13 II/323: 29. März 1915.
14 II/323: 29. März 1915.
15 I/175: 19. August 1914.
16 I/188: 31. August 1914.
17 I/204: 17. September 1914.
18 V/3: 16. Oktober 1916; im französischen Original steht »qui marche«, was auf Deutsch »funktionierend«, aber auch »marschierend« bedeuten kann (Anm. d. Übers.).
19 IV/136: 14. Januar 1916.
20 IV/283: Februar 1916.
21 VII/171: Oktober 1917.
22 V/7: 7. April 1916.
23 I/197: 10. September 1914.
24 VI/193: 25. Januar 1916.
25 II/283: 6. März 1915.
26 II/309 u. 302: 21. u. 18. März 1915.
27 II/308: 20. März 1915.
28 III/7: 13. Juli 1915.
29 II/413: Mai 1915.
30 IV/275: 27. Februar 1916.
31 IV/351: 25. März 1916.
32 I/158: 3. August 1914.
33 I/193: 4. September 1914.
34 I/214: Oktober 1914.
35 VII/96 f.: Juli 1917.
36 VII/72: Juli 1917.
37 II/339: 9. April 1915.
38 VII/129: 12. August 1917.
39 VIII/180: 14. August 1918.
40 VI/109: 8. Dezember 1915.
41 VI/270: März 1917.
42 III/324: 15. Oktober 1915.
43 I/282: 14. November 1914; Hervorh. im Original.

Übersetzung: Ulrich und Edeltraud Raabe

Anschrift des Autors:
Jean-Paul Prongué
Musée jurassien d'art et d'histoire
52, rue du 23-Juin
CH-2800 Delémont

Der Frauenverein Schopfheim 1914–1918

Ehrenamtliches Engagement in patriotischer Zeit

Ulla K. Schmid

Die Situation in Schopfheim während des Ersten Weltkrieges bzw. Wahrnehmung des Kriegsbeginns auf lokaler Ebene offenbart sich nicht nur in patriotischen Feiern vorort und der Mobilmachung vieler Bewohner der Stadt. Vor allem wurde sie damals geprägt von den Aktivitäten des Frauenvereins Schopfheim. In selbstlosem Einsatz widmeten sich die Vereinsdamen der Liebesgabenverschickung an die Soldaten im Felde und dem Unterhalt eines Lazaretts in Schopfheim. Die aus den Reihen des Bildungsbürgertums stammenden Frauen setzten in jenen Kriegsjahren ihre standesbedingten Vorteile an Ausbildung und Können in den Dienst der Öffentlichkeit.

Der Frauenverein Schopfheim wurde am 30. August 1855 gegründet durch Dekan Bark und Oberamtmann Porbeck. Sein offizieller Name lautete »Badischer Frauenverein, Zweigverein Schopfheim«. Der Verein konnte im Gründungsjahr bereits um die 100 Mitglieder vorweisen, während die Stadt Schopfheim insgesamt nur ca. 2000 EW zählte. Somit gehört der Frauenverein Schopfheim mit jenen aus Freiburg (gegr. 1815) und Lörrach (gegr. 1852) zu den ältesten Frauenvereinen Badens.

Zweck des Vereins

Ursprünglicher Zweck des Vereins war die »Unterstützung armer Kranker, nebstens Heilung und Stärkung der gesunkenen und wankenden Sittlichkeit«. Die vollkommen ehrenamtlich und mit viel Idealismus und Elan wirkenden Vereinsdamen widmeten ihre ganze Tatkraft den Aufgaben der Wohlfahrt, der Krankenpflege und der beruflichen Weiterbildung von Frauen und Mädchen in Schopfheim und Umgebung. In ihrem unermüdlichen Wirken im hiesigen Frauenverein trugen die Bürgersfrauen der Stadt somit an allen sozialen Anliegen mit, im Bewusstsein ihrer sozialen Verantwortung, die damals noch nicht in Staatshänden lag.

Die Mitglieder

Der Mitgliederkreis rekrutierte sich aus allen Bevölkerungsschichten. Mitgliedschaft und aktive Mitarbeit im Frauenverein galt jedoch vor allem bei Frauen aus der bürgerlichen Oberschicht als gesellschaftliche Aufgabe, wobei allen voran die langjährige, außerordentlich verdienstvolle Vereinspräsidentin Anna Kym-Krafft (Ernennung zur Ehrenbürgerin von Schopfheim im Jahre 1921) genannt werden muss.

Zu dieser gesellschaftlichen Aufgabe fühlten sie sich verpflichtet, durch die Institu-

tion der bürgerlichen Wohlfahrtspflege und nicht zuletzt durch das Vorbild der Badischen Großherzogin Luise. Sie war Gründerin, Präsidentin und von Anfang an zentrale Persönlichkeit des 1859 in Karlsruhe gegründeten Badischen Landes-Frauenvereins, welcher unter ihrem Protektorat eine bedeutende Stellung innerhalb des sozialen und politischen Lebens in Baden innehatte.

U. a. war dieser Erfolg gegründet auf dem interkonfessionellen Charakter des Vereins sowie auf der Unterstützung ministerieller, amtlicher und kirchlicher Stellen, deren Unterstützung der Verein von Beginn an genoss.

Schon in ihrer Heimatstadt Berlin war Großherzogin Luise als preußische Prinzessin (geb. 1838, als Tochter des späteren Kaiser Wilhelm I.) durch ihre Mutter in die karikative Arbeit der dortigen Frauenvereine eingeführt worden. Nach ihrer Vermählung mit Großherzog Friedrich I. von Baden setzte sie ihre Tätigkeit in Karlsruhe fort und machte den Badischen Frauenverein zu ihrer Lebensaufgabe.

Im Vereinsregister des Frauenvereins Schopfheim findet man nahezu sämtliche Namen der damals dem Bildungsbürgertum der Stadt angehörenden Familien. Die Liste repräsentiert quasi einen Querschnitt durch die Schopfheimer ›High Society‹ des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Aktive Mitarbeit im Verein bedeutete, dass die Mitglieder nicht nur Sitzungen abhielten oder organisatorische Funktionen ausübten, sondern auch nach einem detaillierten Arbeitsplan Dienste für den Frauenverein versahen. Auf den Listen der diensttuenden Aufsichten der Frauenarbeitsschule z. B. findet man deshalb keine geringeren als beispielsweise die Damen Kym (Spinnerei), Bally (Papierfabrik) und Fentzling (Bürgermeister). Unzählige Frauen und Mädchen verdankten damals eine existenzsichernde fundierte Ausbildung in textilen Techniken der unermüdlichen, selbstlosen Arbeit dieser Frauen.

Damen des Frauenvereins Schopfheim als Helferinnen und Samariterinnen des »Lazarett Realschule« am 16. Mai 1915 im Garten der Vereinspräsidentin Anna Kym-Krafft (Hauptstr. 48). Stehend, 3. v. r.: Hilfsschwester Marie Hartmann aus Fahrnau. Sitzend, 1. v. l.: Hilfsschwester Adelheid Bürgin aus Schopfheim, 3. v. l.: Anna Kym-Krafft (Privatbesitz: Prof. Wolfgang Sehringer [Schopfheim]; Kopie: Museum Schopfheim: Inv. Nr. PP184)

Vorbereitung des Frauenvereins für den Kriegsfall

Im Deutschen Kaiserreich schließlich wurden die Badischen Frauenvereine systematisch auf einen möglichen künftigen Einsatz innerhalb der Kriegshilfe vorbereitet. Die Weichen dazu waren bereits lange vor 1871 gestellt worden.

Als Folge des österreichisch-italienischen Krieges in Oberitalien (1859) wurde die Genfer Konvention am 22. August 1864 verabschiedet, welche fortan Verwundete und Pflegepersonal mit dem Nimbus der Neutralität versah. In diesem Zusammenhang war das Rote Kreuz gegründet worden, als neutrale Pflegeinstitution.

Gemäß § 1 der Satzung des Badischen Frauenvereins (Unterstützung der durch Krieg in Not geratener und Vorsorge für verwundete

Postkarte: Gebäude der Realschule Schopfheim/Roggenbachstr. 11 als Lazarett des Frauenvereins Schopfheim 1914–1918 (Museum Schopfheim: Inv. Nr. PH422)

Gruppenfoto vor dem Haupteingang des Vereins-Lazaretts: Soldaten mit Krankenschwestern des Frauenvereins Schopfheim 1916 (Museum Schopfheim: PH143a)

Militärpersonen) stellte daraufhin Großherzogin Luise den Badischen Landes-Frauenverein mit Wirkung vom 29. Juni 1866 dem Roten Kreuz ständig zur Verfügung, zur Organisation und Kanalisierung der freiwilligen Hilfe aus dem Volk. Dem Frauenverein fiel dabei im Ernstfall die spezielle Aufgabe der Kriegskrankenpflege und die damit verknüpfte Bildung von Vereinslazaretten zu.

So war der 1855 gegründete Frauenverein Schopfheim schon während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 in der Kriegshilfe tätig. Er hatte damals das Lazarett betreut, das im Gebäude der ehemaligen Seidenfabrik Schölly, Ecke Hebel/Schwarzwaldstraße, untergebracht war.

Vorbereitend für den Kriegsfall hatte sich der Verein durch Vertrag mit der Militärbehörde 1899/1902 verpflichtet, im Fall einer Mobilmachung ein Vereinslazarett einzurichten, die für Unterbringung rekonvaleszenter Soldaten in Familienpflege zu sorgen sowie eine Erfrischungs- und Verbandstation am Bahnhof zu unterhalten.

In den Kriegsjahren 1914–1918 stellten die dem Bildungsbürgertum angehörenden Vereinsfrauen dann ihre standesbedingten Vorteile an Ausbildung und Können nicht nur in den Dienst der Öffentlichkeit, sondern darüber hinaus, ganz im Sinne des Zeitgeistes, auch in den Dienst für das Vaterland und seinen Verteidigern.

Das Lazarett des Schopfheimer Frauenvereins

Entsprechend des Vertrages mit der Militärbehörde war es vom Frauenverein eingerichtet und unter genereller Aufsicht der Vereinspräsidentin Anna Kym-Krafft bis Kriegsende verwaltet und wirtschaftlich betrieben worden. Das Lazarett war für die Dauer des Ersten Weltkrieges im Realschulgebäude/Roggenbachstr. 11 untergebracht, der Schulbetrieb wurde in dieser Zeit ausgelagert in die alte Realschule in der Torstraße.

Dieses vom Verein betriebene Lazarett gehörte zum XIV. Armeekorps. Es verfügte ursprünglich über eine Bettenkapazität von 74 und war bei fortgeschrittener Kriegsdauer durchschnittlich belegt mit 250 bis

300 Mann, in Spitzenzeiten sogar mit 340 Mann.

Anfang des Krieges noch reines Vereinslazarett, entwickelte sich diese Einrichtung im Verlaufe des Krieges weiter bis zum Kriegslazarett: August 1914 – Februar 1916 Vereinslazarett (im Erdgeschoss des Schulgebäudes). Wegen der Kämpfe in den nahen Vogesen Umwandlung zum: 1. März 1916 – 31. Juli 1917 Reservelazarett (im gesamten Schulgebäude, mit ca. 180 Betten; ab 1. Oktober 1916 war eine Abteilung untergebracht im inzwischen fertiggestellten neuen Krankenhaus Schopfheim/Schwarzwaldstraße); Umwandlung zum: 1. August 1917 – Januar 1919 Kriegslazarett C/2 (später: Kriegslazarett C/38); 31. Januar 1919 Aufhebung des Lazaretts.

Vor dem Haupteingang des Vereinslazaretts: Rot Kreuz-Hilfsschwestern des Frauenvereins Schopfheim 1914–1918
(Privatbesitz: Prof. Wolfgang Sehringer; Kopie: Museum Schopfheim: Inv. Nr. PP/185)

Mittel zum Einrichten des Lazaretts

Betten und Bettwäsche waren leihweise aus der Schopfheimer Bevölkerung zur Verfügung gestellt worden. Sonstige Einrichtungen wie Küche, Bad usw. wurden vom Frauenverein auf eigene Kosten bestritten. Wäsche und Krankenbekleidung hatten Frauen und Mädchen via Presseaufruf für den Frauenverein gratis genäht.

Organisation des Krankentransportes

Für den Krankentransport von und zum Lazarett war die Militärverwaltung und die Sanitätskolonne Schopfheim zuständig (Leiter der Kolonne war Ratsschreiber Specht). Der Frauenverein zahlte für diese Dienste an die Kolonnenmitglieder kleine Entschädigungen, da sie oft zwei bis drei Mal pro Woche bis spät in die Nacht für das Lazarett tätig waren.

Bewirtschaftung des Lazaretts

Diese erfolgte durch den Frauenverein, d. h. er sorgte für Verpflegung, Beleuchtung, Beheizung, Reinigung, Wäsche und Wasserversorgung.

Der Verein leistete hier vorbildliches! Vor allem die ständige Versorgung des Lazaretts mit Lebensmitteln war eine besonders schwierige Aufgabe, die vom Verein und seinen Damen mit viel Initiative und Ideenreichtum gelöst wurde.

Die Lebensmittelversorgung, d. h. Einkauf und anderweitige Beschaffung von Vorräten samt Zuteilung an die Küche lag in den Händen von Frau Pfaff. Eingekauft wurde im freien Handel und später bei der Militärverwaltung. Außerdem hatten die Vereinsdamen 81 Ar Land gepachtet um darauf Gemüse anzubauen, wobei die eigentliche Pflanzarbeit

von Unteroffizieren getätigt wurde, gegen Entlohnung durch den Frauenverein. Geerntet wurden Kartoffeln, Kraut, Bohnen, Erbsen und Küchengemüse. Zusätzlich zum Gemüsebau wurden auch Hühner gehalten, um den Speiseplan für das Lazarett reichhaltiger gestalten zu können.

Die Küche war im Keller des Schulgebäudes untergebracht, direkt neben dem Lebensmittellager. Verantwortliche Köchin war Frau Pfeiffer, mit drei weiteren Köchinnen und sieben Mädchen u. Frauen. Das Personal erhielt eine Bezahlung.

Der Wäschenachschub, d. h. Instandhaltung und Reinigung von Bettwäsche und Krankenkleidern lag in Verantwortung von Frau Leonhardt. Für temporär anfallende Strick-, Näh- und Flickarbeiten wurden im Lazarett ärmere Frauen aus dem Ort gegen Lohn beschäftigt.

Das Pflegepersonal

Die Pflege der Verwundeten und Kranken im Lazarett wurde ausgeführt durch »Helferinnen«, »Samariterinnen« und »Hilfsschwestern«, im Rahmen der freiwilligen Kriegskrankenpflege des Frauenvereins Schopfheim. Hier waren viele junge Damen des Frauenvereins tätig, die es sich nicht nehmen ließen, sich für das Wohl der Soldaten einzusetzen. Darunter auch Johanna Fentzling, die Tochter des Bürgermeisters, Elisabeth Kym, Tochter der Vereinspräsidentin, und Mathilde Dattler aus der Konditorei Dattler, deren einziger Bruder im letzten Kriegsjahr gefallen war.

Eine spezielle Aufgabe für die Samariterinnen des Lazaretts ergab sich auf Grund der durch Schopfheim geleiteten Truppentransporte an die Front. Hierbei teilten die

Vereinslazarett im Gebäude der Realschule Schopfheim: Schwestern des Frauenvereins 1916 beim Flicken und Bindenmangeln auf dem Schulflur (Museum Schopfheim: Inv. Nr. PH143c)

Damen unter Leitung der Vorstandsfrauen des Vereins Erfrischungen an die Soldaten aus, oft bis spät in die Nacht- bzw. Morgenstunden.

Den später durchfahrenden Verwundetenzügen reichten sie Speisen und Getränke. Diese Aktionen des Frauenvereins waren finanziert worden durch Spenden aus der Bevölkerung.

Beschäftigungstherapien für die Verwundeten

Während ihres Aufenthaltes im Lazarett gab es für jene, die sich beschäftigen wollten, viele Möglichkeiten zur Auswahl: Gartenarbeit – Schreinern – Schnitzen – Korbflechten – Sticken – Herstellen von Knüpfarbeiten – Anfertigen von Spielsachen für die Weihnachtsbescherung in der Kinderschule. Aus den von den Soldaten selbst gefertigten Arbeiten veranstaltete der Frauenverein jeweils einen Bazar. Der Erlös kam dem Roten Kreuz zu gute.

Vereinslazarett im Gebäude der Realschule Schopfheim: 1916 – Patienten und ihre Betten im Vorbereitungszimmer für den Physikunterricht. In den Schränken im Hintergrund befinden sich Gerätschaften für die entsprechenden Unterrichtsversuche (Museum Schopfheim: Inv. Nr. PH143h)

Vereinslazarett im Gebäude der Realschule Schopfheim: 1916 – Soldaten in einem Klassenzimmer beim Anfertigen von Flechtarbeiten und Stickereien als Teil der Beschäftigungstherapie für die rekonvaleszenten Patienten des Lazaretts. Zweite Schwester v. r.: Adelheid Bürgin vom Frauenverein Schopfheim (Museum Schopfheim: Inv. Nr. PH143g)

Unterhaltungsangebote für die Soldaten

Die Patienten des Lazaretts hatten eine ganze Reihe von Angeboten zur persönlichen Zerstreuung und Erholung. Es gab Vorträge, Feiern anlässlich des Geburtstages von Großherzog Friedrich II., Musikveranstaltungen, Militärkino und seit dem 15. Mai 1917 das Verwundetenheim im Gasthaus »Sonne«. Einen besonderen Zeitvertreib für die Soldaten boten die Ausflüge in die Umgebung von Schopfheim, zusammen mit den Vereinsdamen und Pflegerinnen des Lazaretts. Sie gingen zur nahgelegenen Schweigmatt und ins dortige Kurhaus, aber auch in die weitere Umgebung bis zum Kloster Weitenau und an den Waldsee bei Säckingen. Die Weihnachtsfeiern im Lazarett mit Gabenbescherungen für die Soldaten waren natürlich immer besondere Ereignisse im Jahresablauf. Mit ihnen wollten die Vereinsdamen, den von ihnen betreuten Verwundeten und Kranken, das Gefühl von Geborgenheit und Wärme geben, nach ihren bitteren Erlebnissen an der Front. Im Kriegsjahr 1917 scheint die Feier besonders groß und festlich gewesen zu sein, mit musikalischen Vorträgen von Schülern und der Vereinsdame Pfaff sowie der Darstellung einer ›lebenden‹ Krippe durch Soldaten zusammen mit Hilfsschwester Adelheid Bürgin. 407 Verwundete und Kranke wurden bei jener Feier durch den Frauenverein beschert.

Ein Ereignis besonderer Art widerfuhr dem Lazarett, als es die Ehre hatte, am 21. Oktober 1914 Großherzogin Hilda von Baden als Besucherin willkommen zu heißen!

Übernacht-Station des Frauenvereins

Ein weiterer Dienst im Rahmen seiner Kriegshilfe war die Errichtung einer Übernacht-Station des Frauenvereins im Festsaal des Gasthauses »Pflug« und später in der Turnhalle

Vereinslazarett im Gebäude der Realschule Schopfheim: 1916 – Schwestern und Patienten im Schulflur mit den Handarbeitserzeugnissen ihrer Beschäftigungstherapie (Museum Schopfheim: Inv. Nr. PH143b)

der Realschule. Sie existierte von Januar 1915 bis März 1916 und sollte durchreisenden Verwundeten eine Schlafmöglichkeit bieten. Insgesamt war die Station ausgerüstet für eine Aufnahme von max. 150 Verwundeten. Sie war im Ganzen zehn Mal bereitgestellt worden, während sie jedoch nur sechs Mal belegt war, mit insgesamt 291 Mann.

Care-Dienst: die Liebesgaben-Verschickung an die Soldaten im Felde

Die dritte große Aufgabe des Vereins im Rahmen seines Kriegsdienstes war der »Care«-Dienst: die »Liebesgaben«-Verschickung an die Soldaten im Felde. Mit Sammelspenden (»Liebesgaben«) aus der Bevölkerung, ergänzt mit Gaben, die aus der Vereinskasse angekauft worden waren, packten die Vereinsdamen in der Vorweihnachtszeit Liebesgabenpakete für die Soldaten. Hierfür stellte in der Regel die Fabrikantenwitwe und spätere Schopfheimer Ehrenbürgerin Frau Anna Kym-Krafft Räumlichkeiten in ihrem Haus zur Verfügung, dem einstigen Grether-Kymschen Palais an der Hauptstraße (gegenüber dem heutigen Drogeriemarkt).

Die Sammel- und Paketsendeaktionen waren meist landesweite Aktionen des Badischen Frauenvereins in Karlsruhe, des Roten Kreuzes oder anderer Institutionen, wobei offizielle Sammellisten mit empfohlenen Spenden und nicht erwünschten Gegenständen ausgegeben worden waren. Der hiesige Frauenverein organisierte dabei jeweils das Sammeln und Paketpacken in Schopfheim oder er wirkte als zentrale Sammelstelle für den Amtsbezirk Schopfheim. Ziel war immer, jedem badischen Soldaten im Feld ein Weihnachtspäckchen zukommen zu lassen. Im Jahr 1916 allerdings rief der Frauenverein auf, Weihnachtsgaben zu spenden speziell für die Verschickung von Liebesgaben an Schopfheimer Soldaten.

Insgesamt hatten die Mengen an Naturalgabenspenden mit fortschreitender Dauer des Krieges rapide abgenommen, denn die Rohstoff- und Nahrungsmittelknappheit griff allmählich um sich.

So hatte der Frauenverein Schopfheim im Laufe des Krieges eine ganze Anzahl von Liebesgaben-Sammlungen und -Verschickungen durchgeführt. Im Einzelnen waren das:

1. die Herbstsammlung 1914
Initiiert: landesweit
Zielgruppe: die Badischen Soldaten im Felde
Organisation: Frauenverein Schopfheim als zentrale Sammelstelle des Amtsbezirks

- Abgabe/Zusendung der Gaben bei/an Vereinspräsidentin Anna Kym-Krafft, Hauptstr. 48
- Verpacken der Gaben durch den Frauenverein zu tragbaren Päckchen (auch Kisten und Säcke waren zugelassen)

– wöchentlicher Transport per Bahn über Lörrach/Basel zur Hauptsammelstelle des XIV. Armeekorps oder zur Etappenkommandantur Müllheim (jeden Dienstag/ 8 Uhr fuhr ein Zug ab Zell i. W. mit einem besonderen Wagon, der alle in der Region Wiesental gesammelten Spenden aufnahm und nach Lörrach brachte)
– die Regimenter quittierten jeweils den Erhalt der Gaben

Sammelliste:
Zur Sammlung empfohlen waren Socken – Leibbinden – Unterzeug – Flanellhemden – Taschentücher – Schokolade – Tee – Kaffee – Kakao – Tabak – Dauerwurst – Arrak/Rum/ Kirschwasser u. ä. gegen Magenverstimmungen.

Gabenliste:
Beim Frauenverein gingen bis zum 3. Oktober 1914 folgende Liebesgaben ein:

6 Unterhosen	13 Konservenbüchsen (Milch)
66 Paar Socken	1 geräucherte Wurst
24 Hemden/ Unterleibchen	10 Fl. Cognac bzw. Kirschwasser
13 Leibbinden	? Schokolade/ Pfefferminz
10 Paar Pulswärmer	660 Zigarren
12 Fußlappen	200 Zigaretten
2 Halstücher	17 Wolldecken
30 Taschentücher	

Alle diese Gaben wurden durch die Damen des Frauenvereins verpackt zu insgesamt 20 Päckchen, 1 Schachtel und 2 Kisten.

Das Großherzogtum Baden schickte bei der Herbstsammlung 1914 an seine Truppen insgesamt 20 Zugwagons mit
8000 Leibbinden
9600 Pulswärmern
17000 Unterhosen
22400 warmen Hemden
30000 Taschentüchern
53000 Wollsocken
395000 Zigarren

2. die Weihnachtssammlung 1914
Initiiert: landesweit
Zielgruppe: die Badischen Soldaten im Felde
Organisation:
– Abgabe von Naturalien beim Frauenverein Schopfheim (Haus der Vereinspräsidentin)
– Abgabe von Geldspenden bei der Druckerei Gg. Uehlin/Schopfheim

Sammelliste:
Die Bevölkerung war aufgerufen worden folgende Dinge zu spenden: warme Hemden – warme Unterhosen – wollene Socken – Taschentücher – Pulswärmer – Leibbinden – Zigarren – Zigaretten – Tabak – Tabakpfeifen – Schokolade – Zucker – Lebkuchen – Springerle – getrocknetes Obst – eingekochtes Obst – geräucherter Speck – Dauerwurst – Kerzen – Postkarten – Bleistifte – Taschenlampen mit Ersatzbatterien – Seife – Hosenträger.

Von Schopfheim gingen alles in allem 218 Pakete für die erste Kriegs-Weihnachtssammlung ab.

3. die Weihnachtssammlung 1915
Initiiert: landesweit
Zielgruppe: die Badischen Soldaten im Felde
Organisation:
– der Landesverband des Roten Kreuzes stellte die Päckchen-Schachteln zur Verfügung
– die Schachteln sollten von der Bevölkerung selbst gefüllt werden, jede im Wert von ungefähr drei bis fünf Mark

Vereinslazarett im Gebäude der Realschule Schopfheim: Soldaten beim Essen im Schulflur 1916 (Museum Schopfheim: Inv. Nr. PH143e)

Ausflug des Frauenvereinslazaretts Schopfheim auf die Schweigmatt. Im Hintergrund das dortige Kurhaus mit rekonvaleszenten Soldaten mit Damen des Frauenvereins, Sept. 1915 (Privatbesitz Prof. Wolfgang Sehringer; Kopie: Museum Schopfheim: Inv. Nr. PP186)

- in Schopfheim konnten die Schachteln beim Frauenverein im Hause der Vereinspräsidentin abgeholt und dort bis Ende November des Jahres wieder gefüllt abgegeben werden
- Adressen waren auf den Päckchen verboten, da eine persönliche Zustellung bei der zu erwartenden Menge unmöglich gewesen wäre

Sammelliste erwünschter Gaben:
Wollsocken mit Baumwollschaft – warme Hemden – warme Unterhosen – Taschenmesser mit Korkenzieher und Büchsenöffner – Uhrenarmbänder oder Taschenuhren – Mundharmonikas – Taschentücher – Hosenträger – Taschenlampen mit Ersatzbatterien und -lämpchen – Zahnbürsten – Zahnputzmittel – Tabakspfeifen – Tabak – Zigarren – Kämme – Haarbürsten – Taschenspiegel – Löffel – Gabeln – Erfrischungsgutsel – Pfefferminz – Schokolade – Lesestoff – lieber Gruß an den Unbekannten – Antwortkatrte mit Adresse des Absenders

Sammelliste nicht erwünschter Gaben:
Schnaps – Likör – Staucher – Kopfschützer – Ohrenschützer – Brustschützer – Kniewärmer – Leibbinden – Speck – Wurst und andere verderblichen Esswaren

Sammelliste streng verbotener Gaben:
Feuerzeug mit Benzin- oder Ätherfüllung – Streichhölzer – Benzin – Äther – alles Feuergefährliche und Explosive – alle Medikamente

Der Frauenverein Schopfheim schickte für diese Liebesgabensammlung 2000 gefüllte Schachteln an den Landesverein nach Karlsruhe.

4. die Weihnachtssammlung 1916
Initiiert: vom Landesverband des Roten Kreuzes
Zielgruppe: die Schopfheimer Soldaten im Felde
Organisation:
- das Rote Kreuz stellte in ganz Baden Päckchen-Schachteln in der vorgeschriebenen Größe von 20 x 12 x 6 cm zur Verfügung
- der Frauenverein führt für diese Liebesgabenverschickung in Schopfheim eine Haussammlung durch, zusammen mit der Stadtverwaltung

Sammelliste:
Vom Roten Kreuz als Gaben empfohlen waren dieses Mal: Hosenträger – Zahnbürsten – Zahnpulver – Taschenspiegel – Haarbürsten – Kleiderbürsten – Stiefelbürsten – Nähkästchen – Sicherheitsnadeln – Brustbeutel – Geldtäschchen – Brieftaschen – Taschenmesser – Lampen mit Ersatzbatterien – Mundharmonikas – Kartenspiele – Taschenspiele (Schach/Halma/Domino) – Lesestoff – Notizbuch – Briefpapier – Postkarten – Bleistifte – Essbestecke – Löffel – Büchsenöffner – Marmelade – eingemachte Früchte – gedörrte Früchte – Bouillonwürfel – Heringe – Rollmöpse – Räucherfische – Fruchtsäfte – alkoholfreie Getränke – Bier – Rotwein – leichter, unverfälschter Landwein – Zigarren – Zigarrentaschen – Zigaretten – Tabak – Tabakspfeifen – Weihnachtsgebäck und Schokolade je nach örtlicher Beschaffungsmöglichkeit

Gabenliste:
Für die bei der Haussammlung erhaltenen Geldspenden erwarb der Frauenverein Schopfheim, zusammen mit der Stadtverwaltung, in 30 verschiedenen Schopfheimer Läden folgende Gaben für die Weihnachtspaket-Verschickung in diesem Jahr:

12 Paar Zehenwärmer	50 Mappen Briefpapier
3 Schlauchmützen	10 Mappen Feldpostkurzbriefe
60 Paar Hosenträger	10 Block Feldpostkarten
230 Taschentücher	2 kg Suchard-Schokolade
24 Spiegel	15 kg Blockschokolade
31 Brustbeutel	115 Tafeln Schokolade
3 Papiergeldtäschchen (Leder)	430 Lebkuchen
4 Brieftaschen	50 St. Pfefferminz
52 Messer	25 P. Salmiakpastillen
7 Mercator-Armeedolche	27 P. sonstige Pastillen
6 Nickelketten	6 Tabakspfeifen
3 Taschenlampen	280 Päckchen Tabak
20 Batterien	2 Zigaretten-Etuis
3 Uhrenarmbänder	250 Schachteln Zigaretten
6 Musiken (Mundharmonika?)	98 P. Stumpen
405 Bücher (Fendrich, Ein Wort)	160 P. »Flora«-Stumpen
3 Merkbücher	3 Kistchen Zigarren
44 Notizbücher	20 P. »Rio Grande«-Zigarren
100 Bleistifte	60 P. »Hindenburg«-Zigarren
3 Briefmappen	

Bei der Weihnachtssammlung des Jahres 1916 wurde darauf Wert gelegt, dass weder Wollsachen (wegen Schonung der Rohstoffe in der Heimat) noch verderbliche Waren zur Liebesgabenverschickung genommen wurden. Außerdem sollten keine Dinge verschickt werden, an denen Mangel in der Heimat herrschte. Dieses Jahr konnte der Frauenverein Schopfheim deshalb nur noch 1000 Liebesgaben-Schachteln an den Landesverein schicken. Die Verknappung der Rohstoffe und Nahrungsmittel machte sich nun deutlich bemerkbar.

Zur Weihnachtssammlung 1917 konnte der Frauenverein Schopfheim wieder etwas mehr gefüllte Päckchen verschicken, nämlich ganze 1100 Stück, während im Zusammenhang mit der Weihnachtssammlung 1918 bereits viele der Gaben direkt an die aus dem Krieg heimkehrenden Soldaten verteilt worden waren.

Quellen und Literatur:

Eberlin, August: Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung. Schopfheim, 1878.

Mitteilungen des Gesamtvorstandes des Badischen Landesvereins vom Roten Kreuz, Nr. 4 (1909). Stadtarchiv Schopfheim/Akten-Standort: S/390-2.

Privat-Archiv Prof. Wolfgang Sehringer/Schopfheim.

Schmid, Ulla K.: Der Frauenverein Schopfheim. In: Jahrbuch Schopfheim 1995, S. 9 ff.

Dies.: Fremdnutzungen der Realschule Schopfheim 1908–22, in: Schopfheimer Museumsschriften Nr. 30, Schopfheim 1995.

Dies.: Im Dienste der Schwächeren: Erinnerungen an den einstigen Frauenverein Schopfheim gegr. 1855, in: Schopfheimer Museumsschriften Nr. 31, Schopfheim 1995.

Dies.: Mit Glanz und Gloria. Erinnerungskultur im Deutschen Kaiserreich, in: Schopfheimer Museumsschriften Nr. 69, Schopfheim 2014.

Stadtarchiv Schopfheim: Bestand »Statthalter von Schopfheim/Markgräfler Tagblatt« ab 1864; Ratsprotokolle der Stadt/1839–44 (B/110); Bestand Schopfheim-Alt: AZ XX.51: Akten des Frauenvereins Schopfheim (Schriftverkehr m. d. Landesvorstand d. Bad. Frauenvereins u. Ortsfrauenvereinen/1913–20 [S/390–1]; Krankenpflegekurse, Helferinnen/1905–19 [S/390–2]; Freiw. Fürsorger/1859–1936 [S/390–3]; Jahresberichte/1910–19 [S/390–4 bis 6]; Verleihung des Arbeiterinnenkreuzes/1893–1913 [S/390–7]; Landkrankenpflege/1877–1914 [S/390–11]; Hauspflege/1905–18 [S/390–16]; Wochenpflege/1902–39 [S/390–17]; Zwangserziehung/1887–1913 [S/390–18]; Kochkurse/1912–19 [S/395–11]; Säuglingsfürsorge/1911–13 [S/395–18]; Säuglings- und Wochenfürsorge/1918–19 [S/396–1]; Unterstützung armer Konfirmanden u. Erstkommunikanten/1899–1919 [S/397–6]; Frauenarbeitsschule. Zeugnisse der Lehrerinnen/1891–97 [S/395–14]; Frauenarbeitsschule Schopfheim/1895–1945 [S/124–1 u. 6]; Aufstellung der Voranschläge d. Frauenarbeitsschule/1895–1916 [S/395–15]; Frauenarbeitsschule: Besetzung d. Lehrerinnenstelle/1907–26 [S/124–4]; Frauenarbeitsschule: Jahresberichte, Rechenschaftsberichte, Unterhaltung d. Schule/1905–22 [S/124–5]; Frauenarbeitsschule/1895–1953 [S/124–19]; Beaufsichtigung d. Industrie- u. Haushaltungsunterrichts. Auszeichnungen der Schülerinnen/1905–17 [S/395–16]; Flickkurs und Kochkurs/1888–1913 [S/395–12]; Krüppelfürsorge/1908–17 [S/399–2]; Allgemeines/1896–1908 [S/124–3]); AZ XX.53: Freiwillige Krankenpflege im Mobilmachungsfalle. Vereinslazarett/1895–1914 (S/390-15); AZ IX.711: Weihnachtssendungen an Krieger/1916–18 (S/288–15); AZ IX.64: Einrichtung einer Übernachtungs-Station für Verwundete/1915–19 (S/291–3).

Wolff, Erika: Damals in Baden. Erinnerungen 1904–1925. Heidelberg 1990.

Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden im 19. und 20. Jahrhundert [Kat.]. Bd. 1. Karlsruhe/Berlin 1993.

Zeitzeugen-Interviews: Elisabeth Grether, geb. Ruser (Fahrnau); Irma Maurer, geb. Greiner (Schopfheim); Emma Schmid, geb. Keller (Fahrnau u. Raitbach); Luise Metzger, geb. Gallher (Schopfheim); Hanni von Kayser, geb. Herbster (Schopfheim); Elsa Jost (Hasel); Prof. Wolfgang Sehringer (Schopfheim); Elisabeth Grässlin (Schopfheim).

Dr. Ulla K. Schmid
Museum der Stadt Schopfheim
Wallstraße 10
79650 Schopfheim
u.schmid@schopfheim.de

Wärme in der Weihnachtszeit

Soldatenmütter und Soldatenstuben

Dominik Wunderlin

Eine aktuelle Karte Mitteleuropas, welche in einheitlicher Farbe die Staaten zeigt, welche Mitglied der EU sind, und eine historische Karte, welche die in den Ersten Weltkrieg verwickelten Länder ebenfalls kenntlich macht, zeigen das gleiche Bild: Mitten drin ein weißer Fleck: die Schweiz. Es wäre nun natürlich eine verfehlte Annahme, dass während den gut vier Kriegsjahren in der Schweiz alles seinen normalen Gang genommen hätte. Sie konnte sich zwar aus der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts heraushalten, aber sie war vom Großen Krieg doch in vielfacher Hinsicht betroffen. Der Beitrag analysiert die Belastungen (inklusive harten Rationierungen und Anbauschlacht) vor denen die Alpenrepublik stand.

Der Vergleich mag hinken: Eine aktuelle Karte Mitteleuropas, welche in einheitlicher Farbe die Staaten zeigt, welche Mitglied der EU sind, und eine historische Karte, welche die in den Ersten Weltkrieg verwickelten Länder ebenfalls kenntlich macht, zeigen das gleiche Bild: Mitten drin ein weißer Fleck, die Schweiz.

Es wäre nun natürlich eine verfehlte Annahme, dass während den gut vier Kriegsjahren in der Schweiz alles seinen normalen Gang genommen hätte. Sie konnte sich zwar aus der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts heraushalten, aber sie war vom Großen Krieg doch in vielfacher Hinsicht betroffen. Selbstverständlich erlitt das Schweizervolk Leid und Not bei weitem nicht in jenem Ausmaß wie die kriegsführenden Nachbarländer, aber es gab sie mit fortschreitender Dauer des Krieges immer größere Belastungen (inklusive harten Rationierungen und Anbauschlacht) und stellte somit die Alpenrepublik insgesamt auf eine harte Probe.

»Es dunkelt. Eine schwarze, schwere Wolke
Erhebt sich dräuend über unserm Volke.
Der Donner rollt und grollt. Die Blitze lohn.
Das Felsenhaupt erhebt; Lawinen drohn.
Doch fest als Schutzwald steht, als starke Wehr,
Voll Mannesmut das treue Schweizerheer.
Wie den Lawinen trotz der mächt'ge Tann,
Steht wetterfest als Grenzwacht Mann an Mann.«

Gedichte und Erzählungen, Zeichnungen, Grafiken und Gemälde, oft geschaffen von Laien, die ins Feld und unter die Waffen gerufen wurden, vermitteln durchaus einen Eindruck von der herrschenden Stimmung. Bei kritischer Betrachtung und in Kenntnis des Kontextes ist manches geschönt, anderes patriotisch überhöht. Vorstehende Strophe aus dem Gedicht »Unser Volk in Waffen« eines Heinrich Hugendubel, eines zweifellos als Soldat dienenden Gelegenheitsdichters, trifft den Tonfall, wie ihn die schweizerische Regierung, der Bundesrat, und die obersten Führer der Armee, gerne hörten.[1]

Soldatenalltag in der Schweiz: singen, musizieren, rauchen, warten; Titelbild von »Humor und Gemüt bei unseren Soldaten« (Basel 1915; Privatbesitz)

Und man(n) sagte auch nicht immer die Wahrheit! Noch 1916 ließ sich Bundesrat Felix Calonder, Vorsteher des Departements des Innern, verlauten, dass die Schweiz vor allem dank »der guten Vorbereitung des Heeres […] gefestigt und geläutert aus diesem Krieg hervorgehen« würde.[2] Tatsächlich war die Armee schlecht vorbereitet, als der Bundesrat am 31. Juli 1914, also am Vorabend des Bundesfeiertages, die Kriegsmobilmachung der ganzen Armee auf Montag, den 3. August, anordnete und somit 220 000 Mann und 45 000 Pferde unter die Fahnen rief. Rasch war indes klar, dass es an allen Ecken und Enden fehlte: So gab es keine brauchbare schwere Artillerie, bei den Munitionsvorräten bestanden große Lücken, die Ausrüstung der Truppen war mangelhaft, die Anzahl benötigter Hufeisen war nicht vorrätig und die Truppenunterkünfte erwiesen sich als zumeist miserabel und vor allem nicht wintertauglich. Im Bericht über den Aktivdienst 1914–1918, den General Ulrich Wille, der oberste Heerführer, der Bundesversammlung erstattete, wurde deutlich, dass im August 1914 ein offener Waffengang gegen die Schweiz »das frühere oder spätere Versagen vor dem Feinde gebracht hätte«.[3] Und in einem internen Papier vertrat im Dezember 1916 der Unterstabschef im Armeestab nach einem Besuch des serbischen Kriegsschauplatzes die Meinung, dass die Schweizer Armee bei einem ernsten Waffengang nach kurzer Zeit zusammengebrochen wäre.[4]

Aber nicht nur die Armee war hinsichtlich Ausrüstung und Ausbildung schlecht vorbereitet, sondern das Land hatte auch keine kriegswirtschaftliche Vorsorge getroffen. Die eklatante Sorglosigkeit beruhte auf einer damals bekanntlich nicht nur in der Schweiz bestehenden Fehleinschätzung der Dauer eines künftigen Krieges und der ohnehin beschränkten Möglichkeiten eines Milizheeres, das in den vergangenen Krisensituationen (zuletzt 1870/71) stets nur für eine befristete Dauer gefordert war. So mangelte es bei Kriegsbeginn an Getreide, Kohle und an vielen Rohstoffen. Es gab zwar schon vor 1914 Diskussionen über eine staatliche Vorsorge, doch sie verliefen im Sande, weil das dominante Bürgerlager einerseits zu viel Staat ablehnte und selbst im Bundesrat die Meinung herrschte, dass man sich – klar im Widerspruch zum Neutralitätsbekenntnis – bei einem länger dauernden Krieg sicher auf die Seite einer Kriegspartei stellen müsste und dann auch mit dem Notwendigen versorgt würde …![5]

Obwohl es in weiten Kreisen der deutschschweizerischen Bevölkerung und bis in die

Generalität hinauf unmissverständlich gezeigte Sympathien für Deutschland und Österreich gab und zeitgleich in der Romandie das Herz für Frankreich schlug, kam es nie zu einer offenen Anlehnung. Gefährlich breit war aber in dieser Zeit der Graben zwischen den Sprachregionen. Als Kämpfer gegen ein Auseinanderbrechen der Schweiz profilierte sich im Dezember 1914 der nachmalige Literaturnobelpreisträger Carl Spitteler mit seinem Appell »Unser Schweizer Standpunkt«.[6] Er schuf sich dadurch unter Deutschlands Intellektuellen ebenso Ächtung wie der Maler Friedrich Hodler, der mit 120 Westschweizer Kulturschaffenden gegen das rücksichtslose Vorgehen der deutschen Armee gegenüber Kulturschätzen (namentlich der Kathedrale von Reims) offen protestierte.

So blieb die Schweiz während der Kriegsjahre eine »Insel der unsicheren Geborgenheit«, ja es war in der Tat die Zeit, in welcher ein Inselgefühl entstand, das sich in der Folge zu einem mentalen Réduit entwickelte, das auch aktuell das Verhältnis insbesondere zu den europäischen Nachbarn bestimmt.[7]

Rollenaufteilung

Der erste große Krieg des 20. Jahrhunderts ging zwar an der Schweiz vorbei,[8] doch die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen ließen niemand unberührt, ja mancher war auch in schweren Gedanken bei ausländischen Verwandten oder bei jungen Männern, die man als Arbeitskollegen kennen gelernt hatte und die um den 1. August 1914 dem Ruf des Vaterlandes gefolgt waren. Viele schriftliche Zeugnisse von Schweizer Wehrmännern belegen aber auch, wie froh sie waren, dass sie bei diesem relativ schwer verständlichen Krieg im Grenzdienst eine oft triste Eintönigkeit erdulden und nicht irgendwo in Flandern in Schützengräben um ihr Leben bangen mussten. Wer in diesen Tagen und Wochen des Zentenariums die überall in den Blick geratenden Fotografien vom Leiden und Sterben von Menschen in Schützengräben und Lazaretten betrachtet, kann sich dennoch nicht einer gewissen Nachdenklichkeit erwehren, wenn er nebst Fotos von Soldaten bei Schanzarbeiten, auf harten Gebirgsmärschen und in Schießbereitschaft auch fröhliche Wehrmänner beim Sonnenbad, bei Tanz und beim Kartenspiel sieht.[9] Zwar sieht man Uniformierte auf manchen Fotos auch im Ernteeinsatz, doch sind die Zeugnisse zahlreicher, die zeigen, wer mit dem Tag der Generalmobilmachung in Haus und Hof für wirtschaftliche du gesellschaftliche Normalität des Kriegsalltags sorgen musste: die Frau.

»Frauen arbeiten und Landwehrleute jassen! Es ist nach Jahren kaum noch zu beschreiben, was das heissen will, wenn eine Bauersfrau plötzlich, ich möchte fast sagen, von allen guten Geistern verlassen, allein und ratlos mitten in einem grossen Betriebe steht. […] Endlich hatte mein Mann Urlaub. Doch wie ich ihn lachend erzählen hörte, wie es die Landwehrler gut hätten, wie sie die Zeit totschlügen mit Böcklispringen, Betten-Sonnen, Jassen, wie sie rauchend und nichtstuend herumhockten, während ihre Frauen daheim in der Arbeit fast ertranken und kaum die nötige Nachtruhe fanden, da hätte es fast zu einer ernsthaften Missstimmung in unserem Eheleben gereicht.«[10]

Besonders erschwerend für den Kriegsalltag war, dass die Soldaten zwar einen Tagessold von 80 Rappen erhielten, der für drei kleine Gläser Bier und ein Päckchen Zigaretten reichte, aber es gab weder eine Militärkrankenkasse noch einen Lohnersatz während der Dienstzeit, womit die Familie hätte

ernährt werden können. Und die tatsächlich existierende, gesetzlich geregelte Wehrmännerunterstützung roch zu sehr nach Armengenössigkeit, zumal sie beantragt werden musste, und wurde darum oft nicht in Anspruch genommen. Besonders betroffen waren die Frauen auch durch das bei Kriegsbeginn außer Kraft gesetzte Fabrikgesetz, das Verschlechterungen bei den Arbeitsbedingungen zur Folge hatte bis hin zu Lohnsenkungen.

Gleich schon mit einem bundesrätlichen Aufruf Anfang August 1914 wurde unmissverständlich die Rollenaufteilung von Mann und Frau in diesem Krieg festgelegt: Der Mann hat dem Vaterland als Wehrmann zu dienen, die am häuslichen Herd Zurückgebliebenen sollen Ruhe und Besonderheit bewahren und den Behörden vertrauen.[11]

Trotz dieser klaren Festlegung der Rollen und zugleich des klaren Signals, weiterhin von politischer Verantwortung ausgeschlossen zu bleiben, reagierten die Frauen nicht mit Passivität sondern mit einer Selbstmobilisation. Federführend waren die zahlreichen, meist karitativen und ehrenamtlich geführten Frauenverbände unterschiedlicher Ausrichtung.[12] Zu ihren Aufgaben machten sie unter anderem die Gründung von Beratungs- und Fürsorgestellen, Kriegswäschereinen und Soldatenstuben. Letzteren wollen wir uns im Nachfolgenden vor allem zuwenden.

Abstinenzler wider die Übelstände

Wie erwähnt erfolgten die Kriegsmobilmachung und der Marsch in den Grenzdienst nicht perfekt, aber doch erstaunlich ruhig und zudem ohne Hurrastimmung.[13] »Stumm marschierten wir durch den Spalier. »Hoch die Armee« oder »Vive la Suisse« schrie keiner, höchstens unterbrach so eine Gans die feierliche Stille mit dem Rufe »Tschau Heiri, schrib dänn gli.«[14] Die Möglichkeiten, einen Brief nach Hause zu schreiben, mussten dann aber erst noch geschaffen sein, wie sich rasch zeigte. Denn was die Wehrmänner namentlich in der Nordwestschweiz und im Jura antrafen, war wenig erfreulich. Dort »waren in all den Dörfern […] Soldaten untergebracht; Schulhäuser, leere Fabriken, auch Bauernhäuser waren belegt. Die Mannschaften waren oft in Scheunen und Ställen in stickiger Luft so eng beisammen, dass sie knapp Platz zum Liegen hatte; Aufenthaltsräume gab es kaum. Im Sommer, als man sich im Freien aufhalten konnte, hatte man diesen Zustand toleriert; mit einbrechender Herbstfeuchtigkeit und Winterkälte wurde er unerträglich. Die Soldaten drängten sich in die oft einzige Wirtschaft des Ortes, wo sie sich bei Schnaps und Wein erwärmten.«[15] Hinzu kam, dass die Tagesrationen nicht gerade üppig waren und von den Küchenchefs oft unsorgfältig zubereitet wurden.

Da es die Armee zunächst nicht als ihre Aufgabe ansah, sich um diese Übelstände zu kümmern und vor allem kein Interesse daran zeigte, wie und wo die Soldaten ihre dienstliche Freizeit verbrachten, wurden noch im August 1914 an einigen Orten Initiativen zum Wohle der Wehrmänner ergriffen. So eröffnete ein Damenkomitee in Delémont eine Soldatenstube, die dort zu gegebener Zeit auch eine Weihnachtsbescherung durchführte. Abstinente Frauen sorgten sich schon früh auch in Basel, in Bière (Kanton Waadt) und in Thalwil (Kanton Zürich) um das leibliche und alkoholfreie Wohl der der Soldaten.[16] Etwas Erfahrung hatte auch das Blaue Kreuz, das bereits 1882 in Lausanne ein Soldatenhaus eröffnete. Diese Abstinentenorganisation richtete dann in der Romandie während

des Weltkrieges zusammen mit der 1913 gegründeten Militärkommission des Christlichen Vereins Junger Männer (CVJM) 15 weitere Häuser ein.[17]

Zur wichtigsten und größten Organisation wurde aber noch 1914 der »Schweizer Verband Soldatenwohl«. Gegründet wurde er allerdings im Herbst 1914 in Zürich unter dem Namen »Verband gemeinnütziger Vereine für alkoholfreie Verpflegung der Truppen« als zielgerichtete Organisation von sechs deutsch-schweizerischen Abstinentenvereinen,[18] darunter war auch der Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften. An der Sitzung vom 24. Oktober war dank einem spontanen Entschluss[19] die ehrgeizige und energische 33-jährige Journalistin Else Spiller anwesend. Als sie hörte, dass man nicht richtig vorankam mit der Umsetzung des erklärten Verbandszieles, übernahm es Else Spiller, das Anliegen einflussreichen Leuten in der Bundeshauptstadt Bern vorzustellen. Als sie am 9. November in Bern Bundesrat Ludwig Forrer, ihr einstiger Vormund, nicht antraf, bat sie ihren einstigen Armeearzt Oberst Hauser um ein Gespräch. Er zeigte sich zunächst wenig erbaut, da er nach zahlreichen Eingaben von Sittlichkeitsvereinen befürchtete, dass sich nun eine Sittlichkeitsdame bis an seinen Schreibtisch herangewagt hatte. Da ihm aber einige ihrer Artikel in der »Neuen Zürcher Zeitung« in guter Erinnerung geblieben sind, warf er sie nicht aus dem Büro sondern hörte ihrem Anliegen zu. »Ein heftiges Zucken« auf seinem Gesicht verursachte allerdings der Begriff »alkoholfrei«, denn es schien ihm außerordentlich wichtig, dass die Weinbauern nicht um ihren Verdienst gebracht wurden.[20]

Else Spiller in einem Stabsauto unterwegs im Jura
(Repro aus: Schnyder 1975)

Die Überzeugungsarbeit war überraschend erfolgreich und beanspruchte nur einen Tag. Oberst Hauser sorgte dafür, dass die Armeespitze und die Bundesbehörden die Bestrebungen des Verbandes sogleich unterstützen. Der Armeearzt höchstpersönlich zeigte ihr auch ein bereits bestehendes Modell im Sanitätsdepot Bümpliz bei Bern: Hier führte ein holländisches Ehepaar eine alkoholfreie Soldatenstube und hier erkannte Else Spiller, dass es nicht beim Ausschank von Kaffee und Verkauf von Gebäck bleiben dürfe, sondern dass es ein behaglicher Ort sein müsse, wo man ungezwungen plaudern, lesen und schreiben könne.[21]

Förderlich für den raschen Durchbruch der Idee war, dass der Verband bereits am 14. November seinen Namen auf »Schweizer Verband Soldatenwohl« änderte. Aber auch der große Optimismus von Else Spiller war hilfreich, die notabene in nicht einmal vier Wochen die Zügel beim Verband an sich zog. Mit

Die weihnachtliche eingerichtete Soldatenstube von Bassecourt (© Schweizerisches Bundesarchiv: E27#1000/721#14095#5036)

einem Empfehlungsschreiben von Bundesrat Forrer und in Begleitung eines Divisionsarztes begab sie sich am 19. November in einem Armeeauto in den Jura auf Rekognoszierungstour. Da sah sie mit eigenen Augen, wie trostlos sich das Soldatenleben gestaltete, und sogleich suchte sie nach geeigneten Räumen für die Nutzung als Soldatenstuben. Rasch waren erste Objekte gefunden und mit dazu abkommandierten Soldaten wurden mit bescheidenen Mitteln eine Turnhalle und eine alte Uhrmacherwerkstatt zu Soldatenstuben ausgebaut. Am 23. November eröffneten in Bassecourt und im benachbarten Glovelier die allerersten Soldatenstuben des Verbandes. Die für sechs berechneten Kuchenvorräte waren in zwei Stunden in den Mägen der Wehrmänner verschwunden.[22]

Nun gab es kein Halten mehr: Bis zur Jahreswende 1914/1915 hatten 41 Soldatenstuben ihre Türen geöffnet. Bis Kriegsende wurde an rund 1000 Standorten – oft nur vorübergehend – gewirtet, simultan waren maximal 170 Soldatenstuben in Betrieb; einige waren permanent in Betrieb und wurden – an großen Waffenplätzen – auch in Friedenzeiten weitergeführt. Die Leitgedanken waren klar: alkoholfreier Betrieb, günstig, aber hohe Qualität, Leisten eines Beitrages gegen den Alkoholmissbrauch[23] und Schaffen eines behaglichen Ortes, der auch ohne Konsumzwang zum Lesen, Schreiben und Spielen aufgesucht werden konnte. Dafür organisierte man auch eine kleine Bibliothek und ein Angebot an Spielen.

In allen Teilen positiv entwickelte sich die Zusammenarbeit mit der Armee. Sie sorgte für Brennmaterial, Beleuchtung und Transporte, kam für die Verpflegung der Soldatenmutter auf, stellte Hilfskräfte beim Einrichten und Ordonnanzen zur Mithilfe und unterstützte den Verband erfolgreich, als er sich auch der Soldatenfürsorge (inklusive Arbeitsvermittlung) und der Verteilung von Wäschestücken annahm; letzteres war eigentlich Aufgabe des Roten Kreuzes, die aber nur unzureichend funktionierte. Die Soldatenmütter wurden durch den Verband rekrutiert und entlohnt. Sie waren in der Schweiz die ersten Hausfrauen als Berufstätige[24] und wurden monatlich durch Inspektorinnen kontrolliert.

Die Finanzierung des Betriebes der Soldatenstuben (inklusive Mobiliar und Kücheneinrichtung) erfolgte teilweise durch die bescheidenen Einnahmen, aber auch durch Fonds und Spenden sowie durch die Armee. Im Schlussbericht von 1920 konnte der Verband befriedigt feststellen, dass die Soldatenstuben von mehr als 15 Millionen feldgrauen Gäste aufgesucht worden waren, die durch-

schnittlich im Monat unter anderem 60 000 Liter Milch, 70 000 Flaschen Süßmost, 150 000 Liter Kaffee und 100 000 Liter Tee tranken.[25]

Eine Zeitzeugin berichtet

Diese Zahlen sind eindrücklich. Da nach Entschärfung der Bedrohungslage die jeweils gleichzeitig unter der Fahne stehenden Wehrmänner bis Herbst 1918 auf noch 20 000 Mann reduziert werden konnte, dürfte mancher Soldat die Soldatenstuben öfters frequentiert haben. Daneben gab es aber zweifellos auch jene, welcher lieber in eine ›Beiz‹ (Wirtshaus) als in eine Kaffeestube sitzen wollten oder diese Einrichtung generell ablehnten. So gab es auch die Lästermäuler: »Montavon, welche Ortschaft! Welches Kaff! Kaum 200 Einwohner und unter diese kaum 200 Einwohner sollte ein kriegsstarkes Bataillon Soldaten von über 800 Mann versorgt werden? Gekennzeichnet war das Kaff dadurch, dass sich darin nicht einmal eine Wirtschaft befand. Ein Dorado für Abstinenten – eine Oase im Geiste des Zürcher Frauenvereins.«[26]

Trotz dem Stellenwert, den die Soldatenstuben und andere fürsorgerische Einrichtungen während dem Krieg hatten, haben diese in der Erinnerungskultur einen erstaunlich geringen Niederschlag gefunden. Neben Berichten und Schriften der involviert gewesenen Verbände und direktbeteiligt gewesener Frauen findet sich recht wenig. Regula Stämpfli sieht in der bei den Zeitzeugen maximalen »Priorität des Grenzschutzes und mit ihm der Soldaten eine Bestätigung der politischen Dominanz der Männer, »die sich darüber hinaus mit ihren Geschlechtsgenossen aller Klassen und du Schichten in den Strohlagern zu verbrüdern wussten. Nicht die zahlreichen gewaschenen Socken und Hemden, die Soldatenpäckchen und -weihnachten wurden in der Erinnerung (und damit in der Geschichte) aufbewahrt, sondern der selbst der kargsten Soldatenmonotonie innewohnende hehre Geist des Militärdienstes. Die Mütter, Schwester und Ehefrauen blieben von diesen verbindenden Erlebnisse und der Geschichte ausgeschlossen.« [27]

Schweizer. Verband Soldatenwohl

Preisliste

	Per Tasse
Thee mit 2 Zucker	5 Cts.
Kaffee mit Milch	10 „
Kaffee schwarz mit 3 Zucker	10 „
Milch	10 „
Schokolade	15 „
Sirup, per 2 Dz. Glas	10 „
Mineralwasser per Flasche	15 „
Alkoholfreien Most, 2 Dezl.	15 „
Alkoholfreien Apfelwein, Fl.	25 „
Gebäck	5–20 „
Butter per Portion	10 „
Konfitüre per Portion	10 „

Brot kann mitgebracht werden.
Für Kartenspiele werden 30 Cts. deponiert.
Keine Trinkgelder.

Preisliste für eine Soldatenstube (Repro aus: Schnyder 1975)

Dasselbe und dazu ergänzend gilt weitgehend auch für die Soldatenstuben und die »Chalets du soldat«. Umso wertvoller sind darum die allerdings erst 20 Jahre nach Kriegsende in deutscher Originalsprache und in einer französischen Übersetzung publizierten »Erinnerungen einer Soldatenmutter«, die ein ergreifendes Bild vom Alltag einer jungen Frau geben, die von Juni 1915 bis in die Zeit der grassierenden ›Spanischen Grippe‹ im

Die Soldatenstube beim Fort Gondo auf dem Titelbild der Aufzeichnungen von Else Hess-Fischer (Sammlung Museum der Kulturen Basel)

»stolzen Dienste am gemeinsamen Vaterland« war.[28] Wir erfahren in ihrem Bericht auch, wie sie etwas Weihnachtsfreude in die feldgraue Umgebung zauberte und wie ehrlich bemüht sie war, »alle Arbeit mit Lust und Liebe zu tun, und jeden Tag legte ich mir die Gewissensfrage vor, ob ich dem obersten Ziel des Verbandes »Soldatenwohl« im wahren Sinne gedient habe.« (S. 9) Elsa Fischer, in deren Alltag als Soldatenmutter wir hier Einblick bekommen, war gewiss nicht die einzige, die stets freundlich und hilfreich blieb, aber offenbar auch die Distanz wahren konnte. Bei ihr besonders eindrücklich ist aber ihr Mut und die Ausdauer, nach fast gemütlichen Tagen in der Südschweiz an einem der schwierigsten Orte und unter schwierigsten Bedingungen durchzuhalten.

Die am 17. Juni 1915 von der Zentrale in Zürich aufgebotene Else Fischer, von den Soldaten als »Tanteli« bezeichnet, wurde zuerst nach Preonzo bei Bellinzona (Kanton Tessin) geschickt, wo sie zuerst für einige Monate eine ganz kleine Soldatenstube mitten im Dorf führte.

»Unser kleines Haus stand in einem Winkel, nur durch ein schmales Gässchen vom Nachbarhause getrennt. Wie die meisten Gassen des Dorfes, war auch der schmale Platz vor dem Hause mit Rebenspalieren überdeckt. […] Der kleine Platz vor der Stube war unsere Terrasse. Ein grosser und langer Tisch war in den innersten Winkel hineingestellt, ein kleinerer stand vor dem Stubenfenster. Vom Eisengitter am Fenster bis zum Nachbarhaus hatten wir einen Draht gespannt, an den wir die Lampe aufhängten. Das sah recht heimelig aus und behagte den Gästen ausnehmend. […] Von unserer Stube aus führte eine Steintreppe in den obern Stock in das sog. Schreib- und Lesezimmer. Da hinauf flüchteten sich gerne jene, die ein besonders liebes Briefchen schreiben oder sich in ein Buch vertiefen wollten.« (S. 8 f.)

»Eine liebe Aufgabe war mir das Ausschmücken unserer Soldatenstube.[29] Sie war in einer richtigen Tessinerküche eingerichtet worden. Damit nun die russige Decke und ihre Balken nicht gar so düster wirkten, deckte ich sie mit breiten Papierspitzen zu. Auch der Kaminsims wurde in ähnlicher Weise geschmückt, alle vierzehn Tage in wechselnder Farbe. Auf dem Kaminsims stand, dem Fenster zugekehrt, ein grosser, schöner Nelkenstock.« (S. 10)

Nach einigen Monaten mit immer wieder wechselnden Truppen wurde sie vom Verband »Soldatenwohl« angewiesen, die Soldatenstube im Fort Gondo hinter dem Simplon-

pass zu leiten. Mitte Dezember 1915 ging die lange Fahrt in einen verlorenen Winkel mitten in den Südalpen. Der Ort der neuen Bestimmung war im Winter monatelang ohne Sonne und gefährlich durch häufige Lawinenniedergänge. Das enge Tal entwässerte gegen Italien und über Iselle am italienischen Südportal des Simplontunnels konnten bis ins Frühjahr 1917 auch die Postsendungen und Krankentransporte nach Brig, der nächsten Schweizer Stadt, abgewickelt werden.

Als Else Fischer an ihrem neuen Bestimmungsort angekommen war, stand das neben dem finsteren Fort errichtete Soldatenhaus noch im Rohbau. Das zweistöckige Gebäude enthielt im Obergeschoss auch das Krankenzimmer und den Schlafraum für die Soldatenmutter, während die Soldatenstube fast das ganze Erdgeschoss in Anspruch nahm. Zunächst musste Else Fischer noch in der Kaserne wohnen, aber mit Hilfe der Soldaten konnte schon bald der zuerst provisorische Betrieb der Soldatenstube aufgenommen werden. Neben dem in der Zürcher Zentrale bestellten Material für die Einrichtung kamen auch schon »Säcke an mit der Aufschrift »Rotes Kreuz«. Sie waren vollgestopft mit Weihnachtspaketen. Das war eine gute Ermunterung für die Soldaten, der Beweis, dass man sie nicht vergessen hatte in diesem weltverlorenen Winkel. Für mich gab es auf die Festtage hin viel Arbeit zu bewältigen, aber es war eine freudige Beschäftigung. Die eingetroffenen Gaben wurden mit dem Posten in Gondo-Dorf redlich geteilt. Am Heiligen Abend hielten wir eine stimmungsvolle Weihnachtsfeier ab. Die größte Freude bereitete mir das Austeilen der Gabenpakete. Ich kam mir, so allein als weibliches Wesen unter all den Soldaten, schier wie das Christkind selber vor. Drei Wochen war ich erst hier, und doch drängte es die Leute schon, mir ein Geschenk zu machen: die drei Bände »Glück« von Hilty. Mit der Widmung »Unserm lieben Soldatentanteli eine fröhliche Weihnacht, mit den innigsten Wünschen, dass es uns noch lange erhalten bleibe.« Alle waren wir fröhlich. Trotz der felsendüsteren und winterliche Landschaft.« (S. 30)

Da das Organisieren von Soldatenweihnachten zu den Verbandaufgaben zählte, feierte Else Fischer auch Weihnachten 1916 mit »ihren« Soldaten und traf die entsprechenden Vorbereitungen: »Dem Mut und der Kraft von Mannschaft und Offizieren hatten wir es zu verdanken, dass auf Weihnachten alle die Liebesgaben, die uns brieflich gemeldet worden waren, in die Festung befördert werden konnten. Da war eine Unzahl gleichmäßiger Pakete darunter. Liebe, kleine Mädchenhände hatten schon lange für uns gearbeitet und diese Gaben zusammengetragen. Die Schülerinnen von zwei Privatschulen in Genf hatten wochenlang unter sorglicher Leitung für unser Fest gearbeitet und auch finanzielle Opfer gebracht. So hatten sie mit viel praktischem Sinn das Nützliche mit dem Idealen verbunden, und jedem musste das Herz lachen beim Anblick der sinnigen Weihnachtsgaben der gebefreudigen kleinen Welschschweizerinnen.« Eine weitere umfangreiche Sendung »sorglich geschmückter Pakete« kam von Frauen aus dem Zürichbiet. Da Elsa Fischer beobachtet hatte, wie einige Soldaten die Tabakpfeife eines Pioniers bewunderten, auf dessen Kopf »Grenzbesetzung« eingeschnitzt war, gelang es ihr bei einer reichen Wohltäterin zu erwirken, dass sie für die Festungstruppe Tabakpfeifen finanzierte, worauf neben einem Schweizerkreuz und einer Jahreszahl die Aufschrift »Festung Gondo« zu sehen war. Gestiftet wurden auch zwei große Schinken, ein großes Quantum Sauerkraut und eine Flasche Kirsch. »So dachten viele liebe

Herzen an uns in unserer Weltabgeschiedenheit und wendeten uns ein grosses Glück zu.« Nächtelang fertigten nun der Hauptmann und die Soldatenmutter Pakete für jede Militärperson in der Festung und sie dachten auch an die Zivilarbeiter. Letztere wohnten auch über die Festtage in ihrer Baracke und: »Gleich den Soldaten waren sie von ihren Familien getrennt.« (S. 63)

»Als das hohe Fest endlich kam, kehrte viel Freude ein in der Festung Gondo. Ein reichgeschmückter Christbaum ragte bis zur Decke hinaus. Neben ihm lagen, auf einem weissgedeckten Tisch hoch aufgetürmt, die Geschenke für die Soldaten. Staunend sahen die Leute den Berg von guten Gaben an. Ich selbst meinte vor Gebeglück in diesen Stunden Flügel zu haben, so leicht und heilig zugleich war mir zumute. […]. Es waren lauter nette Leute beisammen – auch der Posten Gondo war zu uns gestossen –, so dass man ganz das Gefühl von einem freundlichen Familienfeste bekam. Einfach und schlicht, durchdrungen von einem wahren Freundschaftsgefühl, sprach der Herr Hauptmann ein paar Worte zu der Mannschaft. Dann ging es an das Verteilen der Gaben. Das war der Glanzpunkt des Abends! Da sah man allerorts strahlende Augen und eine mächtige Verwunderung, wer nur so schnell erraten hätte und wie, was den oder jenen besonders freute. Die Pfeifen wurden immer wieder in den Händen herumgedreht und ihr Zug ausprobiert. Dann nahm ein herziges Brieflein, das die lieben Genferinnen jedem Päcklein beigefügt hatten, die Aufmerksamkeit der Mannen in Beschlag. […] Dazwischen wurde auf den verschiedensten Instrumenten musiziert, dass wir völlig vergassen, wie fern von Gesellschaft und Verkehr wir lebten.« (S. 63 f.)

Noch tief in den Januar hinein hallten die Festlichkeiten nach, denn nun galt es noch, Dankesbriefe an die Wohltäterinnen zu schreiben. Weil dies manchem etwas schwer fiel, half hier die Soldatenmutter gerne nach. Und sie war es auch, welche dafür sorgte, dass im Herbst 1917 auch in Gondo-Dorf eine Soldatenstube eröffnet werden konnte.

Nach der Festungsweihnacht 1917, bei der die Soldatenmutter alle mit wohlriechender Rasierseife überraschte, brach das letzte Jahr in der Festung an. Nach einer siebenwöchige Grippeepidemie, bei der jeder zehnte Soldat starb, wurde die Festung demobilisiert und die Soldatenstube geschlossen. So verließ Else Fischer nach 1048 Tagen die Talwehr, um anschließend noch für manche Woche in Delémont Grippe-Patienten zu pflegen.

Epilog

Der Verband «Soldatenwohl" änderte 1920 seinen Namen in «Schweizer Verband Volksdienst" mit den Unterabteilungen Soldatenwohl und Arbeiterwohl. Er machte sich fortan vor allem einen Namen im Bereich Gemeinschaftsverpflegung. Bis zu ihrem Ableben blieb Frau Spiller, nun verheiratete Züblin-Spiller, die treibende Kraft und erreichte mit Erfolg, dass ein in einer Notsituation geborenes Unternehmen auch in Friedenszeiten eine wichtige Aufgabe erfüllen konnte.

Dass der Volksdienst bereits 1922 im Wohlfahrtshaus der Maschinenfabrik Bühler in Uzwil das erste Selbstbedienungsbuffet der Schweiz einrichtete, ist nur eines von vielen Beispielen eines nie erlahmten Pioniergeistes. Heute steht die nun auch in Deutschland und Österreich aktive «sv group" für gesunde und ausgewogene Ernährung in Personalrestaurants, Mensen und Senioreneinrichtungen. In der Schweiz ist das Unternehmen Marktführerin in der Gemeinschaftsgastronomie. Aus-

serdem betreibt sie Event Catering und führt Hotels u. a. für Marriott.

Dies ist gewiss bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass alles vor hundert Jahren mit der Eröffnung von zwei Soldatenstuben in einem alten Uhrenmacheratelier und in einer Turnhalle im Schweizer Jura begonnen hat.

*Elsa Züblin-Spiller, * 1.10.1881 in Winterthur-Seen, † 11.4.1948 in Kilchberg bei Zürich. Seit 1884 Halbwaise. Erster Vormund Alkoholiker, dann als zweiten Vormund den Advokaten Ludwig Forrer, nachmaliger Bundesrat. Nach der obligatorischen Schulpflicht Arbeit in Papierhandlungen und in Hotels. Neben der Tätigkeit in einem Druckereibüro erste Zeitungsartikel und Feuilletonbeiträge, u. a. in der »Neuen Zürcher Zeitung«. Ab 1911 zugleich Redakteurin der »Schweizerischen Wochenzeitung« und der »Schweizer Hauszeitung«, daneben Leitung des Heilsarmee-Pressedienstes, aber nie Mitglied der Salutisten. 1914 Gründung des Schweizer Verbands Soldatenwohls. 1916 Mitgründerin der Soldatenfürsorge. 1918 Eröffnung der ersten Kantine nach dem Muster der Soldatenstuben. 1920 Umbenennung des Verbands Soldatenwohl in Schweizer Verband Volksdienst. 1938 Mitgründerin des Frauenhilfsdienstes FHD. 1941 Ehrendoktorat der Universität Zürich (als zweite Frau).*

Anmerkungen

1 Johann Howald (Hg.): Unser Volk in Waffen. Schweizerische Grenzbesetzung 1914/16 in Wort und Bild. Emmishofen 1916.
2 Wie Anm. 1, S. 3.
3 Georg Kreis: Insel der unsicheren Geborgenheit. Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918. Zürich 2014, S. 27.
4 Wie Anm. 3.
5 Ebd., S. 24.
6 Carl Spitteler: Unser Schweizer Standpunkt. Vortrag, gehalten in der Neuen Helvet. Gesellschaft, Gruppe Zürich, am 14. Dezember 1914. Zürich 1915.
7 Wie Anm. 3, S. 282 ff.
8 Edwin Paul (Füsilier): Der Soldat, an dem der Weltkrieg vorbei ging. Tagebuch 1914–1918. Einsiedeln 1939.
9 Vgl. Armeestab Bern: Humor und Gemüt bei unseren Soldaten: Schweizerische Grenzbesetzung 1914/1915. IV. Band. Basel 1916.
10 Marie Schmid-Itten/Rosa Meili-Lüthi/Eugen Wyler (Hg.): Grenzdienst der Schweizerin 1914–1918. Von Frauen erzählt. Bern o. J., S. 40 f.
11 Regula Stämpfli: Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914–1945. Zürich 2002, S. 81.
12 Einen Überblick über die Verbandslandschaft am Vorabend des Ersten Weltkriegs gibt Beatrix Mesmer: Staatsbürgerinnen ohne Stimmrecht. Die Politik der schweizerischen Frauenverbände 1914–1971. Zürich 2007, S. 11 ff.
13 Wie Anm. 3, S. 42 ff.
14 Wie Anm. 8, S. 41.
15 Moia Schnyder: Zwei Pionierinnen der Volksgesundheit. Susanna Orelli-Rinderknecht, 1845–1939. Else Züblin-Spiller, 1889–1948. Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik 26. Zürich 1973, S. 57 f.
16 Regula Zürcher: Von Apfelsaft bis Zollifilm. Frauen für die Volksgesundheit. Kloten 1996, S. 253 f.
17 Historisches Lexikon der Schweiz. Bd. 3 (Ed. 2004), S. 651 s. v. »Département social romand«. Es sei an dieser Stelle auch bemerkt: Unter der Bezeichnung »Cevi Militär Service« ist die Militärkommission auch gegenwärtig mit Freizeiteinrichtungen, Soldatenhäusern, Lesestuben, Räumen der Stille und Beratungsdiensten auf Waffenplätzen schweizweit präsent und beliefert die diensttuenden Einheiten mit Briefpapier und Schreibmaterial.
18 Zur Bedeutung des schweizerischen Abstinentenwesens vgl. etwa Jakob Tanner: Die »Alkoholfrage« in der Schweiz im 10. und 20. Jahrhundert. In: W. Hermann Fahrenkrug (Hg.): Zur Sozialgeschichte des Alkohols in der Neuzeit Eu-

ropas. Lausanne 1986, S. 147–168; Dominik Wunderlin: Die Antialkoholbewegung in der Schweiz. In: Hessische Vereinigung für Volkskunde/Andreas C. Bimmer/Siegfried Becker (Hg.): Alkohol im Volksleben. Marburg 1987, S. 113–128.

19 Wie Anm. 11, S. 70.

20 Jakob Tanner: Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890–1950. Zürich 1999, S. 276.

21 Wie Anm. 15, S. 59.

22 Ebd., S. 60.

23 Dass die Armeeleitung bald überzeugt war, dass übermässiger Alkoholkonsum weder der Wehrkraft war noch der Volksgesundheit dienlich war, zeigt auch das Statement »Drohende Gefahren« des Sanitätshauptmanns Dr. E. Köchlin, abgedruckt in: Howald 1916, S. 308.

24 Regula Stämpfli: Von der Grenzbesetzung zum Aktivdienst. Geschlechterpolitische Lösungsmuster in der schweizerischen Sozialpolitik (1914–1945). In: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 18 (2002), S. 378.

25 Wie Anm. 15, S. 62.

26 Wie Anm. 8, S. 71.

27 Wie Anm. 11, S. 83.

28 Else Hess-Fischer: Erinnerungen einer Soldatenmutter aus der Zeit der Grenzbesetzung 1914–1918. Bern 1936, S. 2. – Die nachfolgenden Originalzitate sind direkt am Zitatende mit einer Seitenziffer versehen.

29 Wie fotografische Aufnahmen zeigen haben sich manchmal auch künstlerische begabte Soldaten mit Bildschmuck beteiligt. Manchmal sind es Soldatenkarikaturen, aber auch ernste Bilder wie z. B. ein Soldat mit Gasmaske und Handgranaten.

Anschrift des Autors:
Dominik Wunderlin, lic. phil. I
Museum der Kulturen Basel
Münsterplatz 20
CH-4001 Basel
dominik.wunderlin@bs.ch

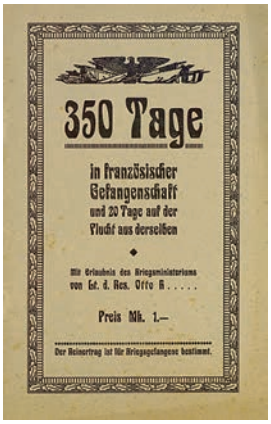
Kriegsschuh und Streckfleisch

Badische Landesbibliothek stellt digitalisierte Materialien zum Ersten Weltkrieg bereit

Julia Freifrau Hiller von Gaertringen

Mit Blick auf das Jahrhundertgedenken zum Beginn des Ersten Weltkriegs hat die Badische Landesbibliothek bereits im Jahr 2013 100 zeitgenössische Bücher und Broschüren aus den Jahren 1914–1918 digitalisiert. Sie stammen aus badischen Verlagen oder beziehen sich auf das Kriegsgeschehen in Baden. Seither hat sich die Titelzahl aufgrund von Benutzeraufträgen noch erhöht. Die digitalisierten Titel sind zu finden unter http://digital.blb-karlsruhe.de.

Das Spektrum der Digitalisate reicht von amtlichen Denkschriften zu wirtschaftlichen Maßnahmen während des Kriegs oder zur Invaliden- und Hinterbliebenenfürsorge über Kriegspropaganda, Kriegstagebücher, Kriegslyrik und Kriegspredigten bis hin zur Darstellung der Kriegserlebnisse von Badenern an der Front und in Gefangenschaft. Ebenfalls dabei: das mit Hunderten von Fotos ausgestattete Gedenkbuch der Stadt Pforzheim mit den Ehrentafeln der Kriegsopfer aus den Jahren 1915–1920 und das Ehrenbuch der Stadt Karlsruhe für ihre 5510 im Krieg gefallenen Bürger aus dem Jahr 1930. Oder eine alphabetische Zusammenstellung der höchstzulässigen Lebensmittelpreise in Karlsruhe nach dem Stand vom 15. Mai 1916. Eine kleine Auswahl der digitalisierten Titel soll hier vorgestellt werden.



Otto H.: 350 Tage in französischer Gefangenschaft und 20 Tage auf der Flucht aus derselben. Pforzheim 1918

»Aha, wir sind im Krieg«[1]

Erika Reichsfreiin von Babo, 1890 in Pforzheim geboren, wurde im Januar 1915 als Lazarettschwester nach Belgien entsandt. Ihr »Kriegstagebuch einer badischen Schwester« gab der Badische Frauenverein 1918 im G. Braun Verlag in Karlsruhe heraus. Im August 1915 wurde sie mit dem Kriegslazarett Nr. 14 an die Ostfront versetzt, diente in Polen, Weißrussland und der Ukraine. Im Juni 1917 kehrte sie »aus Gesundheitsrücksichten« nach Baden zurück. Ihr Tagebuch ist erschreckend, denn es enthält keinerlei Mitteilungen über die eigentliche Arbeit in einem Kriegslazarett. Es beschreibt »lautes deutsches Soldatenlachen«, »schönste Landschaft«, blühende Wiesen, blumengeschmückte Krankensäle, tränenseligen Abschied von russischen Zwangsarbeitern. Wo immer Schwester von Babo sich aufhielt, schufen »deutscher Fleiß und deutsche Hände ein Idyll«, flatterte »die deutsche Kriegsflagge lustig im Winde«. Und dazu notierte sie dann eine Fülle von Ressen-

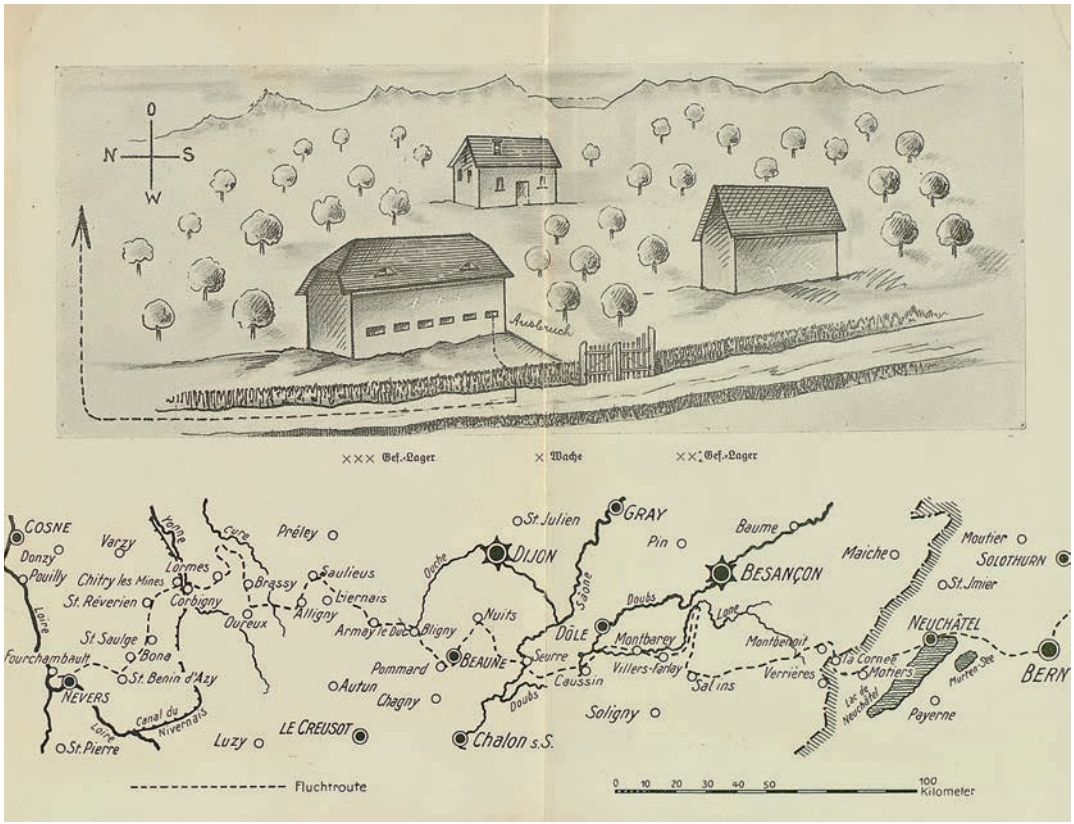


Abb. 1: Fluchtroute des Pforzheimers Otto H. aus französischer Kriegsgefangenschaft (1916)

timents gegenüber Polen, Juden, Russen. Das Tagebuch ist nicht einmal propagandatauglich, es ist einfach nur bestürzend naiv. Das Generallandesarchiv verwahrt eine schmale Akte der Kriegslazarett-Abteilung Nr. 14;[2] diese einmal mit der seltsam unwirklichen Beschreibung der Lazarettschwester zu vergleichen, könnte wohl interessant sein.

Der Leutnant d. R. Otto H. aus Pforzheim veröffentlichte nach erfolgreicher Flucht aus französischer Kriegsgefangenschaft seinen Bericht »350 Tage in französischer Gefangenschaft und 20 Tage auf der Flucht aus derselben«[3] im Pforzheimer Verlag von Donatus Weber. Der Titel ist nur in der Badischen Landesbibliothek überliefert und in anderen Bibliotheken nicht nachgewiesen (Abb. 1). Der Leutnant H. war am 24. Juli 1915 in den Vogesen in französische Kriegsgefangenschaft geraten und nach Moulins sur Allier gebracht worden, wo er zunächst beim Bau einer Bahnlinie und dann beim Bau einer Munitionsfabrik eingesetzt wurde. Weitere Lager in Burgund folgten. Der Bericht schildert in allen Einzelheiten die Zustände in den französischen Kriegsgefangenenlagern, die Lebensmittelversorgung, die Hygienevorschriften, die Disziplinierungsmaßnahmen. Als 20 Mann für die Landwirtschaft angefordert wurden, meldete sich auch H., als Kaufmann zwar fachunkundig, aber in der Erwartung, dass von einem solchen Einsatz aus eine

Flucht leichter zu bewerkstelligen sei. Von Magny-Lormes aus floh er am 9. Juli 1916 mit einem Kameraden und schaffte es tatsächlich über 400 Kilometer Distanz zur schweizerischen Grenze. Von dort durfte er nach Deutschland ausreisen. Am Ende landete er wieder bei seinem Bataillon an der Front in Lothringen.

Abb. 2: Kraftwagenführerin Annemarie Reimer mit Dienstwagen in Pillkallen (1914)

Höchst lesenswert sind auch die Kriegserlebnisse von Annemarie Reimer »Sieben Monate an der Ostfront als Kraftwagenführerin«.[4] Die Arztgattin aus dem ostpreußischen Tapiau war schon am 2. August 1914, dem ersten Tag der Mobilmachung, als Fahrerin eines Offiziers mit ihrem eigenen Opel 8/20 PS Phaeton auf dem Weg nach Königsberg im Einsatz (Abb. 2). Ihr wurde dann ein Dienstwagen gestellt und mit diesem chauffierte sie als dienstverpflichtete Kraftwagenführerin über Monate hinweg Stabsoffiziere im ostpreußischen Frontgebiet. Mehr als einmal geriet sie selbst in Artilleriegefechte hinein. Die Hofbuchdruckerei Max Hahn & Co. in Mannheim veröffentlichte 1915 ihren Bericht, mit Fotos, die sie im Kampfgebiet selbst aufgenommen hatte. Sie erzählt von Kampfhandlungen, von zerschossenen Ortschaften, geplünderten Häusern, verwundeten Soldaten und verängstigten Flüchtlingen, aber auch vom Kaiserbesuch in Kottkuhnen am 2. Dezember und von einem Nelkenstrauß, den sie an Heiligabend 1914 unter einem kerzenleuchtenden Weihnachtsbaum geschenkt bekam. Aus der Mikroperspektive schildert sie das Kriegsgeschehen in einem der Hauptkampfgebiete der ersten Kriegsmonate lebensnah und detailfreudig. Wegen einer Rippenfellentzündung wurde sie im Februar 1915 krankgeschrieben. Im April 1915 musste sie den Dienst quittieren, weil das Preußische Kriegsministerium verfügte, dass Privatchauffeure nicht mehr zum Felddienst herangezogen werden durften.

Im Mai 1917 druckte die »Liller Kriegszeitung« den Erlebnisbericht eines badischen Offiziers aus der Lorettoschlacht, mit der die französische Heeresleitung im Frühjahr 1915 einen Durchbruch durch die deutschen Linien in Nordfrankreich erreichen wollte. Die Offensive führte zur Einnahme der Lorettohöhe durch die Franzosen. Dem Geländegewinn von 1,9 Kilometern Tiefe auf einer Frontbreite von 5,4 Kilometern standen allerdings Verluste von 60 000 Soldaten gegenüber.

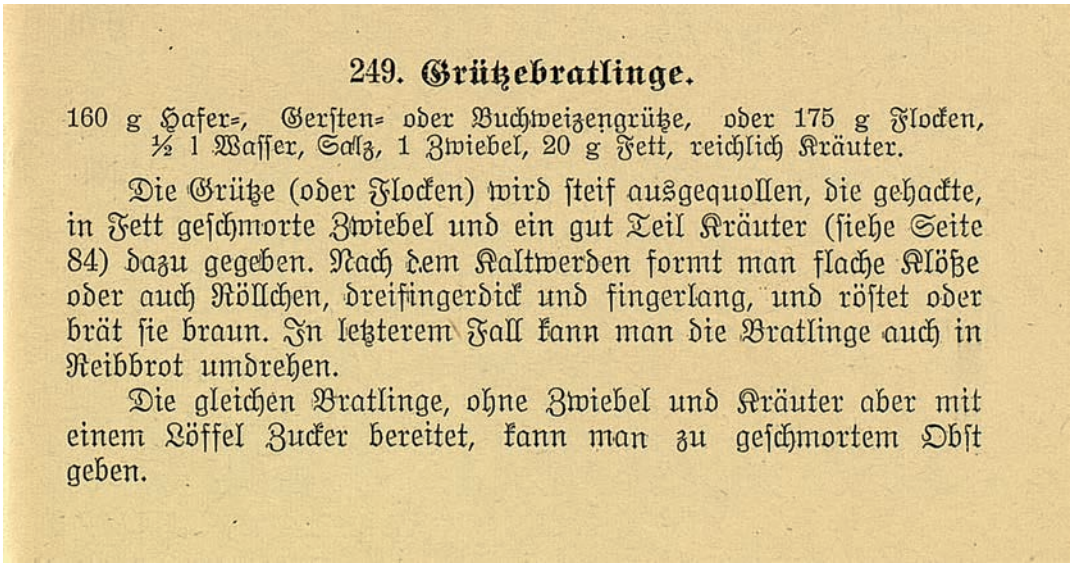
An den Kämpfen war das 3. Badische Infanterie-Regiment Nr. 111 »Markgraf Ludwig Wilhelm« beteiligt. Hans Schmidt, Kompanieführer, berichtete vom Geschehen vor Ort aus der Perspektive eines Beteiligten sehr genau. Das Grauen, das er miterlebte, verdeutlichen schon seine ersten Sätze: »Loretto! Vor dem Krieg ein harmloser Huegel, rings umsaeumt von reichen, schoenen Doerfern, die malerisch in die fruchtbare Landschaft gebettet sind. Alte Herrensitze in wundervollen Parks versteckt. […] Loretto heute: die Staette der grauenhaft zerrissenen, mit Blut und Eisen geduengten Felder, der dem Erdboden gleichgemachten Doerfer, der zusammengeschossenen Schloesser, deren Parks zu Friedhoefen umgewandelt sind.«[5]

An die Hausfrauen!

»Die deutsche Familie ist jetzt vor die Aufgabe gestellt, mit allem Ernst und Pflichtgefühl den Kampf gegen den englischen Aushungerungsplan aufnehmen zu müssen. England will die deutschen Familien dem Hunger preisgeben; das, was auf dem Schlachtfelde nicht erreicht werden konnte, soll jetzt durch den Aushungerungsplan herbeigeführt werden: Deutschlands Vernichtung. So völkerrechtswidrig diese Art der Kriegsführung gegen Wehrlose, gegen Frauen und Kinder ist, wir müssen leider bitter ernst damit rechnen; denn England hat die Zufuhr von Nahrungsmitteln nach Deutschland unterbunden, wir sind genötigt, ohne diese Zufuhren unsere Ernährung durchzuführen, indem wir die Nahrungsmittel, die unser Land selbst hervorbringt, haushälterisch und sparsam verwenden.«[6]

Mit diesem Paukenschlag der Propaganda wird das »Badische Kriegskochbüchlein« von Emma Wundt eingeleitet, ein 1915 vom Badischen Frauenverein veröffentlichtes Kochbuch, das nach der Rationierung von Fleisch, Mehl und Fett die Speisezubereitung mit ausschließlich heimischen Nahrungsmitteln empfiehlt und dazu 96 Rezepte anbietet. Verfasserin war Emma Wundt, die Vorsteherin der Koch- und Haushaltungsschule des Badischen Frauenvereins. Fleisch spielt aber doch eine große Rolle in diesem Kochbuch.

Ganz ohne Fleisch kommen die Rezepte aus Käthe Birkes Kochbuch »Die fleischlose Küche in der Kriegszeit nebst einfachen Fischgerichten«[7] aus. Dieses Kochbuch mit 645 Rezepten erschien 1917 im G. Braun Verlag in Karlsruhe. Hier werden vegetarische Fleischersatzspeisen aus den verschiedensten Cerealien, aus Kartoffeln oder Gemüse vorgestellt (Abb. 3). Es fehlt auch nicht der Hinweis, dass man Fleischersatz als industriell hergestellte Konserve kaufen und sich damit Arbeit ersparen könne, z. B. die grießförmige »Bratenmasse«, auch bekannt als »Pflanzenfleisch«, die vor der Weiterverarbeitung zu steifem Brei gekocht wird und zudem bereits fertig gemischt und gewürzt sei: »Ein empfehlenswertes Erzeugnis ist die Nuxo-Bratenmasse, desgleichen die Nuxo-Nußspeisen.«[8] »In Friedenszeiten haben wir diese Speisen in reichlich heißem Fett gebraten«, fährt die Verfasserin fort, »und es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß sie mit der dadurch erzielten kroß-braunen Rinde sehr einladend sind. Doch lassen sie sich auch ganz ohne oder mit sehr wenig Fett bereiten.«[9] Und wer die Bratlinge »nicht gleich auf der Höhe des Wohlgeschmackes« zubereiten könne, solle sich nicht entmutigen lassen: Übung macht den Meister. Einige Seiten weiter gibt es Rezepte nach dem Ideal eines Kriegskuchens: »Ohne Butter, ohne Mehl, ohne Milch. Auch Eier müssen sparsam benutzt werden. […] Für Mehl wird an erster Stelle unsere treue Helfe-



249. Grützebratlinge.

160 g Hafer-, Gersten- oder Buchweizengrütze, oder 175 g Flocken, ½ l Wasser, Salz, 1 Zwiebel, 20 g Fett, reichlich Kräuter.

Die Grütze (oder Flocken) wird steif ausgequollen, die gehackte, in Fett geschmorte Zwiebel und ein gut Teil Kräuter (siehe Seite 84) dazu gegeben. Nach dem Kaltwerden formt man flache Klöße oder auch Röllchen, dreifingerdick und fingerlang, und röstet oder brät sie braun. In letzterem Fall kann man die Bratlinge auch in Reibbrot umdrehen.

Die gleichen Bratlinge, ohne Zwiebel und Kräuter aber mit einem Löffel Zucker bereitet, kann man zu geschmortem Obst geben.

Abb. 3: Rezept für Grützebratlinge aus Käthe Birkes Kochbuch »Die fleischlose Küche in der Kriegszeit« (1917)

rin in der Kriegsküche, die Kartoffel verwendet …«.[10]

Die Mangelernährung der Kriegsjahre dokumentiert auch Gustav Schmids »Anleitung zum Braten, Backen und Kochen mit Schmid'schem Streckfleisch«. Der Gasthofbesitzer in Bad Cannstatt hatte sein Fleischersatzprodukt zum Gebrauchsmuster- wie zum Patentschutz angemeldet; sein Rezeptbuch – »Motto: Strecke das Mangelnde mit dem genügend Vorhandenen« – gab daher auch nicht an, woraus das Streckfleisch bestand, sondern nur, wie man es weiterverarbeiten sollte. Herauszuheben war, dass er ein Fleischstreckungsverfahren gefunden hatte, das ohne jedes der bekannten Bindemittel – Eier, Brot, Mehl oder Zwieback, die ja ebenfalls Mangelware waren – auskam und durch Verwendung von Frisch- und Dörrgemüse das Fleisch auf das 2½-fache so strecken konnte, »dass ein Unterschied im Geschmack gegenüber frischem Fleisch kaum wahrnehmbar ist und der Nährwert oder die Bekömmlichkeit und Sättigung laut Analyse nicht beeinträchtigt werden.«[11] Verkaufsfördernd sein sollten die hochkarätigen Referenzen, die Presseberichte und das lebensmittelchemische Gutachten, die auf acht Seiten abgedruckt sind.

Die patriotische Hausfrau stärkte die Wehrkraft des Vaterlandes aber nicht nur durch Sparsamkeit bei der Speisezubereitung. Sie engagierte sich in dieser Zeit des bitteren Rohstoffmangels auch bei der Kriegsschuhfürsorge und fertigte aus alten Schuhen, gebrauchtem Leder und Lumpen neue Schuhe. Dafür gab es einen Schuh-Lehrkurs, den der Nationale Frauendienst in Frankfurt am Main anbot und für den die Vorsitzende des Vaterländischen Vereins Hofheim am Taunus, Friederike Engelhard, 1917 ein Lehrbuch herausgab.[12] Dieses sollte auch anderwärts in Kursen für Frauen, im Schulunterricht und im Selbstunterricht Verwendung finden (Abb. 4). Der Broschüre sind Schnittmuster für Bett-

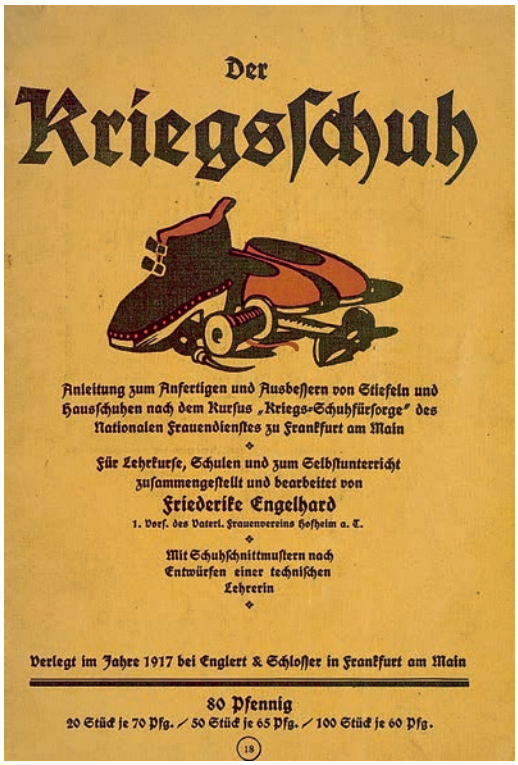


Abb. 4: »Der Kriegsschuh« (Lehrbuch von 1917)

schuhe, Pantoffeln, Stiefel, Fasson- und Spangenschuhe in Naturgröße beigeben.

»Ach, die vielen Krüppel!«

So klagte Hermann Müßle, Pfarrer im südbadischen Oberwinden und Verfasser der 1917 in Karlsruhe verlegten Schrift »Wie sorgt das Vaterland für seine kriegsbeschädigten Heldensöhne?«: »Wer wollte es angesichts der schweren Opfer des Krieges dem Volke verübeln, wenn es traurig in die Zukunft schaute und sich das Kriegskrüppelelend in möglichst düstern Farben ausmalte!«[13] Aufklären wollte er über die Kriegsbeschädigtenfürsorge und um Verständnis werben für deren Anliegen. Ausführlich stellte er verschiedene Modelle von Arm- und Beinprothesen vor, um dann die finanzielle Seite von Rente und Verstümmelungszulage zu betrachten und die offiziellen Bemühungen zur beruflichen Wiedereingliederung der Kriegsversehrten zu erläutern (Abb. 5).

Digitalisiert wurde auch der Bericht über »Die Lazarettschule des orthopädisch-neurologischen Lazaretts Mannheim«[14] aus dem Jahr 1915. Im Gebäude der Mannheimer Oberrealschule war zu Kriegsbeginn das Reservelazarett II mit 300 Betten eingerichtet worden. Es wurde im März 1915 zum orthopädisch-neurologischen Spezialkrankenhaus umgewidmet. Dort wurden Soldaten behandelt, die aufgrund von Knochen- oder Nervenverletzungen mit Verstümmelungen, Versteifungen oder Lähmungen zu leben lernen mussten. Sie sollten schon während der medizinischen Behandlung in der Lazarettschule bei der Wiedererlangung ihrer Arbeitsfähigkeit unterstützt werden. Dabei sollte möglichst erreicht werden, dass sie ih-

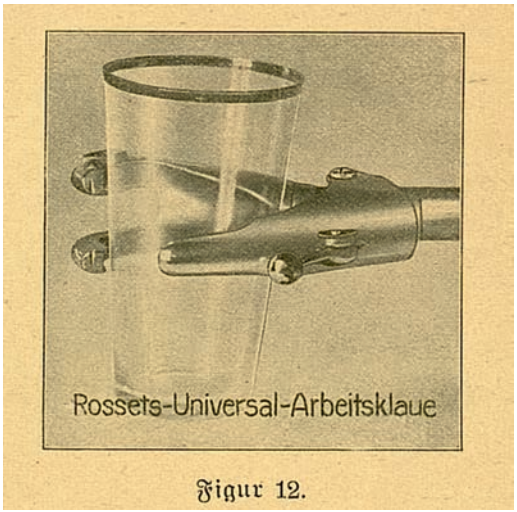


Abb. 5: Rossets Universal-Arbeitsklaue. Handprothese, abgebildet in Hermann Müßles »Invaliden-Ratgeber« (1917)

ren bisherigen Beruf weiter ausüben konnten. Theoretischer Unterricht fand statt in den Elementarfächern, aber auch auf gewerblichem und kaufmännischem Gebiet, praktischer Unterricht wurde in den Werkstätten erteilt. Es wurden die Berufe Schreiner, Schuhmacher, Schlosser, Schmied, Orthopädiemechaniker und Buchbinder geschult. Am wichtigsten war allerdings der psychologische Aspekt, die Wiederherstellung des Selbstvertrauens und der Wiederaufbau eines Leistungswillens. Der von der Lazarettschulkommission herausgegebene Bericht stellt das Lehrangebot ausführlich dar und zeigt in 43 Fotos den Lazarett- und Schulbetrieb.

In Heidelberg gründete der Jurist Eberhard von Künßberg 1915 die erste Einarmschule in Deutschland. Sie wurde im September 1915 nach Ettlingen verlegt. Die Erfahrungen der Schule führten noch 1915 zur Herausgabe der »Einarm-Fibel«, deren zweite Auflage von 1916 in der Badischen Landesbibliothek vorhanden ist und digital bereitgestellt werden konnte. Das kleine Buch wollte sich nicht anmaßen, »jedem Einarmigen bei der Umgestaltung seines Lebens allgemein gültigen klugen Rat zu geben. Das ist unmöglich. Es möchte bloß, so wie die Fibel dem Kinde die ersten Schwierigkeiten des Lernens erleichtert, in gleicher Weise dem einarmig oder einhändig Gewordenen die ersten Schwierigkeiten beseitigen helfen, ihm zeigen, daß die häufigsten Handgriffe und Fertigkeiten durchaus keine Kunst, kein Geheimnis sind, ihm zeigen, daß die Einarmigkeit bei weitem nicht das Schlimmste ist.«[15] Die Fibel unterrichtet mit Text und Beispielfotos über Körperpflege, An- und Auskleiden, Essen, Schreiben, Zeichnen und Werkzeugbedienung (Abb. 6). Sie beschreibt die Möglichkeiten einer Armprothese und endet mit Schicksalsberichten von Invaliden, die es geschafft haben, ihr Leben auch einarmig gut zu meistern.

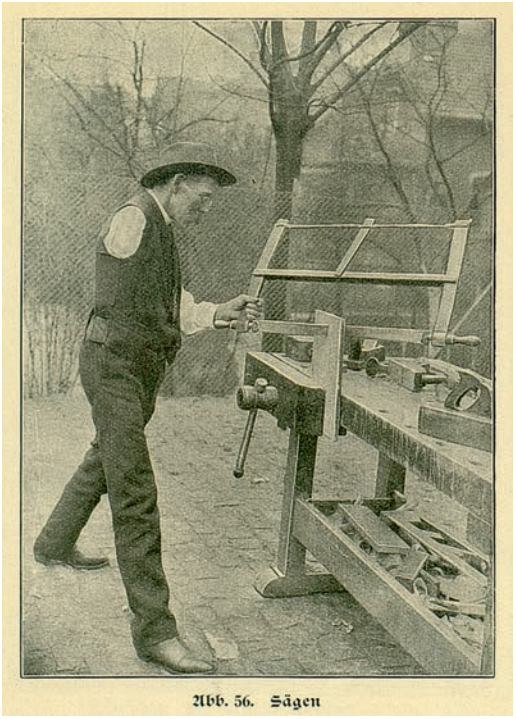


Abb. 56. Sägen

Abb. 6: »Sägen«, Fotografie von Ernst Flemming in Eberhard von Künßbergs »Einarm-Fibel« (1916)
Copyright aller Bilder: Badische Landesbibliothek

Auch Doktorarbeiten badischer Universitäten zu einschlägigen Kriegsthemen hat die Badische Landesbibliothek digitalisiert, darunter medizinische Abhandlungen wie jene über »Zwei Fälle von Handgranatsplitterverletzung des Auges« und jene »Über penetrierende Bauchverletzungen im Frieden und im Kriege« oder juristische wie jene über »Die Haftung des Militärfiskus für Unfälle beim Betriebe von Militärkraftwagen insbesondere in den okkupierten Gebieten des jetzigen Krieges«, über den »Vertragsbruch des Armeelieferanten« oder über »Kriegseingriffe in bestehende Mietverhältnisse nach deutschem bürgerlichen Recht«.

Weitere Titel, die Baden im Ersten Weltkrieg betreffen, können, sofern urheberrechtsfrei, auf Wunsch in den Digitalen Sammlun-

gen der Badischen Landesbibliothek bereitgestellt werden. Recherchiert werden kann das Titelmaterial auf gewohnte Weise im Online-Katalog der Badischen Landesbibliothek.

Anmerkungen

1 Erika von Babo: Aus dem Kriegstagebuch einer badischen Schwester. Hg. v. Badischen Frauenverein. Karlsruhe 1918. 40 S., hier: S. 4.
2 GLA Karlsruhe, 456 D Nr. 894.
3 Otto H.: 350 Tage in französischer Gefangenschaft und 20 Tage auf der Flucht aus derselben. Pforzheim [1918]. 40 S.
4 Annemarie Reimer: Sieben Monate an der Ostfront als Kraftwagenführerin. Bearb. u. hg. v. Ernst Friedrich Werner. Mannheim 1915. 118 S.
5 Badische Leib-Grenadiere bei Loretto. Nach den Aufzeichnungen des inzwischen auf dem Felde der Ehre gefallenen Leutnants d. R. und Kompanieführers Hans Schmidt hg. v. Major a. D. Piper. Lille 1917, 71 S., hier: S. 6 f.
6 Badisches Kriegskochbüchlein. Winke für die Hausfrauen während der Kriegszeit. Mit Unterstützung der Großherzoglichen Regierung hg. v. Badischen Frauenverein. Bearb. v. Emma Wundt. Karlsruhe 1915. 48 S., hier: S. 5.
7 Käthe Birke: Die fleischlose Küche in der Kriegszeit nebst einfachen Fischgerichten. Karlsruhe [1917], IV, 268 S.
8 Ebd., S. 85.
9 Ebd.
10 Ebd., S. 144.
11 Anleitung zum Braten, Backen und Kochen mit Schmid'schem Streckfleisch. Hg. v. dem Erfinder Gustav Schmid. Cannstatt [1918], 24 S., hier: S. 3.
12 Der Kriegsschuh: Anleitung zum Anfertigen und Ausbessern von Stiefeln und Hausschuhen nach dem Kursus »Kriegs-Schuhfürsorge« des Nationalen Frauendienstes zu Frankfurt am Main. Zusammengest. und bearb. v. Friederike Engelhard. Frankfurt a. M. 1917, 19 S., vier Beil.
13 Hermann Müßle: Wie sorgt das Vaterland für seine kriegsbeschädigten Heldensöhne? Den Helden im Lazarett und im Feld, wie auch Denen daheim zur Aufklärung und zum Troste gewidmet. Karlsruhe 1917, 40 S., hier: S. 1.
14 Die Lazarettschule des orthopädisch-neurologischen Lazaretts Mannheim. Mannheim 1915, 56 S.
15 Einarm-Fibel. Ein Lehr-, Lese- und Bilderbuch für Einarmer. Hg. v. Eberhard Freiherr von Künßberg und den Lehrern der Heidelberger Einarmschule (jetzt in Ettlingen bei Karlsruhe). 2., erw. Aufl. Karlsruhe 1916, 85 S., hier: S. 1.

Anschrift der Autorin:
Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen
Badische Landesbibliothek
Erbprinzenstraße 15
76133 Karlsruhe

Kriegsspuren

14–18 heute im Schweizer Jura

Laurence Marti

Tausende wissenschaftliche Veröffentlichungen, zahlreiche Kriegsmuseen, Dutzende Internetauftritte, Comics, Bilder, Filme, Videospiele, die mögliche Aufnahme der französischen Kriegsschauplätze in die Welterbe-Liste der UNESCO: Nachdem der Erste Weltkrieg aus Gesichtsfeld und Gedächtnis getilgt war, ist er seit etwa zehn Jahren mit einer Flut von Veranstaltungen und Veröffentlichungen wieder auferstanden. Dabei kamen auch Mittel zum Einsatz, die bisher selten für die Würdigung eines historischen Ereignisses genutzt wurden.

Die Schweiz und der Jura, obwohl sie nicht zu den kriegführenden Parteien gehört haben, entkommen dieser neuen Form der »Mobilmachung« nicht. Wie kann man diesen Wandel erklären? Warum eine solche Begeisterung?

Um das zu verstehen, schlägt das Musée jurassien d'art et d'histoire von Delémont (Delsberg) vor, sich mit dem Ersten Weltkrieg aus heutiger Sicht zu befassen. Welche Spuren hat dieser Krieg im heutigen Denken und Handeln hinterlassen? Welche Bedeutung haben diese Spuren? Wie bleibt ein solches Er-

eignis in unserer Gesellschaft lebendig? Zur Beantwortung dieser Fragen hat das Museum Akteure aus dem Jura einbezogen (Sammler, Künstler, Liebhaber nachgespielter Schlachten, Hoteliers, Flüchtlingsnachkommen usw., das Museum selbst inbegriffen), die sich auf die eine oder andere Weise heute von diesem Thema berührt fühlen und unter uns die Erinnerung an den Krieg durch Gegenstände oder bestimmte Örtlichkeiten (Denkmäler, Kriegstagebücher, Waffensammlungen, historische Stätten, Ausstellungen usw.) lebendig werden lassen.

Durch dieses Vorgehen können wir besser verstehen, wie dieses wichtige Ereignis des 20. Jahrhunderts weiterlebt, durch welche Vermittler und durch welche Gegenstände. Es zeigt uns die individuelle und kollektive Gedächtnisentwicklung, den Wandel der Vergangenheitsdarstellung, die sich mit der Zeit ändert und aus den Problemen der Gegenwart heraus neue Formen gewinnt. Und in einem tieferen Sinn führt es uns zu einem Nachdenken über die Präsenz von Krieg, diesmal in seiner ganz allgemeinen Bedeutung, in unserer Gesellschaft.

Anschrift der Autorin:
Laurence Marti
Route Neuve 12
Case postale 82
CH-1170 Aubonne

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

[1] Voraussetzung: Gehalts-/Bezügekonto; Genossenschaftsanteil von 15,– Euro/Mitglied

0,– Euro[1] Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei[1] – ohne monatlichen Mindesteingang auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!

BÖRSE ONLINE
Fairstes Girokonto Filialbanken
BBBank
biallo.de

BBBank eG
Herrenstraße 2–10
76133 Karlsruhe

BB Bank

So muss meine Bank sein.

256_Anzeige BB-Bank.indd 256 26.09.2014 10:02:10